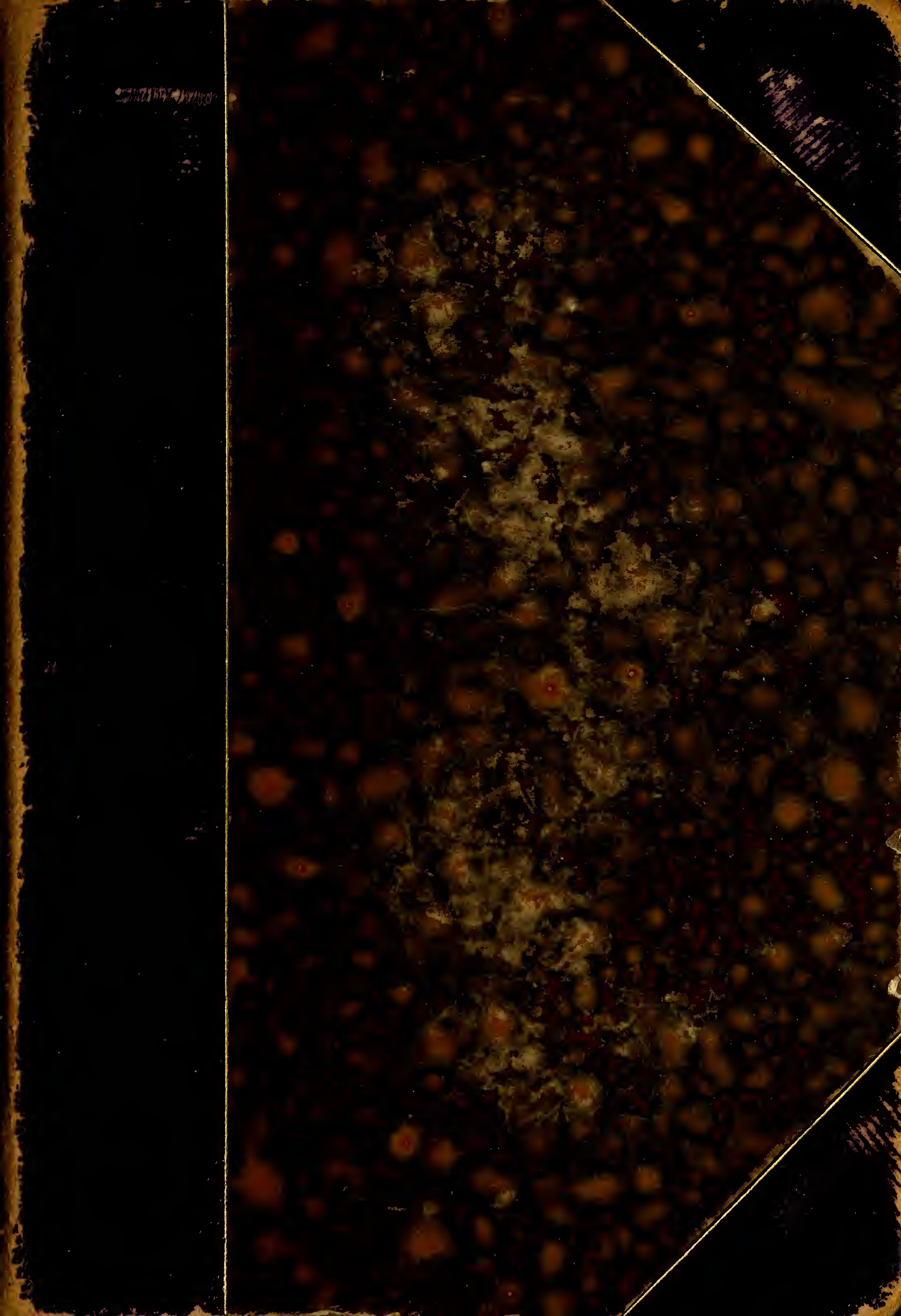
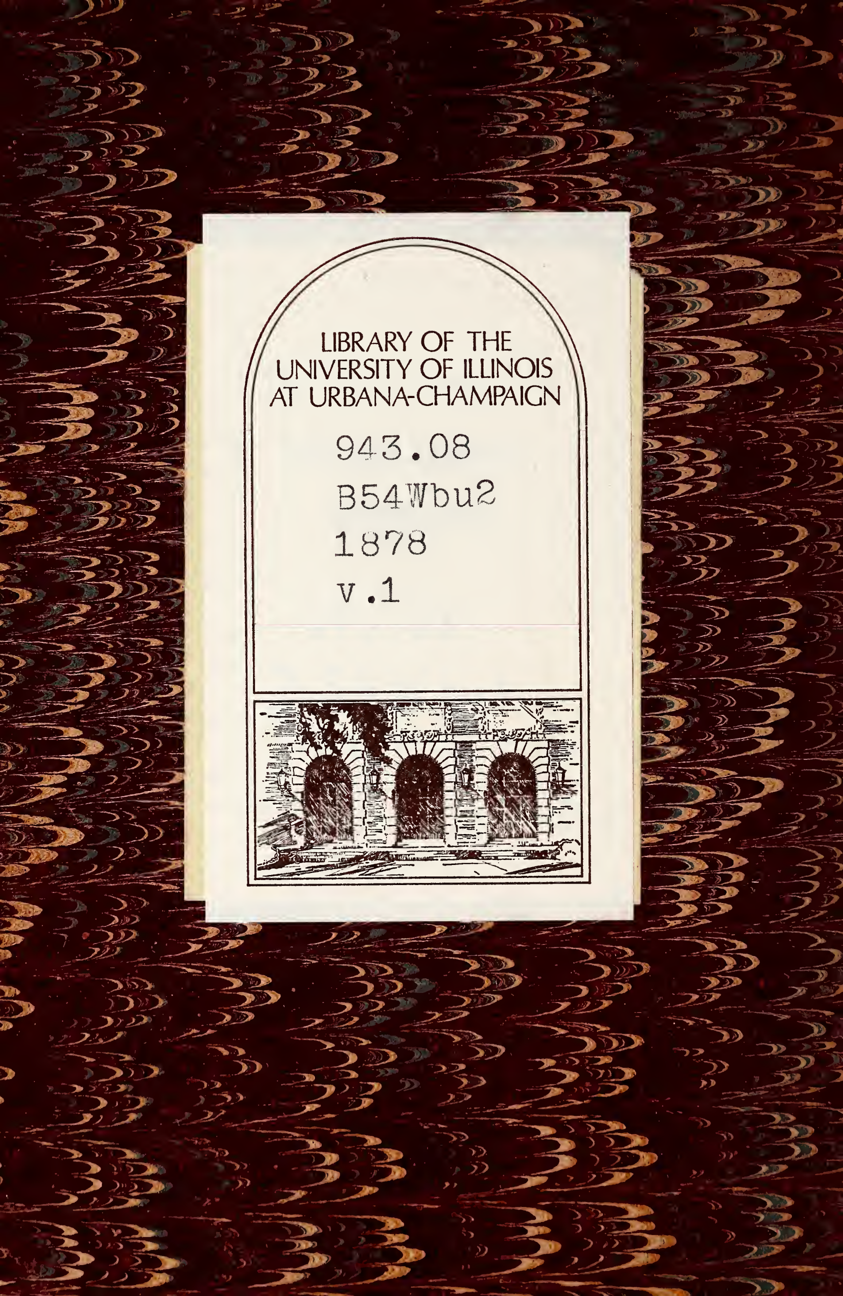
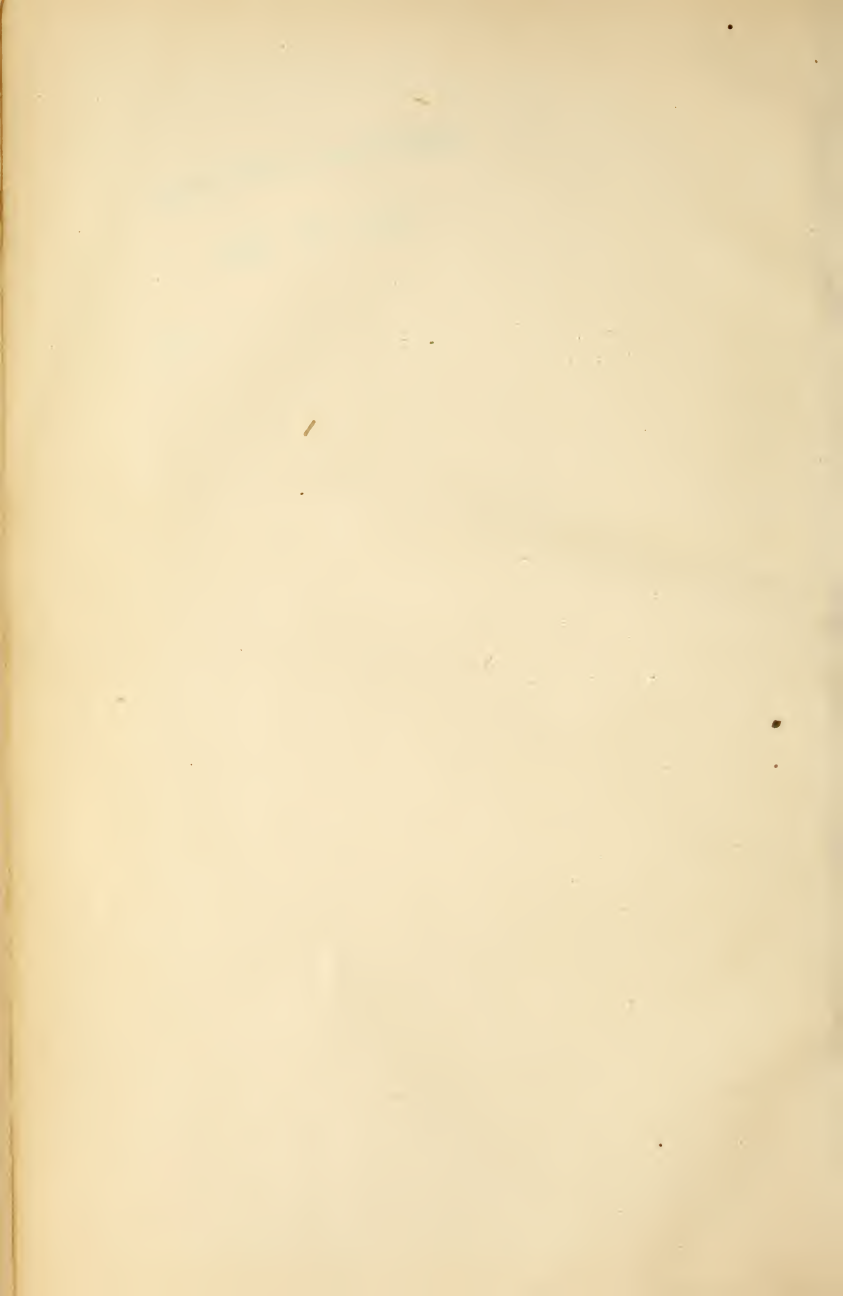
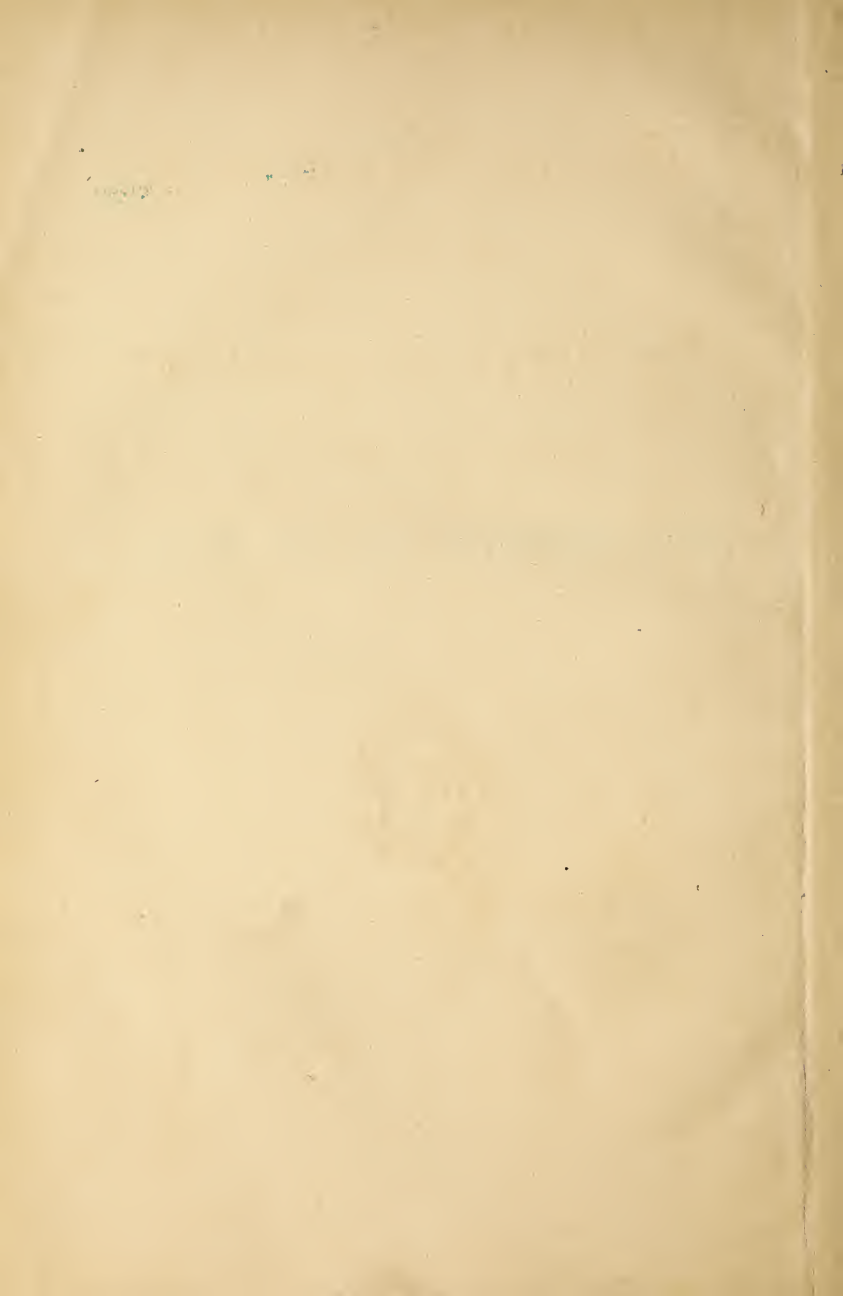






Graf Bismarck und seine Leute.

I.



Graf Bismarck

und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich.

Nach Tagebuchsblättern

von

D. Moritz Busch.

Erster Band.



Vierte unveränderte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1878.

Vorwort.



Fast wie die Erinnerung an einen Traum kommt es mir zuweilen vor, wenn ich mir vergegenwärtige, unter welchen Umständen ich vor nunmehr acht Jahren meine erste und letzte Reise durch Frankreich machte, und was mir dabei zu beobachten und zu erleben vergönnt war. Andrerseits aber steht mir keine andere mit allen ihren einzelnen Bildern so deutlich und lebendig vor der Erinnerung. Man wird beides begreiflich finden, wenn ich sage, daß sie von Saarbrücken über Sedan nach Versailles führte, und daß ich die Ehre hatte, mich in den sieben Monaten, die sie währte, in der unmittelbaren Umgebung des Reichskanzlers — oder, wie er damals noch hieß, des Bundeskanzlers — zu bewegen. Mit andern Worten: Die Reise hing mit dem Feldzuge von 1870 und 1871 zusammen, und ich war dabei dem mobilgemachten Auswärtigen Amte beigegeben, welches wiederum der ersten Staffel des Großen Hauptquartiers der deutschen Heere zugetheilt war.

Daß ich dabei Gelegenheit fand, nicht blos einigen entscheidenden militärischen Actionen an einem guten Platze bei=

zuwohnen, sondern auch andere bedeutende Vorgänge aus nächster Nähe zu sehen und zu hören, war eine Fügung, die einem Mann in bescheidener Stellung, der acht Monate vorher nicht einmal daran hätte denken können, mit dem Kanzler in persönliche Berührung zu kommen, recht wohl damals wie später bisweilen wie ein Traum erscheinen konnte. Man sah dicht vor seinen Augen einen weltgeschichtlichen Prozeß sich vollziehen, der kaum je vorher seines Gleichen gehabt hatte. Man fühlte, mitten in der Entwickelung der Ereignisse stehend, den erregten Odem des Geistes unseres Volkes, man vernahm seine Donnerstimme über den Schlachtfeldern, empfand die Bangigkeit der Entscheidungsstunde und erzitterte freudenvoll, wenn die Siegeskunde eintraf. Nicht minder werthvoll und bedeutsam aber waren die stillen, nüchternen, arbeitsvollen Stunden, in denen man Blicke thun durfte in die Werkstatt, von wo ein wichtiger Theil jenes Prozesses seinen Ausgang nahm, wo die Ergebnisse des Waffenkampfes gewogen, berechnet und verwerthet wurden, und wo zuletzt, in Ferrières und Versailles, täglich vielgenannte Namen, gekrönte Häupter, Prinzen, Minister, Generale, Unterhändler der verschiedensten Art, Parteiführer des Reichstags und andere Persönlichkeiten von Interesse ein- und ausgingen. Wohlthuend endlich war nach des Tages Mühe der Gedanke, als eins der kleinen Rädchen zu dem Apparat zu gehören, mit dem der Meister sein Denken und Wollen auf die Welt wirken, sie nach seinen Plänen sich gestalten ließ. Das Beste war aber und blieb immer das Bewußtsein, in seiner Nähe zu sein.

Ich glaube Ursache zu haben, die Erinnerung hieran werth zu halten als den höchsten Schatz meines Lebens, und ich meine ferner, daß es jetzt erlaubt sein wird, an Einigem davon Andere theilnehmen zu lassen. Selbstverständlich muß ein großer Theil dessen, was ich mittheilen könnte, für jetzt verschwiegen bleiben.

Vieles von dem ferner, was ich berichte oder schildere, wird Manchem als Kleinigkeit und Aeußerlichkeit erscheinen. Mir erscheint nichts so. Denn nicht selten lassen die Kleinigkeiten, um die der Prätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen als anspruchsvolle Großthaten. Dann mögen hin und wieder an sich ganz unbedeutende Dinge und Situationen dem Geiste Anlaß zu Gedankenblitzen und Ideenverbindungen geben, die fruchtbar und folgenreich für die Zukunft sind. Ich denke dabei an den oft sehr zufälligen und unscheinbaren Ursprung von epochemachenden Erfindungen und Entdeckungen, an die hellblinkende Zinnkanne, die Jakob Böhme in die metaphysische Welt verzückte, und — an einen gewissen Fettfleck auf unserm Tafeltuch in Ferrières, der dem Kanzler zum Ausgangspunkte für eine sehr merkwürdige und ungemein charakteristische Tischrede wurde. Der Morgen wirkt auf nervöse Constitutionen anders als der Abend. Das Wetter mit seinem Wechsel beeinflußt Dinge und Menschen. Sogar das wird zu beachten sein, daß Gelehrte Theorien aufgestellt haben, die kraß ausgedrückt ungefähr auf die Ansicht: der Mensch ist, was er ißt, hinauslaufen; denn, so komisch das klingen mag, wir wissen nicht, wie weit sie darin Unrecht haben. Endlich aber dünkt mich, daß überhaupt Alles von Interesse ist, was zu dem hochherrlichen Kriege gehört, der uns ein deutsches Reich und eine sichere Westgrenze gewann, und daß auch das scheinbar Kleinste seinen Werth hat, was zu dem Antheile in Beziehung steht, den der Graf von Bismarck an den Ereignissen während desselben hatte.

Alles sollte deshalb aufgehoben werden. In großer Zeit erscheint das Kleine kleiner; in späteren Jahrzehnten und Jahrhunderten ist es umgekehrt: Das Große wird größer und das bedeutungslos Gewesene bedeutungsreich. Oft wird dann bedauert,

daß man sich von den oder jenen Ereignissen und Persönlichkeiten kein so lebendiges und farbiges Bild machen kann, wie man möchte, weil Anfangs für unwesentlich angesehenes, jetzt wünschenswerth gewordenes Material mangelt, da sich kein Auge, das es sah, und keine Hand, die es beschrieb und bewahrte, gefunden hat, als es Zeit war. Wer wüßte jetzt nicht gern Genaueres über Luther in den großen Tagen und Stunden seines Lebens, bestünde es auch aus sehr harmlosen und wenig bezeichnenden Zügen, Umständen und Beziehungen? In hundert Jahren wird der Fürst von Bismarck in den Gedanken unseres Volkes seine Stelle neben dem Wittenberger Doctor einnehmen: der Befreier unseres politischen Lebens vom Drucke des Auslandes neben dem Befreier der Gewissen von der Wucht Roms, der Schöpfer des deutschen Reiches neben dem Schöpfer des deutschen Christenthums. Viele haben unserm Kanzler diesen Platz in ihrem Gemüthe und unter den Bildern ihrer Wände schon eingeräumt, und so will ich es auf die Gefahr ankommen lassen, daß Einer oder der Andere tadelt, ich hätte vorzüglich von der Schale zu erzählen, und der Kern bliebe kaum berührt und gewürdigt. Vielleicht ist mir später gestattet, in bescheidner Weise den Versuch zu machen, auch von letzterem ein Bild zu geben, das einige neue Züge zeigt. Für jetzt verfahre ich solchen Unternehmungen gegenüber in mehrfacher Beziehung nach dem Spruche: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme".

Die Unterlage meiner Mittheilungen ist ein Tagebuch, welches namentlich in der Zeit, wo wir seßhaft wurden, möglichst ausführlich und getreu die Vorgänge und Aeußerungen aufnahm, die mir zu Gehör und Gesicht kamen, wenn ich mich in unmittelbarer Nähe des Kanzlers befand. Der Letztere ist allenthalben die Hauptfigur, um die sich das Uebrige gruppirt.

Als scharf aufmerkender und gewissenhaft referirender Chronist zu verzeichnen, — ursprünglich nur für mich selbst zu verzeichnen — wie er sich während des großen Krieges, soweit ich Augenzeuge war oder zuverlässige Berichte mir zukamen, verhielt, wie er während des Feldzugs lebte und arbeitete, wie er über Gegenwärtiges urtheilte, was er bei Tische, beim Thee oder bei anderer Gelegenheit aus der Vergangenheit erzählte, war die erste und nächste Aufgabe, die ich mir stellte. Unterstützt wurde ich bei Erfüllung derselben und vorzüglich bei der Niederschrift Dessen, was er in weiteren oder engeren Kreisen seiner Umgebung sprach, durch eine Aufmerksamkeit, die durch Verehrung vor ihm wie durch vorhergegangenen dienstlichen Verkehr mit ihm gleichmäßig geschärft war, und durch ein Gedächtniß, welches, von Haus aus mäßig, sich gleichfalls durch strengste dienstliche Uebung in dem letzten Halbjahr vor Ausbruch des Krieges, zu einer derartigen Stärke ausgebildet hatte, daß es selbst längere Reden des Kanzlers, gleichviel, ob sie ernst oder launig waren, in allen wesentlichen Sätzen bis zu der Zeit festzuhalten vermochte, wo ich sie dem Papier anvertrauen konnte. Das heißt, wenn nichts dazwischen kam, und dagegen konnte ich mich in den meisten Fällen wahren, so daß die hier gemeinten Aufzeichnungen fast ohne Ausnahme vor Verlauf einer Stunde nach den betreffenden Aeußerungen und großentheils sofort niedergeschrieben wurden. Wer Augen, Ohren und ein Gedächtniß für den Stil besitzt, in den unser Kanzler in der Regel seine Gedanken kleidet, wenn er im engeren Kreise sich äußert, wird dieß sogleich erkennen. Er wird namentlich in den Erzählungen beinahe immer den Sprüngen und stummen Voraussetzungen begegnen, mit denen sie an die Ballade erinnern, und er wird finden, daß das Gewebe häufig einen humoristischen Einschlag zeigte — Beides charakteristische Merkmale der Redeweise des Fürsten.

Im Uebrigen sind diese Geschichten sowohl als die neben ihnen hergehenden Aussprüche und Bemerkungen natürlich Photographien ohne Retouche. Mit andern Worten: ich denke nicht nur scharf aufgepaßt und gut gemerkt zu haben, sondern ich bin mir auch bewußt, daß ich nichts Mittheilbares weggelassen, nichts geändert und vor Allem nichts hinzugethan habe. Wo eine Lücke bleiben mußte, ist sie in der Regel durch Gedankenstriche bezeichnet. Wo ich den Sprechenden einmal nicht genau verstanden habe, ist es ebenfalls angegeben. Manche Aeußerung über die Franzosen kann hart, die eine und die andere kann grausam erscheinen. Man erinnere sich aber, daß schon ein gewöhnlicher Krieg verhärtet und erhitzt, und daß Gambettas „Krieg bis auf's Messer" mit seiner lichterloh brennenden Leidenschaftlichkeit und der Heimtücke seiner Franctireurs auch in unserm Lager eine Stimmung hervorrufen mußte, der Milde und Schonung fremd waren. Die Aeußerungen dieser Stimmung werden jetzt, wo Dieß vorüber, selbverständlich nicht veröffentlicht, um zu verletzen, sondern lediglich als Beiträge zur Geschichte des Krieges und zur Charakteristik des Kanzlers. Schließlich bemerke ich noch, daß die Beschreibungen von Gegenden, Schlachtfeldern u. d., die ich gebe, sowie manches andere Beiwerk nur der Abwechslung wegen, und die Zeitungsartikel, die ich beifüge, nur deshalb eingeschaltet sind, um zu zeigen, wie gewisse Gedanken sich zu einer gewissen Zeit gestaltet hatten.

Man vergleiche übrigens hierzu das, was der Kanzler Band II. S. 375 über die Zeitungen und ihre Bedeutung für die Geschichte sagt.



Inhalt.





Erstes Kapitel.

Abreise des Bundeskanzlers. — Ich folge ihm zunächst nach Saarbrücken. — Weiterfahrt von da bis zur französischen Grenze. — Das mobilisirte Auswärtige Amt.



Am 31. Juli 1870 Nachmittags fünf und einhalb Uhr fuhr der Kanzler, nachdem er einige Tage vorher auf seinem Zimmer das Abendmahl genommen, begleitet von seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Comtesse Marie, aus seiner Wohnung auf der Wilhelmsstraße nach dem Bahnhofe, um sich mit König Wilhelm auf den Kriegsschauplatz und zunächst nach Mainz zu begeben. Einige Räthe des Auswärtigen Amtes, ein expedirender Sekretär des Centralbureaus, zwei Chiffreure und drei oder vier Kanzleidiener waren bestimmt, ihm zu folgen. Wir Anderen begleiteten ihn, als er, den Helm auf dem Haupte, in der Hausflur unter den beiden Sphinxen der Treppenwangen in den Wagen stieg, nur mit guten Wünschen. Auch ich hatte mich schon darein ergeben, den Krieg blos auf der Landkarte und in den Zeitungen mitzumachen. Doch sollte es sich bald günstiger für mich gestalten.

Am 6. August Abends traf das Telegramm vom Siege bei Wörth im Ministerium ein. Eine halbe Stunde später, nachdem es Feierabend gegeben, überbrachte ich die frohe Botschaft noch frisch und warm einer Gesellschaft von Bekannten, die in einer Weinstube der Potsdamer Straße der Dinge, die da kommen sollten, wartete, und — nun, man weiß ja, wie der deutsche Mann gute Kunde gern feiert. Es war aber eine sehr gute Kunde, und so wurde sie sehr, von Manchem vielleicht zu sehr, von den Meisten jedenfalls zu lange gefeiert. Infolge dessen war ich am nächsten Morgen noch nicht aus den Federn, als ein Kanzleidiener erschien, der mir von Seiten eines der zurückgebliebnen Räthe Abschrift einer telegraphischen Depesche überbrachte, laut deren ich noch im Laufe des Tages in's Große Hauptquartier abzureisen hatte.

Also doch, grundgütiges Schicksal! Rasch war das Nothwendigste besorgt, bis zum Mittag erhielt ich Paß, Legitimationskarte und Freibillet für alle Militärzüge, und gegen acht Uhr Abends dampfte ich mit den beiden Begleitern, die ich auf Befehl des Ministers mitnahm, in Gottes Namen aus dem Anhalter Bahnhof hinaus, um über Halle, Nordhausen und Kassel so schnell wie möglich mein Ziel zu erreichen.

Wir fuhren Anfangs in einem Coupé erster Klasse, später wurde die dritte, zuletzt ein Güterwagen daraus. Ueberall gab es langen Aufenthalt, der unsrer Ungeduld noch länger erschien, als er war. Erst am 9. August, früh nach sechs Uhr, kamen wir nach Frankfurt. Da wir hier einige Stunden auf Weiterbeförderung warten mußten, hatten wir Zeit uns zu erkundigen, wo das Große Hauptquartier sich jetzt befinde. Der Etappencommandant wußte uns keinen Bescheid zu geben. Der Telegraphendirector, den wir dann mit unsrer Frage aufsuchten, konnte uns auch nichts Bestimmtes sagen. „Vielleicht noch

in Homburg", meinte er, „wahrscheinlich aber schon in Saarbrücken".

Erst nach der Mittagsstunde ging es weiter — jetzt in einem Gepäckwagen — nach Darmstadt, am Odenwald hin, dessen dunkle Berge schwere weiße Nebelwolken umwebten, nach Mannheim und auf Neustadt zu. Immer langsamer schlich der Zug hin, und immer häufiger stockte die Fahrt vor unabsehbar langen andern Militärzügen. Allenthalben, wo unsre Welle im Strom dieser modernen Völkerwanderung in ihrem Laufe anhielt, kamen Leute herbei, die den Soldaten in den Wagen zu essen und zu trinken brachten, alte Mütterchen darunter, gutherziges, hülfreiches, armes Volk, das nur Milchkaffee und trocknes Schwarzbrot zu bieten hatte.

Der Rhein wurde bei Nacht passirt. Als es tagt, liegt ein elegant gekleideter Herr neben uns am Boden, der mit einem andern, in welchem wir seinen Diener zu erkennen glauben, englisch spricht. Es ergiebt sich, daß es der Londoner Bankier Deichmann ist, der ebenfalls ins Hauptquartier will, um sich bei Roon die Erlaubniß zu erbitten, als Freiwilliger in einem Kavallerieregiment den Krieg mitzumachen, zu welchem Zwecke er gleich seine Pferde mitgebracht hat. Auf seinen Rath fahren wir auf der Ebne vor Neustadt, von Hosbach, wo der Zug durchaus nicht weiter zu wollen scheint, weil vor ihm drei oder vier andere Züge das Bahngleis einnehmen, in einem schnell besorgten Bauernwagen nach dem genannten pfälzischen Städtchen, das von Soldaten, baierischen Jägern, preußischen rothen Husaren, Sachsen und andern Uniformen wimmelt.

Hier wurde seit der Abfahrt von Berlin zum ersten Male wieder warm gegessen. Bis dahin hatte es nur kalte Küche und des Nachts wenig erfolgreiche Versuche gegeben, auf harten Holzbänken, die Reisetasche unter dem Kopfe, zu Schlaf zu

kommen. Indeß gingen wir ja in den Krieg, auch hatte ich's bei Touren mit minder lohnendem Ziel schon unbequemer gehabt.

Von Neustadt fuhren wir nach einstündigem Aufenthalt weiter, quer durch die Hardt, durch enge Thäler mit Kiefern und durch eine Anzahl von Tunneln, endlich in die Gebirgslücke hinaus, in der Kaiserslautern liegt. Hatten in den letzten Stunden Sonnenblicke mit Regenschauern gewechselt, so goß es während der Fahrt von hier bis Homburg beinahe ohne Unterbrechung wie mit Mulden, sodaß der kleine Ort, als wir nach zehn Uhr in seinem Bahnhofe hielten, nur Nacht und Wasser zu sein schien. Wir stiegen, unsere Koffer auf den Schultern, in den peitschenden Regen hinaus, wateten durch Sümpfe und Tümpel, stolperten über Eisenbahnschienen und tasteten und fragten uns nach dem Gasthofe „Zur Post", wo wir alle Zimmer übervoll fanden und auch von dem, was Leib und Seele zusammenhält, nichts mehr zu haben war. Indeß hätten wir auch von günstigeren Verhältnissen wenig Gebrauch machen können; denn wir erfuhren hier, daß der Graf mit dem Könige schon weiter und vermuthlich in Saarbrücken sei, und es hieß eilen, wenn wir ihn noch in Deutschland einholen wollten.

Wieder in die Sündfluth hinaus zu müssen, war nicht erfreulich. Aber man konnte sich einigermaßen darüber hinwegphilosophiren, wenn man an Andere dachte, die erheblich schlimmer daran waren. In der Wirthsstube der Post hatten die Schlafenden in einem Gemisch von Tabaks-, Bier- und Lampendunst mit einer ebenfalls nicht aromatischen Beigabe vom Geruche feuchten Tuches und Leders auf Tischen und zusammengeschobenen Stühlen herumgelegen. In einer Senkung links vom Bahnhofe schmauchten, halb erloschen in der nassen Nacht, die Wachtfeuer eines großen Lagers — sächsischer Lands-

leute, wenn man unsre Frage richtig beantwortet hatte. Als wir nach unserem Zuge zurückwateten, blitzten uns durch den schräg herabströmenden Regen die Pickelhauben und Gewehrläufe eines preußischen Bataillons entgegen, welches sich vor dem Bahnhofshotel aufstellte. Gründlich durchnäßt und ziemlich müde geworden, fanden wir endlich wieder ein Unterkommen in einem Güterwagen, wo Deichmann für sich und mich in einer schmalen Seitenabtheilung ein Plätzchen am Fußboden zum Ausstrecken und ein paar Hände voll Stroh zum Kopfkissen entdeckte. Die andern Reisegefährten, unter denen sich ein Baron und ein Professor befanden, hatten es nicht so gut. Sie mußten unter Postpacketen, Briefträgern und Trainsoldaten auf Kisten vorliebnehmen.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Nach mehrmaligem Stillstand hielten wir, als der Morgen graute, in der Nähe eines Städtchens mit schöner alter Kirche. Im Thale daneben lag eine Mühle, an der die Chaussee nach Saarbrücken sich hinschlängelte. Wir hörten, daß letzteres noch eine starke halbe Meile entfernt sei, und waren somit dem Ziele sehr nahe; aber unsrer Locomotive schien der Athem ausgegangen zu sein, und jeden Augenblick konnte das Hauptquartier aufbrechen und die Grenze überschreiten, jenseits deren es vorläufig keine Eisenbahn und aller Wahrscheinlichkeit nach wenig andere Fahrgelegenheit für uns gab. Bedeckter Himmel und ein feiner Sprühregen trugen nicht bei, die durch solche Betrachtungen erzeugte, ungeduldige, besorgte und verdrießliche Stimmung zu verbessern. Wir hatten etwa zwei Stunden vergeblich auf das Pfeifen unseres Dampfwagens zum Aufbruch gewartet, als Deichmann wieder aus der Noth half. Er verschwand, und als er nach einer Weile wiederkam, hatte er den Müller drunten gewonnen, uns mit seinem Gespann nach

der Stadt zu bringen. Deichmann hatte aber dem vorsichtigen Manne versprechen müssen, dafür zu stehen, daß die Soldaten ihm die Pferde nicht abnähmen.

Während der Fahrt erzählte uns der Müller, daß die Preußen ihre Vorposten schon bis in die Nachbarschaft von Metz vorgeschoben haben sollten. Zwischen neun und zehn Uhr waren wir in Sanct Johann, der auf dem rechten Ufer der Saar gelegenen Vorstadt von Saarbrücken, wo wir nicht viel von der einige Tage vorher erfolgten Beschießung durch die Franzosen, sonst aber schon ein recht buntes und lebendiges Bild kriegerischer Zustände sahen. Ein Gewirr von Marketenderkarren, Bagagewagen, Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Johannitern mit der Kreuzbinde und dergleichen bewegte sich durch die Straßen. Hessische Truppen zogen vorbei, Dragoner und Artillerie; die Reiter sangen: „Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod".

Im Gasthofe, wo wir uns umzogen, erfuhr ich, daß der Bundeskanzler noch im Orte war und bei dem Kaufmann und Fabrikanten Haldy Quartier genommen hatte. Es war also trotz allem Aufenthalt auf der Herreise nichts versäumt worden, und ich hatte glücklich den Hafen erreicht, aber allerdings mit genauer Noth; denn als ich zu Haldy ging, um mich als eingetroffen zu melden, hörte ich schon auf der Treppe von Graf Bismarck-Bohlen, dem Vetter des Ministers, daß man gleich nach Mittag weiter zu gehen vorhabe. Ich verabschiedete mich nun von meinen Berliner Reisegefährten, für die in dem Wagenzuge des Ministers kein Platz übrig war, und von unserm Londoner, von dessen patriotischem Anerbieten General Roon mit Bedauern keinen Gebrauch machen zu können erklärt hatte. Dann schaffte ich meinen Koffer aus dem Gasthofe auf den Küchenwagen, der mit andern Fuhrwerken unten an der Saar-

brücke aufgefahren war. Nachdem dieß besorgt war, kehrte ich in das Haldy'sche Haus zurück, wo ich mich dem Kanzler, der eben aus seinem Zimmer trat, um sich zum Könige zu begeben, auf dem Vorsaale vorstellen konnte, worauf ich das nebenan etablirte Bureau aufsuchte, um zu fragen, ob es für mich zu thun gebe. Es gab genug zu thun; die Herren hatten alle Hände voll, und ich bekam unverzüglich in der soeben eingetroffenen, für den König zu übersetzenden Thronrede Ihrer Britischen Majestät meinen Antheil davon. Von höchstem Interesse, wenn auch noch nicht recht verständlich, war mir dann die Erklärung in einer Depesche, die man mir einem der Chiffreure zu dictiren gab, man werde sich unsrerseits mit dem etwaigen Sturze Napoleons nicht begnügen können.

Das sah ja wie das Aufdämmern eines Wunders aus. Straßburg! Vielleicht die Vogesengrenze! Wer hätte vor drei Wochen sich davon auch nur träumen lassen?

Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt. Kurz vor ein Uhr hielten bei stechender Sonne die Wagen vor den zur Hausthür hinaufführenden Steinstufen, alle vierspännig, Soldaten auf den Sattelpferden, ein Wagen für den Kanzler, einer für die Räthe und den Grafen Bismarck-Bohlen, einer für den geheimen expedirenden Sekretär und die beiden Chiffreure. Nachdem der Minister mit dem Geheimrath Abeken in dem seinen Platz genommen, und sein Vetter sowie die beiden andern Räthe sich zu Pferde gesetzt, verfügten sich auch die Uebrigen mit ihren Aktenmappen in ihre Wagen. Ich bestieg für dieß Mal sowie später, wenn die Herren ritten, den der Räthe. Fünf Minuten nachher überschritten wir den Fluß und kamen in die lange Hauptstraße von Saarbrücken. Dann ging es die von Pappeln beschattete Chaussee hinauf, die am Schlachtfelde des 6. August vorbei nach Forbach führt, und schon in einer halben Stunde

nach unserm Aufbruch von Sanct Johann waren wir auf französischem Boden. Von dem blutigen Kampfe, der fünf Tage vorher hier oben hart an der Grenze gewüthet hatte, waren noch mancherlei Spuren vorhanden: von Kugeln abgerissene Baumäste, weggeworfene Tornister, Fetzen von Kleidern und Leinenzeug auf den Stoppelfeldern, niedergetretenes Kartoffelkraut, zerschossene Räder, Gruben von Granaten gewühlt, kleine roh zusammengebundene Holzkreuze, vielleicht die Stelle bezeichnend, wo Gefallene beerdigt worden waren, u. dgl. Die Todten aber waren, soweit man sehen konnte, sämmtlich bereits bestattet.

Und hier am Anfang unsrer Reise durch Frankreich will ich in meiner Erzählung für eine Weile abbrechen, um einige Worte über das mobilisirte Auswärtige Amt und über die Art und Weise zu sagen, wie der Kanzler mit seinen Leuten reiste, wohnte, arbeitete und überhaupt lebte. Der Minister hatte sich zu seiner Begleitung die Wirklichen Geheimen Legationsräthe Abeken und von Keudell, den früher mehrere Jahre der Gesandtschaft in Paris zugetheilt gewesenen Wirklichen Legationsrath Graf Hatzfeld und den Legationsrath Graf Bismarck-Bohlen gewählt. Dazu kamen der Geheimsekretär Bölsing vom Centralbureau, die Chiffreure Willisch und St. Blanquart, endlich ich. Als Boten und Aufwärter gingen die Kanzleidiener Engel, Theiß und Eigenbrodt mit, welcher letztere Anfangs September durch den flinken und anstelligen Krüger ersetzt wurde. In ähnlicher Eigenschaft begleitete uns Herr Leverström, der vielgenannte „schwarze Reiter", der in den Straßen Berlins für das Ministerium Staffettendienste thut. Die Sorge für unser Leibliches war einem Koch anbefohlen, der während der Fahrt als Trainsoldat fungirte, und dessen Name Schulz oder Schultz war. Man sieht, ich bestrebe mich, genau zu sein und niemand an seinem Namen oder Titel zu verkürzen. In Ferrières vervoll-

ständigte sich der Kreis der Räthe durch Lothar Bucher, auch schloß sich uns hier ein dritter Chiffreur, Herr Wiehr, an. In Versailles endlich traten noch der jetzige Legationsrath von Holstein, der junge Graf Wartensleben und — für nicht zum Bereich des Auswärtigen Amts gehörende Zwecke, — der Geheime Oberregierungsrath Wagner hinzu. Bölsing wurde hier nach einigen Wochen als unwohl geworden durch den Geheimsekretär Wollmann ersetzt, und die gesteigerte Masse der Geschäfte erforderte einen vierten Chiffreur, auch trafen noch einige Kanzleidiener ein, von deren Namen ich leider keinen behalten habe. Die Güte unseres „Chefs“ — so wird der Reichskanzler von den Angehörigen des Auswärtigen Amtes in gewöhnlicher Rede bezeichnet — hatte es so angeordnet, daß seine Mitarbeiter, Sekretäre wie Räthe, auch gewissermaßen Glieder seines Haushaltes waren: wir wohnten, wenn es die Umstände gestatteten, in demselben Hause mit ihm und hatten die Ehre, an seiner Tafel zu speisen.

Der Kanzler trug während des ganzen Kriegs Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachten oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Decorationen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komthurkreuz des Rothen Adler-Ordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles traf ich ihn einige Mal im Schlafrock an, und da war er nicht wohl — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzugs meines Wissens fast ganz unangefochten blieb. Auf der Reise fuhr er meist mit dem jetzt verstorbenen Abeken, einmal mehrere Tage nacheinader auch

mit mir. In Betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, sodaß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen begnügte. Während in Versailles Obersten und Majore mitunter eine Reihe brillant eingerichteter Gemächer inne hatten, bestand die Wohnung des Bundeskanzlers während der fünf Monate, die wir hier verweilten, in zwei kleinen Stuben, von welchen die eine zugleich Arbeitskabinet und Schlafkammer war, und einem nicht sehr geräumigen und wenig eleganten Empfangssalon im Erdgeschosse. Einmal, im Schulhause zu Clermont en Argonne, wo wir mehrere Tage blieben, hatte er nicht einmal eine Bettstelle, sodaß man ihm sein Lager auf dem Fußboden bereiten mußte.

Auf der Reise fuhren wir meist unmittelbar hinter dem Wagenzuge des Königs her. Wir brachen dann gewöhnlich gegen zehn Uhr Morgens auf und machten bisweilen starke Touren bis zu sechzig Kilometern. Im Nachtquartier eingetroffen, ging man stets sofort an die Einrichtung eines Bureaus, in welchem es dann selten an Arbeit mangelte, zumal, wenn uns der Feldtelegraph erreicht hatte und der Kanzler durch ihn wieder geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der Mittelpunkt der civilisirten Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht Halt gemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos thätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften deren fort. Die Räthe verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungeu, die Kanzlei copirte und registrirte, chiffrirte und dechiffrirte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln u. dgl. herzu, und das Meiste davon erheischte rasche Erledigung.

Derjenige von den Räthen, dem es am Flottesten von der Hand ging, war vor dem Eintreffen Buchers unstreitig Abeken. Er war in der That eine sehr brauchbare Kraft. Durch vieljährigen Dienst wohlbekannt mit allem Bei- und Außenwerk der Geschäfte, Virtuos in der Routine, ausgerüstet mit einem stattlichen Vorrath von Phrasen, die ihm, ohne daß er viel nachzudenken nöthig hatte, aus der Erinnerung durch Arm und Hand in die Feder flossen, mehrerer Sprachen ungefähr so weit mächtig, als die ihm gestellten Aufgaben es verlangten, war er ganz dazu geschaffen, die ihm zur Stilisirung mitgetheilten Gedanken des Chefs mit der Schnelligkeit einer Dampfmaschine für die Expedition zurecht zu machen, und da er zugleich ein fleißiger Arbeiter war, so lieferte er den Tag über oft ganz erstaunliche Quantitäten von wohlgestalteten Schriftstücken ab. Den Stoff dazu aus seinem Eignen zu nehmen, wäre er allerdings, wo sichs um einigermaßen wichtige Fragen gehandelt hätte, wohl kaum im Stande gewesen. Indeß war das durchaus nicht nöthig. Ein fingerfertiger Former genügte. Für den Inhalt sorgte das Genie und die Kenntniß des Ministers, der zuweilen auch die Form verbesserte, in der jener seinen Auftrag ausgeführt hatte.

Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswerth wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Unerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Thätigkeit aufgewendeten Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn nicht eine zu erwartende Schlacht ihn schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen

zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlichte eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er bereits wieder zu denken und zu schaffen, Depeschen zu lesen und mit Anmerkungen zu versehen, Zeitungen zu studiren, den Räthen und andern Mitarbeitern Instructionen zu ertheilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu dictiren. Später waren Besuche zu empfangen oder Audienzen zu geben oder es war dem Könige Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Correctur von befohlenen Aufsätzen, Niederschrift von Concepten mit den bekannten großen Bleistiften, Abfassung von Briefen, Information zu Telegrammen oder Aeußerungen in der Presse und dazwischen mitunter abermals Empfang unabweislicher Besuche, die zuweilen nicht willkommen sein konnten. Erst nach zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Kanzler an Orten, wo für längere Zeit Halt gemacht worden war, einige Erholung, indem er einen Spazierritt in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wurde nochmals gearbeitet, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Diner ging. Spätestens anderthalb Stunden nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen.

Wie der Graf es mit dem Schlafen anders wie unter gewöhnlichen Menschen üblich hielt, so lebte er auch hinsichtlich seiner Mahlzeiten in eigner Weise. Früh genoß er eine Tasse Thee und wohl auch ein oder zwei Eier, dann aber in der Regel nichts bis zu dem in die Abendstunden verlegten Diner. Sehr selten nahm er am zweiten Frühstück und nur dann und wann am Thee Theil, welcher zwischen neun und zehn Uhr servirt

wurde. Er aß somit, gelegentliche Ausnahmen abgerechnet, innerhalb der vierundzwanzig Stunden des Tages eigentlich nur einmal, dann aber — beiläufig wie Friedrich der Große — reichlich. Diplomaten halten sprüchwörtlich auf eine gute Tafel und stehen hierin, wie ich mir habe sagen lassen, kaum den Prälaten nach. Es gehört das zu ihrem Gewerbe, da sie häufig einflußreiche oder sonst bedeutende Gäste bei sich sehen, die zu dem oder jenem Zwecke in angenehme Stimmung gebracht werden müssen, und erfahrungsmäßig nichts so angenehm stimmt, wie die Vorräthe eines wohlversorgten Kellers und die Ergebnisse der Kunst eines durchgebildeten Kochs. Auch Graf von Bismarck führte einen guten Tisch, der sich da, wo die Umstände es erlaubten, zur Opulenz erhob. Dieß war namentlich in Reims, Meaux, Ferrières und zuletzt in Versailles der Fall, wo das Genie des Künstlers in der Trainmontur uns Frühstücke und Diners schuf, denen ein an einfache bürgerliche Kost gewöhntes Gemüth fast mit dem Gefühle Gerechtigkeit widerfahren ließ, in Abrahams Schooße zu sitzen, zumal bei ihnen außer andern werthen Gaben Gottes aus dem Bereiche trinkbarer Flüssigkeiten der Sekt nicht vermißt wurde. Der Küchenwagen hatte zu solchen Mahlzeiten zinnerne Teller, Becher aus silberähnlichem Metall, inwendig vergoldet, und eben solche Tassen mitgebracht. Einiges zur Verschönerung der Tafel, die uns so freundlich nährte, trugen in den letzten fünf Monaten Spenden aus der Heimath bei, die, wie billig, auch ihres Bundeskanzlers liebreich gedachte und ihn reichlich mit allerhand leckeren Sendungen fester und flüssiger Natur, Spickgänsen, Wild, edlen Fischen, Fasanen, Baumkuchen, trefflichem Bier und feinem Wein sowie andern hochachtbaren Dingen versorgte.

Ich bemerke zum Schlusse dieses Abschnitts noch, daß außer dem Kanzler zu Anfang nur die Räthe Uniform trugen, von

Keudell die der hellblauen Kürassiere, Graf Bismarck-Bohlen die eines Garde-Dragonerregiments, Graf Hatzfeld und Abeken die Interimsuniform der Beamten des Auswärtigen Amtes. Später wurde der Gedanke angeregt, dem gesammten Personal der fest Angestellten in der Begleitung des Ministers mit Ausschluß der zuerst genannten beiden Herren, die zugleich Militärs waren, diesen Schmuck zu Theil werden zu lassen. Der Chef willigte ein, und so sah Versailles auch die Kanzleidiener in jener Bekleidung erscheinen, die in einem dunkelblauen Rocke mit zwei Reihen von Knöpfen und schwarzem Kragen und Aufschlag von Sammet, einer Mütze mit den gleichen Farben und, bei den Räthen, Sekretären und Chiffreuren, in einem Degen mit goldnem Portépée bestand. Der alte Geheimrath Abeken, der auch sein Roß wacker tummelte, nahm sich in diesem Costüm ungemein kriegerisch aus, und ich glaube, er empfand das und war glücklich darüber. Es that ihm wohl, wie ein Offizier auszusehen — fast so wohl wie damals, wo er, ohne Türkisch oder Arabisch zu verstehen, in orientalischer Tracht das heilige Land durchreiste.





Zweites Kapitel.

Von der Grenze bis Gravelotte.



Im vorigen Abschnitte blieb ich an der französischen Grenze stehen. Daß wir sie überschritten hatten, sagten uns die Dorfbezeichnungen. Man liest an den betreffenden Tafeln: „Département de la Moselle". Die weiße Straße wimmelte von Fuhrwerken und Truppenzügen, jeder Ort war voll Einquartierung. In der überall hügeligen, theilweise bewaldeten Gegend waren hier und da kleine Lager im Entstehen, in denen man Pferde an Piquetpfählen, Kanonen, Pulverwagen, Marketender, Gruben für Kochfeuer und mit Zubereitung von Speisen beschäftigte Soldaten in Hemdärmeln sah.

Nach etwa zwei Stunden erreichten wir Forbach, das wir ohne Aufenthalt passirten. In den Gassen, durch die wir fuhren, waren die Angaben der Schilder an Werkstätten und Kaufläden fast durchweg französisch, die Namen der Inhaber dagegen meist deutsch, z. B. Schwarz, Boulanger. Manche von den vor den Thüren stehenden Einwohnern grüßten in die Wagen, die Mehrzahl zeigte eine verdrießliche Miene, was sie

nicht hübscher machte, aber nicht unerklärlich war; denn sie hatten offenbar mehr als genug Einquartierung. Alle Fenster waren voll blauer Preußen.

So ging es fort bergauf und thalab, durch Wäldchen, durch Dörfer nach Saint Avold, wo wir etwa halb fünf Uhr eintrafen und allesammt mit dem Kanzler auf der Rue des Charrons Nr. 301, im Hause eines Herrn Laity einquartiert wurden. Es war ein einstöckiges Haus mit weißen Jalousien, das in der Front nur fünf Fenster hatte, aber eine bedeutende Tiefe besaß und deshalb ziemlich geräumig war. Nach hinten zu öffnete es sich auf einen gutgepflegten, von Gängen durchschnittenen Obst- und Gemüsegarten. Der Besitzer, der ein verabschiedeter Offizier sein sollte und dem Anschein nach wohlhabend war, hatte sich am Tage vor unserer Ankunft mit seiner Frau entfernt und nur ein altes Weib, das lediglich französisch sprach, sowie eine Magd zurückgelassen. Der Minister bewohnte das eine Vorderzimmer, die Uebrigen theilten sich in die auf den Gang, der zu den hinteren Gemächern führte, mündenden Stuben. In einer halben Stunde war in dem ersten jener hinteren Räume das Bureau eingerichtet, das zugleich als Schlafstätte für Keudell dienen sollte. Das Zimmer daneben, welches ebenfalls auf den Garten hinaussah, wurde für Abeken und mich bestimmt. Jener schlief in einem Himmelbett in einer Wandnische, wobei er sich zu Häupten das Bild des Gekreuzigten, und über den Füßen eine Mutter Gottes mit dem blutenden Herzen hatte — die Leute im Hause waren also wohl katholisch. Für mich machte man ein bequemes Lager auf den Dielen zurecht. Das Bureau begann sofort fleißig zu arbeiten, und da es für mich vorläufig in meinem Fache nichts zu thun gab, versuchte ich beim Dechiffriren von Depeschen zu helfen, einer Manipulation, die keine erheblichen Schwierigkeiten bietet.

Abends nach sieben Uhr aßen wir mit dem Grafen in der an dessen Zimmer anstoßenden kleinen Stube, deren Fenster sich auf den mit Blumenbeeten geschmückten schmalen Hof öffneten. Die Unterhaltung bei Tische war lebhaft, doch sprach vorwiegend der Minister. Er hielt einen Ueberfall nicht für unmöglich; denn, wie er sich auf einem Ausfluge überzeugt, standen unsere Vorposten nur drei Viertelstunden Wegs von der Stadt und sehr weit auseinander. Er hatte eine Feldwache gefragt, wo die nächste wäre, aber die Leute hatten es nicht gewußt. Später bemerkte er, unser Hauswirth habe bei seiner Flucht alle Schränke voll Wäsche zurückgelassen, und fügte hinzu: „Wenn nach uns etwa ein Lazareth hierher kommt, wird man die schönen Hemden seiner Frau zu Charpie und Binden zerschneiden und zwar von Rechtswegen. Dann aber wird's heißen, der Graf Bismarck hat sie mitgenommen".

Man kam dann auf den Aufmarsch der Truppen zu reden, und der Minister sagte, Steinmetz habe sich dabei eigenwillig und ungehorsam gezeigt. „Er wird", so schloß er, „mit seiner Eigenmächtigkeit trotz seiner Loorbeeren von Skalitz noch Schaden nehmen".

Wir hatten vor uns Cognac, Rothwein und Mainzer Schaumwein. Jemand sprach vom Bier und meinte, daß uns das fehlen werde. Der Minister erwiderte: „Das schadet nichts. Die weite Verbreitung des Bieres ist zu beklagen. Es macht dumm, faul und impotent. Es ist Schuld an der demokratischen Kannegießerei, zu der sie sich dabei zusammensetzen. Ein guter Kornbranntwein wäre vorzuziehen".

Ich weiß nicht mehr, durch wen und in welchem Zusammenhange die Mormonen auf das Tapet gebracht wurden, von denen das Gespräch dann auf die Frage ablenkte, wie man sie und ihre Vielweiberei dulden könne. Der Graf ergriff dabei

die Gelegenheit, sich über Religionsfreiheit überhaupt zu äußern, und zwar erklärte er sich sehr entschieden für dieselbe, nur müsse sie, setzte er hinzu, unparteiisch gehandhabt werden. „Jeder muß nach seiner Façon selig werden können", sagte er. „Ich werde das einmal anregen, und der Reichstag wird sicher dafür sein. Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, die bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt, muß seiner Ueberzeugung, oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können". — „Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden gar nicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrien, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung".

Nach dem Essen gingen die Räthe mit dem Bundeskanzler im Garten spazieren, in dem man, zur Hausthür hinaustretend, in einiger Entfernung rechts ein großes Gebäude sah, auf dem die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze flatterte, und aus dessen Fenstern Nonnen mit Lorgnons nach uns herüberblickten. Es war vermuthlich ein Kloster, das man in ein Spital umgewandelt hatte. Abends äußerte einer der Chiffreure starke Unruhe und Besorgniß wegen eines Ueberfalls, und man berieth, was mit den Mappen, in denen sich die Staatsschriften und die Chiffres befanden, dann zu thun sei. Ich suchte zu beschwichtigen und erbot mich für den Nothfall zur Rettung oder Zerstörung der Papiere nach bestem Vermögen mitzuwirken.

Die Herren hatten sich ohne Noth gesorgt und geängstigt. Die Nacht war ruhig verlaufen, als der Morgen und der Kaffee sich einstellten. Ihnen folgte auf dem Fuße ein grüner Feldjäger aus Berlin mit Depeschen. Solche Boten haben Flügelsohlen, und dennoch war unserer nicht schneller gereist als ich und meine

Furcht, zu spät einzutreffen. Er war Montag, den 8. August, aufgebrochen und hatte mehrmals Extrapost genommen, und doch hatte er bis zu uns fast viermal vierundzwanzig Stunden gebraucht; denn wir schrieben jetzt den 12. In den Frühstunden half ich wieder den Chiffreuren bei ihrer Arbeit. Später, während der Chef beim Könige war, besuchte ich mit den Räthen die große hübsche Stadtkirche, in der uns ein Kaplan herumführte. Nachmittags, wo der Minister ausgeritten war, besahen wir uns den preußischen Artilleriepark, der am Berge hinter dem Orte aufgestellt war.

Um vier Uhr wurde, nachdem der Kanzler zurückgekehrt war, gespeist. Er war weit weggewesen, um seine beiden Söhne, die als Gemeine bei den Gardedragonern dienten, aufzusuchen, hatte aber erfahren, daß die deutsche Kavallerie schon bis an die obere Mosel vorgeschwärmt sei. Wir sahen ihn in guter Stimmung, wohl weil unsre Sache fortfuhr, sich günstig zu entwickeln. Als das Gespräch sich auf Mythologisches gelenkt, äußerte er, daß „er niemals Apollo leiden gekonnt". Er hätte „Einen aus Einbildung und Neid geschunden" (Marsyas) und „aus ähnlichen Gründen die Kinder der Niobe todtgeschossen". — „Er ist", so fuhr er fort, „der echte Typus eines Franzosen; 's ist einer, der es nicht ertragen kann, daß jemand besser oder ebenso gut die Flöte spielt wie er". Auch daß er's mit den Trojanern gehalten, hätte ihm nie zugesagt. Sein Mann wäre der ehrliche Vulcan gewesen, und noch besser hätte ihm Neptun gefallen — vielleicht wegen des Quos ego! was er aber nicht sagte.

Nach Tische gab es frohe Botschaft zu weiterer Verbreitung nach Berlin zu telegraphiren. Zunächst: „Wir hatten am 7. August schon über 10,000 Gefangne. Die Wirkung des Sieges bei Saarbrücken auf die Feinde ist viel größer gewesen,

als man Anfangs glaubte. Sie ließen einen Brückentrain von etwa 40 Wagen, gegen 10,000 Decken, die nun den Verwundeten zu Gute kommen, und für eine Million Franken Tabaksvorräthe zurück. Pfalzburg und der dortige Vogesenübergang ist in unsern Händen. Bitsch wird von einer Compagnie beobachtet, da es nur eine Besatzung von 300 Mobilgardisten hat. Unsere Kavallerie steht bereits bei Luneville". Etwas später konnte man dem eine andere gute Nachricht folgen lassen: die, daß der Finanzminister in Paris, offenbar durch die Fortschritte der deutschen Heere bewogen, die Franzosen aufgefordert hatte, ihr Gold nicht zu Hause aufzubewahren, sondern es an die Bank von Frankreich einzuschicken.

Ferner wurde von der Vorbereitung einer Proclamation gesprochen, nach welcher in den von den deutschen Truppen besetzten Gegenden die Conscription verboten und — für immer aufgehoben werden sollte. Man berichtete uns sodann aus Madrid, daß die Montpensieristen, die zur liberalen Union gehörenden Politiker, z. B. Rios Rosas und Topete, sowie verschiedene andere Parteiführer sich mit dem größten Eifer bestreben, die unverzügliche Einberufung der Landesvertretung herbeizuführen, damit sie durch die Wahl eines Königs dem Provisorium ein Ende mache. Auch befindet sich der Herzog von Montpensier, an den sie dabei denken, bereits in der spanischen Hauptstadt; indeß widersetzt sich die Regierung dem Plane mit der größten Entschiedenheit!

Endlich erfuhren wir, daß es morgen bei Zeiten weitergehen sollte, und zwar wurde uns als nächster Haltepunkt das Städtchen Faulquemont genannt. Abends übte ich mich wieder im Dechiffriren, und es gelang mir, ohne Hülfe eine Depesche von etwa zwanzig Zahlengruppen in ungefähr ebenso vielen Minuten zu entziffern.

Am 13. August brachen wir wirklich nach Faulquemont oder, wie wir's jetzt schreiben, Falkenberg auf. Die Gegend, durch die wir fuhren, war wie die, welche wir von Saarbrücken an passirt, ein Hügelland, das vielfach mit Gehölzen bedeckt war, und an Kriegsbildern fehlte es so wenig wie vorher. Die Chaussee war voll von Wagenzügen, Geschützen, fahrenden Lazarethen, Armeegensdarmen und Ordonnanzen. Lange Reihen von Infanterie marschirten auf der Straße und zur Rechten quer über die Stoppelfelder auf den hier mit Strohwischen an Stangen abgesteckten Colonnenwagen. Bisweilen sah man einen Mann mitten im Gliede umfallen, und hier und da lagen Marode in den Gräben; denn die Augustsonne brannte von einem wolkenlosen Himmel grimmig hernieder. Die Truppen, die wir vor uns und zuletzt großentheils hinter uns hatten, waren das 84. Regiment (Schleswig-Holsteiner) und das 36. Endlich kamen wir durch die dicke gelbe Staubwolke, die von ihren Tritten aufgestiegen, in das Städtchen hinein, wo ich bei Bäcker Schmidt einquartiert wurde. Der Minister war in dem Nebel und Menschengetümmel verschwunden, und erst nach einiger Zeit erfuhr ich von den gleichfalls in Falkenberg verbliebnen Räthen, daß er mit dem Könige nach dem eine starke Meile von uns entfernten Dorfe Herny weitergefahren sei.

Falkenberg ist ein Ort von ungefähr 2000 Einwohnern, der nur aus einigen ziemlich langen Hauptstraßen und etlichen engen Nebengassen besteht und einen sanft abfallenden Hügelrücken einnimmt. Den ganzen Rest des Tages dauerte der Durchmarsch der Truppen beinahe ununterbrochen fort. Darunter befand sich auch hessische Infanterie. Die Sachsen standen ganz in der Nähe. Sie schickten ihre Marketender bis in die Nacht hinein zu meinem Bäcker, um Brot zu holen, an dem es infolge so ungewöhnlicher Ansprüche bald mangelte.

Am Nachmittag brachten preußische Husaren in einem Wagen mehrere Gefangne ein, darunter einen schwarzbraunen Turco, der sein Feß mit einem Civilhute vertauscht hatte. An einer andern Stelle der Stadt, in der Nähe des Rathhauses, stießen wir auf einen lauten Zank. Ein Marketenderweib hatte einen Ladeninhaber, ich weiß nicht, was, wenn mir recht ist, etliche Hüte, gestohlen, die sie natürlich wieder herausgeben mußte. Man erfuhr nicht, zu welchem Troß sie gehörte. Unsere Leute bezahlten, soweit ich Zeuge war, was sie brauchten und verlangten, mit gutem Gelde. Mitunter geschah sogar mehr. Graf Hatzfeld erzählte: „Als ich mit Keudell durch eine Seitengasse ging, kam eine Frau auf uns zu, die sich weinend beklagte, daß Soldaten ihr die Kuh weggetrieben. Keudell suchte sie zu trösten, er wolle sehen, ob er ihr die Kuh wiederschaffen könne und als sie uns gesagt, daß es Kürassiere gewesen, gingen wir die zu suchen, wobei sie uns einen kleinen Jungen als Führer mitgab. Der brachte uns zuletzt aufs freie Feld hinaus, aber die Kürassiere und die Kuh konnte er uns nicht zeigen, und so kehrten wir unverrichteter Sache um. Keudell will ihr nun die Kuh bezahlen".

Meine Wirthsleute waren sehr höflich und gutmüthig. Sie räumten mir sogleich das beste ihrer Zimmer ein und trugen mir, obwohl ich sie bat, sich meinethalben nicht zu bemühen, ein reichliches Frühstück mit Rothwein auf, dem nach französischer Sitte Kaffee in einer kleinen Bowle mit einem silbernen Speiselöffel, mit dem ich ihn trinken sollte, beigegeben war, und trotz meiner Weigerung mußte ich zulangen. Sie sprach nur gebrochen, er geläufig Deutsch, wenn auch nur das alemannische Patois und gelegentlich mit einem französischen Worte dazwischen. Nach den Heiligenbildern in ihren Stuben zu schließen, waren sie katholisch.

Nachdem ich mein Diner in dem Gasthofe, wo die Räthe Unterkommen gefunden, mit diesen und den Andern eingenommen und wieder zu meinen Bäckersleuten zurückgekehrt war, hatte ich die Freude, ihnen zum Dank für ihre Zuvorkommenheit einen kleinen Dienst zu leisten, der ihnen aus einer Verlegenheit half. In der Nacht nach elf Uhr hörte ich Lärm auf der Hausflur, der immer stärker wurde. Nach einer Weile sah die Wirthin zur Thür herein und bat mich, ihr beizustehen; unsere Leute wollten mit Gewalt von ihr zu essen haben, und ihr Mann hätte doch jetzt nichts vorräthig. Ich zog mich rasch an und fand Bäcker und Bäckerin von sächsischen Soldaten und Marketendern umringt, die sie ungestüm um Brot bestürmten, wobei ich ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie dessen dringend bedurften, und daß sie es nicht umsonst haben wollten. Es waren aber nicht mehr als zwei oder drei Laibe noch vorhanden. In Anbetracht dessen denke ichs recht gemacht zu haben, wenn ich ein Compromiß vorschlug, nach welchem der Bäcker vorläufig jedem ein rechtschaffnes Stück — da es Landsleute waren, sagte ich „eine richtige Bemme" — geben sollte, wogegen sie am nächsten Morgen, wo vierzig Brote fertig sein würden, auf volle Befriedigung rechnen könnten. Sie waren nach einigem Widerspruch damit zufrieden, und die Nacht verging ohne weitere Störung.

Sonntag, den 14., nach dem Mittagsessen, wo Keudell erzählte, daß er der Frau die Kuh — ich glaube, mit 50 Thalern — wirklich bezahlt, folgten wir dem Minister nach Herny. Ueber uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und von der starken Hitze flimmerte es über den Feldern. Bei einem Dorfe links von der Straße hielt hessisches Fußvolk Gottesdienst im Freien, die katholischen Soldaten in einem Ringe, die protestantischen ein Stück davon in einem zweiten um

ihren Geistlichen. Letztere sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott".

In Herny angelangt, sahen wir, daß der Kanzler im ersten Stock eines langen, niedrigen, weißgetünchten Bauernhauses etwas abseits von der Hauptstraße Wohnung genommen hatte, wo sein Fenster auf die Düngerstätte hinaus blickte. Das Haus war ziemlich geräumig, und so zogen wir sämmtlich zu ihm, ich wieder mit Abeken zusammen. Hatzfelds Stube war zugleich das Bureau. Der König hatte sein Quartier beim Pfarrer, gegenüber der hübschen alterthümlichen Kirche, deren Fenster Glasmalereien zeigen. Das Dorf ist eine breite, langgestreckte Gasse mit einem gutgebauten Mairiegebäude, das zugleich die Gemeindeschule enthält, und mit großentheils dicht an einanderstehenden Häusern, die sich unten nach dem kleinen Bahnhofe des Orts abzweigt. In dem Stationsgebäude fanden wir eine arge Verwüstung, herumgestreute Papiere, zerrissene Bücher u. dgl. Daneben bewachten Soldaten zwei französische Gefangne. Nach vier Uhr ließ sich mehrere Stunden lang aus der Gegend von Metz dumpfer Donner wie von Kanonenfeuer hören. Beim Thee sagte der Minister: „Das hätte ich vor vier Wochen auch nicht gedacht, daß ich heute mit den Herren meinen Thee in einem Bauernhause zu Herny trinken würde". Dann war unter Anderem von Gramont die Rede, und der Graf wunderte sich, daß dieser gesunde, kräftige Mann nach solchem Mißglücken seines Vorgehens gegen uns nicht in ein Regiment eingetreten sei, um seine Dummheit zu sühnen. Groß und stark genug dazu wäre er reichlich. „Ich hätte es anders gemacht 1866, wenn es nicht gut gegangen wäre", fügte er hinzu. „Ich wäre sofort in ein Regiment eingetreten; ich hätte mich ja lebendig nicht mehr sehen lassen können".

Als er sich auf sein Zimmer, beiläufig ein niedriges, und sehr ländlich eingerichtetes Stübchen mit wenig Möbeln, zurückgezogen, wurde ich mehrmals zu ihm gerufen, um Aufträge zu empfangen. Es schien nützlich, unsere illustrirten Blätter zu veranlassen, den Sturm auf den Spichernberg in Abbildung zu bringen. Ferner war der Behauptung des „Constitutionnel" zu widersprechen, nach welcher die Preußen auf ihrem Marsche durch Frankreich Alles niederbrannten und nichts als Ruinen zurückließen, wovon man nicht das Mindeste bemerkt zu haben mit gutem Gewissen erklären konnte. Endlich war es wünschenswerth, der „Neuen Freien Presse" entgegenzutreten, die bisher eine wohlwollende Haltung gegen uns gezeigt, aber nach dem „Constitutionnel" in den letzten Tagen, vielleicht, weil sie wegen Preußenfreundlichkeit Abonnenten eingebüßt*), vielleicht, weil etwas an dem Gerüchte war, die ungarisch-französische Partei habe die Erwerbung des Blattes vor, eine andere Richtung eingeschlagen hatte. „Sagen Sie", so schloß der Kanzler seine Weisung in Bezug auf einen andern Artikel des „Constitutionnel"**), „es sei im Ministerrath niemals davon die Rede gewesen, Saarbrücken an Frankreich abzutreten. Die Sache

---

*) Nach dem „Constitutionnel" vom 8. August hatte sich „der Druck der öffentlichen Meinung in Wien fortwährend deutlicher und in der Weise kundgegeben, daß die Neue freie Presse an einem einzigen Tage mehr als tausend Briefe erhalten, in denen ihre Abonnenten ihr die Anzeige gemacht, daß sie dieses Blatt nicht mehr annehmen würden, wenn es fortführe, den Interessen Preußens zum Schaden Oesterreichs zu dienen".

**) Nach einem aus Wien stammenden vom „Constitutionnel" mitgetheilten Artikel hatte die dortige „Morgenpost" vom 2. August Enthüllungen gebracht, die sie „von einer mit dem Großherzog von Baden auf sehr vertrautem Fuße stehenden Persönlichkeit" haben wollte, und „nach welchen Herr von Bismarck in vollem Ministerrathe den Vorschlag gemacht haben" sollte, „Saarbrücken und Landau an Frankreich abzutreten. Der Großherzog selbst", so hieß es

sei nie über vertrauliche Anfragen und Besprechungen hinaus gekommen, und selbstverständlich könnte ein nationaler Minister — einer, der mit dem nationalen Gefühl arbeitet, an so was nicht denken. Doch mag das Gerede einen kleinen Grund haben. Es kann ein Mißverständniß oder eine Verdrehung der Thatsache sein, daß vor 1864 im Ministerrath die Frage angeregt und erörtert worden ist, ob es nicht gerathen wäre, die Kohlengruben bei Saarbrücken, die Staatsgut sind, an Gesellschaften zu veräußern. Ich wollte damit den schleswig-holsteinischen Krieg bezahlen. Aber die Sache scheiterte an der Abneigung des Königs vor einer solchen Transaction".

Montag, den 15., schien plötzlich und ungewöhnlich zeitig wieder aufgebrochen werden zu sollen. Schon am frühen Morgen, bald nach vier Uhr, wurde in die Stube im Erdgeschoß, in welcher Abeken und ich schliefen, von einem der Kanzleidiener gemeldet: „Excellenz geht gleich fort; die Herren sollen sich parat machen". Ohne Verzug stand ich auf und packte. Es war jedoch ein Mißverständniß: mit den Herren waren nur die Räthe gemeint. Gegen sechs Uhr fuhr der Kanzler mit Graf Bismarck-Bohlen fort, und Abeken, Keudell und Hatzfeld folgten ihm zu Pferde. Wir Andern blieben vorläufig in Herny, wo es zunächst Beschäftigung genug gab, und wo wir uns, als aufgearbeitet war, anderweit nützlich machen konnten. Wiederholt gingen in dicken gelbgrauen Staubwolken große Züge von Infanterie durch das Dorf, unter Anderm

---

dort weiter, „hat diese Thatsache der Person mitgetheilt, welche sie in der Morgenpost veröffentlicht, und der Großherzog hatte sie von dem Könige von Preußen, welcher behauptete, daß nur sein Widerspruch die Ursache gewesen, daß der Vorschlag des Herrn von Bismarck vom Ministerrathe nicht angenommen worden sei".

drei preußische Regimenter, zum Theil Pommern, meist große schöne Leute. Die Musik spielte: „Heil dir im Siegerkranz" und: „Ich bin ein Preuße". Man sah den Leuten den Durst, den sie litten, aus den Augen brennen, und so organisirten wir rasch eine kleine Löschbrigade. In Eimern und Krügen trugen wir Wasser hinzu und reichten es während des Marsches — denn sie durften nicht anhalten — so gut es gehen wollte, in die Reihen und Glieder hinein, wo wenigstens der Eine und der Andere mit der hohlen Hand oder einem Blechgefäß, das er bei sich trug, zu einem für die nächste Zeit genügenden Schlucke sich verhelfen konnte.

Unser Wirth hieß Matthiote, seine Frau Marie; er sprach ein wenig Deutsch, sie nur den schwer verständlichen französischen Dialekt dieser Gegend von Lothringen. Beide sollten wenig guten Willen zeigen, wovon ich indeß nichts bemerkt habe. Auch der Minister wußte davon nichts. Er hatte vor unserm Eintreffen nur mit dem Manne verkehrt, und der war „nicht übel. Er fragte mich", so erzählte er weiter, „als er mir das Essen brachte, ob ich nicht einmal seinen Wein versuchen wollte. Als ich ihn dann dafür bezahlen wollte, nahm er für den Wein, der übrigens recht trinkbar war, nichts, sondern blos für das Essen. Er erkundigte sich nach der zukünftigen Grenze und meinte, mit den Steuern würden sie dann wohl etwas besser dran sein".

Von den übrigen Leuten im Dorfe war wenig zu sehen. Die, welche man traf, waren höflich und mittheilsam. Eine alte Bauernfrau, von der ich mir in ihrem Hause Feuer für meine Cigarre geben ließ, führte mich in ihre Stube und zeigte mir an der Wand eine Photographie ihres Sohnes, der französische Uniform trug. Weinend klagte sie den Kaiser wegen des Krieges an. Ihr pauvre garçon wäre gewiß schon todt, meinte sie und wollte sich nicht trösten lassen.

Nach drei Uhr kamen unsere Reiter zurück, etwas später auch der Minister. Inzwischen hatten sich Graf Henckel, ein stattlicher Herr mit dunkelem Barte, und der Reichstagsabgeordnete Bamberger bei uns eingestellt, desgleichen ein Herr von Olberg, der Präfect oder etwas der Art werden sollte. Wir fingen also an, uns als Herren des eroberten Landes zu fühlen und uns darin einzurichten. Wieviel davon als bleibender Besitz für jetzt ins Auge gefaßt war, hatte mir am Morgen schon ein nach Osten bestimmtes Telegramm gesagt, bei dessen Chiffrirung ich behülflich gewesen, und in welchem es hieß, daß wir, „wenn es Gottes Wille", das Elsaß behalten würden.

König und Kanzler hatten, wie man bei Tische erfuhr, eine Art Recognoscirungstour bis ungefähr drei Viertelmeilen vor Metz gemacht, zu der sich auch der General von Steinmetz eingefunden. Die außerhalb der Festung stehende französische Armee war am Tage vorher von diesem bei Courcelles mit Ungestüm angegriffen und in die Stadt und in die Forts hineingeworfen worden. Man veranschlagte die Verluste der Feinde auf 4000 Mann; in einer Schlucht hatte man gegen vierzig todte Rothhosen gefunden, die meisten davon durch den Kopf geschossen.

Abends, als wir auf der Bank neben der Hausthür saßen, kam auch der Minister auf einen Augenblick zu uns. Während er einige Worte mit uns sprach, wollte er von mir eine Cigarre, aber Hofrath Taglioni (Chiffreur des Königs, früher bei der Gesandtschaft in Paris, jetzt verstorben) war flinker als ich mit der Tasche heraus. Schade, mein Kraut war erheblich besser als das seine.

Beim Thee sprach der Kanzler unter Anderm davon, daß er zweimal, in San Sebastian und bei Schlüsselburg, in Gefahr gewesen, von Schildwachen erschossen zu werden, wobei man

erfuhr, daß er auch etwas Spanisch versteht. Von der Schlüsselburger Affaire kam er auf folgende Anekdote, die ich als eine von ihm selbst erlebte nacherzähle, obwohl ich dabei Einiges nicht genau hörte und so nicht verbürgen kann, daß sie ihm selbst und nicht einem Andern passirt ist. Der Graf war einmal im Sommergarten zu Petersburg und traf dort den Kaiser. Sie gingen eine Strecke mit einander und kamen dabei an einen freien Rasenplatz, in dessen Mitte eine Schildwache stand. Bismarck erlaubte sich die Frage, was die da solle. „Er wußte es nicht. Der Kaiser wendete sich an den Adjutanten, der es aber auch nicht wußte. So fragen Sie die Schildwache. Die Schildwache sagt nur: — er brauchte hier die russischen Worte — ‚Es ist befohlen'. Damit war uns ebensowenig geholfen, und der Adjutant muß sich weiter erkundigen, auf der Wache bei dem Offizier und dann weiter hinauf. Aber immer dieselbe Antwort: Es ist befohlen. Es wird in den Acten nachgesehen und nichts über die Sache gefunden — es hat immer eine Schildwache da gestanden. Endlich findet sich ein alter Lakai, der sich erinnert, daß sein Vater, auch ein alter Lakai, ihm einmal gesagt hat, die Kaiserin Katharina habe dort einst ein frühzeitiges Schneeglöckchen entdeckt und Befehl gegeben, zu sorgen, daß es nicht abgepflückt werde. Man wußte sich nicht besser zu helfen, als daß man eine Schildwache dazu stellte, und das pflanzte sich so fort".

Man sprach dann von der uns abgeneigten Stimmung in Holland und deren Ursachen, die zum Theil darauf zurückgeführt wurden, daß der Minister van Zuylen sich als niederländischer Gesandter in Berlin unangenehm zu machen verstanden habe, infolge dessen nicht nach Wunsch honorirt worden sei und so mit Verdruß über uns weggegangen sein könnte.

Als wir uns, nachdem wir noch erfahren, daß am nächsten Tage nach Pont à Mousson aufgebrochen werden solle, schlafen legten, glaubte ich Abeken ein Compliment zu machen, indem ich ihm sagte, der heutige Ritt sei doch von ihm bei seinen Jahren eine ganz erstaunliche Leistung; man könne ihm dazu gratuliren. Er aber nahm's halb übel, er wollte nicht als alt angesehen sein, und ich gelobte mir im Stillen, mit meiner Bewunderung und meinen Glückwünschen hinfüro vorsichtiger und sparsamer zu sein.

Am 16. August früh halb zehn Uhr, an einem schönen, aber heißen Morgen setzten wir uns wieder in Bewegung. Ich fuhr im Wagen der Räthe, die zum Theil wieder ritten. Neben mir hatte Landrath Jansen, Mitglied der Freiconservativen im Reichstag, ein feiner, liebenswürdiger Mann, der mittlerweile eingetroffen war, um eine Stelle bei der Verwaltung der eroberten Landstriche einzunehmen, Platz gefunden. Die Reise ging über eine breite, etwas gewellte Ebne auf die Hügelkette am rechten Moselufer zu, in der sich der Kegel des Mousson mit seiner großen Ruine weithin auszeichnet. Auf vortrefflicher Chaussee passirten wir mehrere Dörfer mit stattlichen Mairien und Schulen. Auf dem Wege war wieder Alles bunt von Soldaten, Infanterie, Detachements von hellblauen sächsischen Reitern, allerhand Wagen und Karren. Hier und da sah man auch kleine Lager.

Endlich fuhren wir nach drei Uhr über den Berghang in das Moselthal hinab und nach Pont à Mousson hinein. Dasselbe ist eine Mittelstadt von etwa 8000 Einwohnern und streckt sich zu beiden Seiten des Flusses hin, hat eine schöne steinerne Brücke und auf dem rechten Ufer eine große alte Kirche. Wir überschritten die Brücke, kamen dann auf den größtentheils von Arkaden umgebnen Markt mit mehreren Gast-

höfen und Cafés und dem alten Rathhause, vor dem sächsisches Fußvolk auf Stroh lagerte, und bogen von hier in die Rue Saint Laurent ein, auf welcher der Minister mit Abeken, Keudell und Graf Bismarck-Bohlen in einem von rothblühenden Schlingpflanzen umrankten Schlößchen an der Ecke der Rue Raugraf einquartiert war. Sein unfreiwilliger Wirth war, wie man hörte, ein alter Herr, der sich mit Madame auf Reisen befand. Der Kanzler wohnte in Zimmern des ersten Stocks; die auf den kleinen hinter dem Hause befindlichen Garten hinaussahen. Im Erdgeschoß wurde das Bureau, ebenfalls in einem Hinterzimmer, installirt, und eine kleinere Stube gegenüber sollte als Eßsalon dienen. Der Landrath, ich, Sekretär Bölsing, Willisch und Saint Blanquart, der andere mobile Chiffreur, wurden ebenfalls auf der Rue Saint Laurent, etwa zehn Thüren weiter vom Markte entfernt, auf der andern Seite der Straße, wo sie an einem kleinen Platz endigt, in einem Hause untergebracht, welches nur von französischen Damen und ihren Dienstmädchen bewohnt zu sein schien. Ich schlief mit Blanquart — oder, geben wir Jedem wenigstens einmal seinen vollen Titel, Hofrath Saint Blanquart — in einem Gemach, in welchem ein Schicksalsverwandter von mir, soll heißen, ein Viel- und Weitherumgekommener, seine Andenken aus aller Herren Ländern aufgehangen hatte: getrocknete Blumen, Rosenkränze, Palmenzweige, Photographien aus der Stadt Davids, desgleichen Vino di Gerusalemme, eine Darabuka, Kokusnüsse, Korallen, Seekrebse, Schwämme aus der Meerestiefe, einen Schwertfisch und andere derartige Ungethüme mit aufgesperrtem Rachen und spitzigen Zähnen, ferner drei deutsche Tabakspfeifen und daneben drei morgenländische Vettern derselben, einen Tschibbuk, ein Argileh und ein Schischi, dann eine spanische Mutter Gottes mit einem halben Dutzend Schwertern in der Brust, eine Erinnerung an

ein Stiergefecht, Antilopenhörner, moskowitische Heiligenbilder, endlich unter Glas und Rahmen eine französische Zeitung mit einem von der russischen Censur geschwärzten Artikel — kurz ein ganzes ethnographisches Kabinet.

Wir hielten uns hier nur so lange auf, als nöthig war, um unsre Toilette zu ordnen. Dann eilten wir auf das Bureau. Unterwegs sahen wir an den Ecken verschiedene Bekanntmachungen angeklebt: eine, die unsern Sieg vom 14. verkündigte, eine zweite, wegen Aufhebung der Conscription und eine dritte, in welcher der Maire von Pont à Mousson — es mußte Tags vorher oder noch eher ein Angriff von Civilisten auf unsere Truppen stattgefunden haben — die Einwohner zur Besonnenheit ermahnte. Ferner war unsrerseits letzteren bei strenger Ahndung befohlen, bei Nacht Lichter an die Fenster zu stellen und Läden und Hausthüren offen zu lassen; auch sollten sie alle ihre Waffen auf das Rathhaus abliefern.

Einen großen Theil des Nachmittags grollte wieder ferner Kanonendonner, und Abends bei Tische erfuhr man, daß abermals bei Metz gekämpft werde, und daß es hart hergehe. Jemand bemerkte dazu, daß es vielleicht nicht gelänge, die Franzosen, von denen gesagt worden, sie wollten sich offenbar nach Verdun zurückziehen, aufzuhalten. Der Minister erwiderte scherzhaft: „Molk, der kaltherzige Bösewicht, sagte, ein solches Mißgeschick wäre gar nicht zu beklagen; denn dann hätten wir sie sicher —" was wohl heißen sollte, dann würden wir sie auf ihrem weiteren Rückzuge von mehreren Seiten einschließen und vernichten. Von andern Aeußerungen des Kanzlers, die bei dieser Gelegenheit fielen, erwähne ich noch die, nach welcher ihm „die kleinen schwarzen Sachsen, die so intelligent aussehen", bei dem Besuche, den er ihnen am Tage vorher abgestattet, ungemein gefallen hatten. Er meinte die dunkelgrünen Jäger oder das in dieselbe Farbe

gekleidete 108. Regiment. „Es scheinen flinke, behende Leute zu sein", fügte er hinzu, „und man sollte das in die Presse bringen".

In der folgenden Nacht wurde ich mehrere Male durch den taktmäßigen Tritt durchmarschirenden Fußvolks und das Rollen und Rumpeln schwerer Räder auf unebnem Pflaster geweckt. Es waren, wie man früh im Bureau wissen wollte, Hessen gewesen. Vom Minister hieß es, er sei schon bald nach vier Uhr Morgens fort, nach Metz zu, wo heute oder morgen eine Hauptschlacht erwartet werde. So gab es denn diesen Tag aller Wahrscheinlichkeit nach für mich wenig oder nichts zu thun, und ich nahm die Gelegenheit wahr, mit Willisch einen Spaziergang in die Umgebung der Stadt zu machen. Wir gingen zuerst stromaufwärts über die Pontonbrücke der Sachsen hinaus, die hier auf den Wiesen am linken Ufer einen großen Fuhrpark aufgestellt hatten, bei dem sich auch Wagen aus Dörfern bei Dresden befanden. Wir schwammen über den klaren, tiefen, auf beiden Seiten von Weiden eingefaßten Fluß und wieder herüber. Dann wurde die Kirche auf der rechten Seite des Wassers besucht, wo wir unter Anderm ein außerordentlich schönes Grab Christi mit den schlafenden Wächtern bewunderten. Besonders die letzteren sind in Haltung und Gesichtsausdruck wahre Meisterwerke der Zeit des Uebergangs aus dem Mittelalter in die Renaissance.

Ins Bureau zurückgekehrt, fanden wir, daß dort noch immer Feierabend war. Ich hatte daher Zeit, mit Jansen und Willisch dem Gipfel des Mousson und seiner Ruine einen Besuch abzustatten. Ein steiler Weg führte hinauf durch die Weinberge, welche die dem Flusse und der Stadt zugewendete Flanke des Kegels bedecken. Droben auf den Trümmern der Burg, die so

ausgedehnt sind, daß sich in sie ein ziemlich ansehnliches Dorf eingenistet hat, genießt man eine weite, wunderschöne Aussicht auf das Stromthal und seine Hügel. Die meisten dieser gutgegliederten Höhen sind mit Reben bepflanzt; unten schlängelt sich, lichtblau im Grünen, etwa so breit wie die Saale bei Giebichenstein, die Mosel hin. Rechts und links im Thale und auf den Bergen Dörfer und Schlößchen. Auf den weißen Straßen in der Tiefe gleich Ameisenzügen Colonnen mit blitzenden Helmbeschlägen und Gewehrläufen. Dichter Staubnebel hinter ihnen. Bisweilen Trommelwirbel oder ein Hornsignal. Unmittelbar um uns Alles einsam und still. Selbst der Wind, der sicher hier oben oft recht vernehmlich weht, hält den Athem an.

Wir begaben uns wieder hinunter in das kriegerische Getümmel und nach unserm Schlößchen an der Rue Raugraf, aber nur, um zu hören, daß der Minister noch immer nicht zurück war. Dagegen hatte man Nachrichten vom Kampfe, der Tags vorher im Westen von Metz stattgefunden. Wir erfuhren, daß es auf unserer Seite starke Verluste gegeben habe und der Durchbruch Bazaines, der die in der Festung zusammengedrängten Franzosen befehlige, nur mühsam verhindert worden sei. Hauptpunkt der Schlacht sollte das Dorf Mars la Tour gewesen sein. Die Chassepotkugeln wären buchstäblich wie Hagelschauer herumgesaust. Ein Kürassierregiment wäre — so erzählte man sich damals mit der in solchen Fällen nicht seltenen Uebertreibung — fast ganz aufgerieben worden, und die Gardedragoner hätten gleichfalls schwer gelitten; keine Division, die nicht arg beschädigte Abtheilungen zählte. Heute indeß, wo wir, wie gestern die Franzosen, die Uebermacht hätten, wäre, wenn diese wieder vorzudringen versuchten, ein Sieg zu erwarten.

Ganz sicher schien das indeß nicht zu sein. Man war in=

folge dessen etwas unruhig, hatte kein rechtes Sitzfleisch, keine Stetigkeit der Gedanken, von denen einige doch, wie im Fieber, immer wiederkamen. Man ging nach dem Markt und nach der Brücke, wo allmählich Leichtverletzte zu Fuß und Schwerverwundete zu Wagen eintrafen. Man ging auf die nach Metz führende Chaussee hinaus, wo wir einem Zuge von etwa hundertundzwanzig Gefangnen begegneten. Es waren meist kleine dürftige Leute, doch auch hochgewachsene, breitschulterige Burschen darunter, Garden, an den weißen Litzen auf der Brust erkennbar. Man ging wieder nach dem Markte. Man ging in den Garten hinter dem Bureau, wo links in einer Ecke nicht weit vom Hause „der Hund begraben liegt" — der Hund eines Herrn Aubert nämlich, der unser Herr Wirth zu sein scheint, und der dem Verblichnen ein steinernes Denkmal errichtet hat, das folgende rührende Inschrift trägt:

Girard Aubert épitaphe à sa chienne.

Ici tu gis, ma vieille amie,
Tu n'es donc plus pour mes vieux jours.
O toi, ma Diane cherie,
Je te pleurerai toujours.

Endlich, gegen sechs Uhr, kam der Kanzler zurück. Es hatte an diesem Tage keine große Schlacht stattgefunden, aber mit aller Wahrscheinlichkeit war anzunehmen, daß es morgen wieder etwas geben werde. Der Chef erzählte bei Tische, daß er seinen während eines Massenangriffs von Reiterei bei Mars la Tour durch einen Gewehrschuß in den Oberschenkel verwundeten ältesten Sohn, Graf Herbert, besucht habe, der im Feldlazareth von Mariaville untergebracht war. Nach ihm ausreitend, hatte ihn der Minister endlich in einem Gehöft auf

einem Hügel gefunden, wo auch andere Verwundete in ziemlicher Anzahl lagen. Die Besorgung derselben hatte ein Oberarzt in den Händen gehabt, der kein Wasser zu beschaffen gewußt und die Puten und Hühner, die auf dem Hofe herumgewandelt, aus einer Art Pruderie nicht für seine Kranken habe in Anspruch nehmen wollen. „Er sagte, er dürfe nicht", berichtete der Minister weiter. „Vorstellungen in Güte, die ihm gemacht wurden, halfen nichts. Da drohte ich ihm erst, die Hühner mit dem Revolver todtzuschießen; dann gab ich ihm zwanzig Franken, dafür sollte er fünfzehn Stück kaufen. Zuletzt besann ich mich, daß ich ja preußischer General war, und jetzt befahl ich ihm, worauf er gehorchte. Das Wasser aber mußte ich selber suchen und in Fässern heranschaffen lassen".

Inzwischen war der amerikanische General Sheridan in der Stadt eingetroffen. Er kam aus Chicago, wohnte am Markt im Croix Blanche und hatte um eine Zusammenkunft mit unserm Kanzler gebeten. Ich begab mich auf dessen Wunsch zu ihm und sagte ihm, daß Graf von Bismarck ihn im Laufe des Abends erwarte. Der General, ein kleiner corpulenter Herr von etwa fünfundvierzig Jahren, mit dunklem Schnurr- und Zwickelbärtchen, spricht den allerechtesten Yankeedialekt. Er hatte seinen Adjutanten Forsythe und als Dolmetscher den Journalisten Mac Lean bei sich, welcher der „Newyork World" als Kriegscorrespondent diente.

In der Nacht waren wieder starke Durchmärsche von unserm Zimmer aus zu hören. Man erfuhr später, daß es Sachsen gewesen.

Am nächsten Morgen sagte man mir im Bureau, daß der König und der Minister schon um drei Uhr weggefahren seien. Es wurde ungefähr auf dem Schlachtfelde vom 16. gekämpft,

und es schien sich um die Entscheidung zu handeln. Begreiflicherweise war man davon stärker erregt, als je in den letzten Tagen. Unruhig, ungeduldig, Näheres zu erfahren, machen wir uns zu einem Gang in der Richtung nach Metz hin auf und kommen in der doppelten Schwüle, der geistigen, wo bange Unbestimmtheit, und der körperlichen, wo windlose, sonnedurchglühte Luft drückt, bis etwa vier Kilometer von Pont à Mousson. Auf dem Wege begegnen wir Leichtverwundeten, die einzeln, paarweise und in größern Gesellschaften der Stadt zuwandern. Viele tragen ihr Gewehr noch, Andere gehen an Stöcken, Einer hat sich einen krapprothen französischen Reitermantel umgehangen. Sie haben vorgestern bei Mars la Tour und Gorze mitgefochten. Ueber die heutige Schlacht bringen sie nur Gerüchte mit, gute und schlechte, was sich dann in der Stadt mit Uebertreibungen wiederholt. Zuletzt behalten die guten Nachrichten die Oberhand. Gewisses giebt es aber auch am späten Abend noch nicht. Wir essen ohne unsern Chef, der bis Mitternacht vergeblich erwartet wird. Zuletzt indeß hörte man wenigstens, daß er mit Sheridan und Graf Bismarck-Bohlen beim König in Rezonville sei.

Freitag, den 19. August, wo wir Gewißheit bekamen, daß Tags vorher die Deutschen gesiegt, fuhren Abeken, Keudell, Hatzfeld und ich hinaus nach den Schlachtfeldern. Unser Weg führte zuerst zwischen den italienischen Pappeln der Chaussee durch das anmuthige Moselthal. Rechts schimmerte der Fluß, links zeigten sich über der bald breiten, bald schmalen Thalsohle Weinberge mit Villen und hübsche Dörfer unter Burgruinen. Wir passirten die Ortschaften Vendières, Arnaville und Noveant. Dann lenkten wir links ab und hinauf nach Gorze, einem Städtchen, das sich größtentheils in langer schmaler Gasse durch eine Senkung in der Hügelkette dieses Ufers hinzieht. Die Räthe

stiegen hier aus, um zu Pferde weiter zu gehen. Ich und unser getreuer Kanzleidiener Theiß suchten uns mit dem Wagen durch die Fuhrwerke, die sich in der engen Hauptstraße verfahren hatten, hindurch zu helfen, es war aber unmöglich. Von unsrer Seite kamen Leiterwagen mit Heu, Stroh, Holz und Bagage, von der andern Gefährte aller Art mit Verwundeten, die evacuirt wurden, sowie Munitionskarren, und infolge dessen blieben wir nach kurzer Zeit vollständig eingeklemmt stecken. Fast alle Häuser des Ortes waren durch Genfer Fähnchen als Lazarethe bezeichnet, und beinahe hinter allen Fensterscheiben sahen wir Leute mit verbundenem Kopfe oder dem Arm in der Binde.

Nach etwa einstündigem Warten lockerte sich die Verfahrenheit, in die wir gerathen waren, wir rückten langsam vorwärts, und nach einer Weile waren wir hinaus auf die Hochfläche seitwärts von dem Städtchen. Hier kamen wir erst in ein Gehölz, wo uns ein heftiges, aber bald vorübergehendes Gewitter mit schwerem Regen überfiel, dann auf eine weite, etwas gewellte Ebene mit Stoppelfeldern, durchschnitten von Straßen, die meist mit deutschen Pappeln bepflanzt waren. Rechts in der Ferne bemerkte man mehrere Dörfer und darüber hinaus Hügel und Senkungen mit Laubwald.

Nicht weit von Gorze zweigt sich zur Rechten ein sanft abwärts führender Weg ab, der uns in einer guten halben Stunde nach Rezonville gebracht hätte, wo ich den Minister finden und unsre Reiter wieder treffen sollte. Meine Karte aber gab in Betreff der hier liegenden Dörfer und Straßen keinen Rath. Der Weg links war wie der zur Rechten, so weit die Augen reichten, ganz einsam. Ich meinte, auf jenem Seitenwege zu nahe nach Metz hin zu kommen, und so ließ ich auf der Chaussee weiter fahren, die uns erst nach einem einzeln stehenden Meierhof, wo Haus, Scheune und Stall

voll Verwundeter waren, dann in das Dorf Mars la Tour brachte.

Schon unmittelbar hinter Gorze trafen wir auf Spuren von Gefechten, Kugelgruben im Erdboden, abgeschossene Baumzweige, einzelne todte Pferde. Weiterhin wurden die letzteren häufiger; an einigen Stellen zählte man zwei bis drei nebeneinander, und an einer lag eine Gruppe von acht solchen Cadavern. Die meisten waren furchtbar geschwollen und streckten die Beine in die Luft, während die Köpfe schlaff auf der Erde lagen. Neben Mars la Tour war ein Lager von Sachsen. Dem Dorfe hatten die Kämpfe vom 16., wie es schien, wenig Schaden gethan: nur ein Haus war abgebrannt. Ich fragte hier einen Ulanenleutnant, wo Rezonville sei. Er wußte es nicht. Wo der König sei? „An einem Orte, ungefähr zwei Stunden von hier", lautete die Antwort. „Dort hinaus", wobei der Offizier nach Osten hinwies. Eine Bauernfrau, die uns die Lage von Rezonville beschreiben sollte, zeigte ebenfalls dorthin, und so fuhren wir in die Straße hinein, die nach dieser Richtung führte. Sie brachte uns nach einer Weile in das Dorf Vionville. Kurz vor dem Orte stieß ich rechts auf dem Rande zwischen Stoppelfeld und Chausseegraben auf den ersten Todten aus diesen Schlachten, einen preußischen Musketier. Er sah im Gesichte schwarz wie ein Turco aus und war schrecklich aufgedunsen. Im Dorfe waren alle Häuser voll von Schwerverwundeten, auf der Straße gingen deutsche und französische Hülfsärzte und Krankenpfleger mit der Genfer Kreuzbinde geschäftig hin und her.

Ich beschloß, den Minister und die Räthe hier zu erwarten, da ich der Meinung war, sie würden auf alle Fälle und zwar bald hier durchkommen. Durch ein Seitengäßchen links von der Straße, in dessen Graben unter einem Bündel blutiger

Lappen ein abgeschnittenes Menschenbein hervorsah, begab ich mich hinüber auf das Schlachtfeld. Etwa vierhundert Schritt vom Dorfe kam ich an zwei parallellaufende circa dreihundert Fuß lange Gruben von geringer Breite und Tiefe, an denen noch gearbeitet wurde, und neben denen große Haufen von deutschen und französischen Todten zusammengetragen waren. Einige waren halb entkleidet, die meisten noch in Uniform, alle grauschwarz und von der Hitze fürchterlich geschwollen. Es mochten dritthalbhundert Leichen sein, die man hier zusammen gebracht hatte, und noch immer fuhr man mit Karren neue herbei. Viele waren ohne Zweifel schon beerdigt. Weiter nach Metz hin steigt das Schlachtfeld ein wenig an, und hier schienen besonders viele Leute gefallen zu sein. Ueberall war der Erdboden mit französischen Mützen, mit Pickelhauben, mit Tornistern, Waffen und Uniformen, Wäsche, Schuhen und herumgestreuten Papieren bedeckt. Dazwischen lagen in den Furchen der Kartoffeläcker einzelne Todte auf dem Gesicht oder dem Rücken; dem einen war das ganze linke Bein bis eine Spanne über dem Knie, dem andern der halbe Kopf abgerissen, einige Leichen streckten den rechten Arm starr gen Himmel empor. Hier und da stieß man auf ein Einzelgrab, das ein Kreuzchen aus dem Holz einer Cigarrenkiste mit Bindfaden zusammengebunden oder ein mit dem Bayonnet hineingespießtes Chassepotgewehr bezeichnete. Der Leichengeruch war sehr merklich, bisweilen, wenn der Wind von einer Gruppe Pferdecadaver herwehte, schier unerträglich.

Es wurde Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, auch hatte ich vollkommen genug von dem Bilde der Wahlstatt. Ich schlug einen andern Weg ein, aber auch hier mußte ich wieder Haufen von Todten, dießmal lauter Rothhosen, passiren, und an Massen von umhergeworfnen Kleidungsstücken, Hemden,

Schuhen, Papieren und Büchern, Dienst- und Gebetbüchern fehlte es ebenso wenig. Neben einigen Todten lagen ganze Packete von Briefen, die sie in ihren Tornistern mit sich geführt hatten. Ich nahm mir einige davon als Andenken mit, darunter auch zwei deutsche von einer Anastasia Stampf aus Scherrweiler bei Schlettstadt, die ich neben einem französischen Soldaten fand, welcher kurz vor Ausbruch des Krieges in Caen gestanden hatte. Der eine war vom „25. Heimonath 1870“ datirt und schloß mit den Worten: „wir befelen Dich stäts under den Schudsmandel Maria“.

Der Minister war, als ich den Wagen wieder erreichte, noch nicht gekommen, und es war vier Uhr geworden. Wir kehrten daher auf näherem Wege, auf dem ich inne wurde, daß wir die beiden langen Seiten eines spitzen Dreiecks umfahren hatten, statt die kurze zu wählen, nach Gorze zurück. Hier trafen wir Keudell, dem ich unser Mißverständniß und unsern unglücklichen Umweg erklärte. Er war mit Abeken und Graf Hatzfeld beim Chef in Rezonville gewesen. Letzterer hatte sich, wie man weiter erfuhr, während der Schlacht vom 18., in der die Entscheidung bei Gravelotte erfolgt war, mit dem König etwas weit vorgewagt und sich gleich diesem eine Zeit lang in Gefahr befunden. Später hatte er die Schwerverwundeten eigenhändig mit Wasser erfrischt. Abends neun Uhr sah ich ihn wohlbehalten in Pont à Mousson anlangen, wo wir allesammt wieder mit ihm zu Nacht speisten. Die Unterhaltung bei Tische drehte sich natürlich in der Hauptsache um die beiden letzten Schlachten und den Gewinn und Verlust, den sie zur Folge gehabt. Die Franzosen hatten Massen von Leuten auf dem Platze gelassen. Der Minister hatte ihre Garde bei Gravelotte reihen- und haufenweise niedergestreckt liegen sehen. Aber auch unsere Verluste waren, wie er sagte,

groß. Erst die vom 16. August waren bis jetzt bekannt. „Eine Menge von preußischen Familien werden Trauer anlegen müssen", bemerkte der Chef. „Wesdehlen und Reuß in ein Grab gelegt, Wedell todt, Finkenstein todt, Rahden (der Mann der Lucca) durch beide Backen geschossen, eine Masse von Regiments- und Bataillonscommandeuren gefallen oder schwer verwundet. Das ganze Feld bei Mars la Tour war gestern noch weiß und blau von gefallnen Kürassieren und Dragonern". Zur Erklärung der letzteren Aeußerung erfuhr man, daß bei jenem Dorfe eine große Reiterattacke gegen die in der Richtung von Verdun vordringenden Franzosen stattgefunden, die zwar von der feindlichen Infanterie im Stil von Balaklawa abgewiesen worden war, aber insofern genützt hatte, als sie die Gegner aufgehalten, bis Verstärkung eingetroffen war. Die Söhne des Kanzlers waren dabei tapfer mit drein geritten in den Kugelhagel, und der ältere hatte nicht weniger als drei Schüsse bekommen, einen durch das Bruststück des Rockes, einen auf die Uhr und einen durch das Fleisch des Oberschenkels. Der jüngere schien unverletzt davon gekommen zu sein, und der Chef erzählte, augenscheinlich mit einigem Stolz, daß Graf Bill bei der Umkehr einen seiner Kameraden, der am Beine verwundet war, mit kräftigen Armen aus dem Getümmel herausgezogen und davon reitend mit sich fortgeschleppt habe, bis sie gerettet gewesen. Am 18. war noch mehr deutsches Blut geflossen, aber wir hatten den Sieg behalten und den Zweck dieser opfervollen Kämpfe erreicht. Am Abend war die Armee Bazaines definitiv nach Metz zurückgewichen, und die gefangnen Offiziere selbst hatten dem Minister gestanden, daß sie der Meinung, es sei jetzt mit ihrer Sache zu Ende. Die Sachsen, die an den beiden vorhergehenden Tagen sehr starke Märsche gemacht hatten und

zuletzt in der Lage gewesen waren, beim Dorfe Saint Privat tüchtig mit in den Kampf einzugreifen, standen auf der Straße nach Thionville, und damit war Metz rings von unsern Truppen umschlossen.

Wie es schien, war der Kanzler mit der einen und der andern Maßregel des Militärs während der beiden Schlachten nicht einverstanden. Unter Anderm sagte er von Steinmetz, daß er „die wahrhaft ungeheure Bravour unsrer Truppen mißbrauche. — Blutverschwender“! — — — Mit heftiger Entrüstung sprach er auch von der barbarischen Kriegführung der Franzosen, die auf die Genfer Kreuzfahne und sogar auf einen Parlamentär geschossen haben sollten.

Mit Sheridan schien der Minister sich rasch auf guten Fuß gestellt zu haben; denn ich mußte ihn und seine beiden Begleiter für den folgenden Abend zum Diner einladen.

Am 20. früh kam ein Herr von Kühlwetter bei uns an, der Civilcommissär oder Präfect in Elsaß oder Lothringen werde sollte. Um elf Uhr machte der Kronprinz, der mit seinen Truppen fünf oder sechs Meilen von Pont à Mousson auf dem Wege von Nancy nach Chalons stehen sollte, dem Kanzler seinen Besuch. Nachmittags ging ein Zug von ungefähr zwölfhundert Gefangnen, darunter zwei Wagen mit Offizieren, von preußischen Küraßreitern bewacht, durch die Rue Notredame. Abends bei Tische waren Sheridan, Forsythe und Mac Lean Gäste des Chefs, der sich mit dem amerikanischen General in gutem Englisch lebhaft unterhielt, wozu man Champagner und Porter trank. Den letzteren genoß man aus den oben erwähnten Metalltassen, von denen mir der Chef, nachdem er gefragt: „Herr Doctor, Sie trinken doch Porter“? auch eine vollschenkte und zuschickte. Ich erwähne das, weil außer dem Minister

und den Amerikanern dießmal sonst niemand Porter bekam, und weil die Gabe, da wir seit Saarbrücken zwar Wein, Champagner und Cognac mehr als zur Genüge, aber kein Bier gehabt hatten, eine sehr angenehme und willkommene war. Der General, bekannt als glücklicher Führer der Unionisten im letzten Jahre des Secessionskrieges, sprach ziemlich viel. Er erzählte von den Strapazen, die sie auf dem Ritte aus dem Gebiet der Rocky Mountains bis Chicago ausgestanden, von entsetzlichen Mückenschwärmen, von einem großen Knochenlager in Californien oder dessen Nachbarschaft, in dem man fossile Thiere fände, die, wenn ich ihn recht verstand, erst Fische, dann Eidechsen gewesen wären, von Büffel- und Bärenjagden, u. dgl. Auch der Kanzler gab eine Jagdgeschichte zum Besten. Er war eines Tages in Finnland in ziemlicher Gefahr vor einem großen Bären gewesen, den er nicht gut sehen gekonnt, da er ganz mit Schnee bedeckt gewesen. „Ich schoß endlich", so berichtete er weiter, „und der Bär fiel etwa sechs Schritt vor mir nieder. Er war aber nicht todt und konnte wieder aufstehen. Ich wußte, was mir davon bevorstand, und was ich zu thun hatte. Ich rührte mich nicht, lud ganz leise wieder, und als er sich dann aufrichten wollte, schoß ich ihn todt".

Am Vormittag des 21. wurde fleißig für die Post und den Telegraphen gearbeitet, die verschiedene Nachrichten und räsonnirende Artikel nach Deutschland beförderten. Der Parlamentär, auf den die Franzosen geschossen hatten, als er unter der weißen Flagge zu ihnen kam, war, wie man jetzt hörte, der Hauptmann oder Major Verdy von Moltkes Generalstabe gewesen, und der ihn begleitende Trompeter hatte dabei eine Wunde bekommen. Aus Florenz war die sichere Nachricht eingetroffen, daß Victor Emanuel und seine Minister infolge

unsrer Siege entschlossen seien, sich neutral zu verhalten, was bis dahin nichts weniger als sicher gewesen war. Endlich konnte man jetzt wenigstens annähernd die Verluste abschätzen, welche die Franzosen am 14. bei Courcelles, am 16. bei Mars la Tour und am 18. bei Gravelotte erlitten hatten. Der Minister schlug dieselben für alle drei Tage auf ungefähr 50,000 Mann, worunter 12,000 Todte, an und setzte hinzu: „Die Eifersucht einiger von unsern Führern ist schuld, daß auch wir so viele Leute eingebüßt haben".

Am Nachmittag sprach ich einen von den Gardedragonern, die am 16. die französische Batterie angegriffen hatten. Er sagte mir, daß außer Finkenstein und Reuß auch die beiden Treskows todt und begraben seien, und daß man aus den drei Schwadronen seines Regiments, die im Feuer gewesen, am Ende der Schlacht eine und aus dem 1. und 2. Regimente der Dragoner ein einziges gemacht habe. Uebrigens drückte er sich sehr bescheiden über die tapfere That aus. „Wir mußten", sagte er, „vor, blos, um daß unsere Artillerie von die Feinde nicht weggenommen wurde". Als ich mich noch mit ihm unterhielt, gingen wieder ungefähr 150 Gefangne, von sächsischer Infanterie begleitet, an uns vorüber und durch die Stadt. Ich erfuhr von der Eskorte, daß die Sachsen nach langem Marsch bei Roncourt und Saint Privat mit gefochten, einmal mit Bayonnet und Kolben angegriffen und viele Offiziere, darunter den General Kraußhaar, verloren hatten.

Abends beim Thee fragte mich der Chef, als ich in's Zimmer trat:

„Wie geht es Ihnen, Herr Doctor"?

Ich erwiderte: „Danke, Excellenz, gut".

„Haben Sie denn auch was gesehen"?

„Ja, das Schlachtfeld bei Vionville, Excellenz".

„Schade, daß Sie unser Abenteuer vom 18. nicht mit erlebt haben".

Darauf erzählte er ausführlich, wie es ihm an jenem Tage in den letzten Stunden der Schlacht und in der Nacht darauf ergangen war. Ich werde diese Mittheilungen, durch spätere Aeußerungen des Ministers ergänzt, in einem der folgenden Abschnitte bringen. — — — Die Rede kam hiernach auf den General Steinmetz, von dem der Kanzler sagte, er sei tapfer, aber eigenwillig und über die Maßen eitel. Im Reichstage halte er sich immer in der Nähe des Präsidentenstuhls auf und stehe, damit man ihn hübsch sehen könne. Auch cokettire er, indem er fleißig aufpasse und sich auf ein Papier Notizen mache. „Er denkt dabei", so schloß diese kleine Charakteristik, „daß die Zeitungen davon Notiz nehmen und seinen Eifer loben werden. Irre ich nicht, so hat er sich damit auch nicht verrechnet". Der Minister irrte durchaus nicht; die Presse hatte, wie gewöhnlich, was gewünscht und erstrebt wurde, zur Genüge gethan.

Die Damen in unserm Hause (ich meine das mit dem ethnographischen Kabinet) waren gar nicht scheu, eher das Gegentheil. Sie unterhielten sich mit uns, soweit wir französisch konnten, mit erfreulicher Unbefangenheit.

Montag, den 22. August schrieb ich in mein Tagebuch:

Früh mit Willisch wieder baden gegangen, bevor der Chef aufgestanden. Um zehn und ein halb Uhr werde ich zu ihm gerufen. Er fragt zuerst, wie mir's geht, und ob ich nicht auch Anfälle von Dyssenterie gehabt. Ihm wäre es in vergangener Nacht nicht gut gegangen. Der Graf und Dyssenterie? Gott behüte ihn davor. Es wäre schlimmer als eine verlorene Schlacht. Unsere ganze Sache käme darüber ins Wanken und Schwanken. — — —

Es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß wir im Falle einer endgültigen Besiegung Frankreichs das Elsaß und Metz mit seiner Umgebung behalten werden, und zwar ist der Gedankengang, der den Kanzler zu diesem Entschlusse führte, etwa folgender:

Eine Contribution würde, wenn sie auch noch so groß wäre, die von uns gebrachten ungeheuren Opfer nicht ausgleichen. Wir müssen namentlich Süddeutschland mit seiner offnen Lage besser vor französischen Angriffen sichern, wir müssen dem Druck, den Frankreich seit zwei Jahrhunderten auf dasselbe übt, ein Ende machen, zumal da dieser Druck zur Zerrüttung der deutschen Verhältnisse überhaupt in dieser ganzen Zeit wesentlich beigetragen hat. Baden, Württemberg und die andern südwestlichen Landstriche dürfen ins Künftige nicht wieder von Straßburg aus bedroht sein und nach Belieben überfallen werden können. Auch von Baiern gilt dieß. Seit dritthalb Jahrhunderten haben die Franzosen mehr als ein Dutzend Eroberungskriege gegen den Südwesten von Deutschland unternommen. 1814 und 1815 hat man in schonender Behandlung Frankreichs Bürgschaften gegen Wiederholung solcher Friedensstörungen gesucht. Diese Schonung half aber nichts und würde auch jetzt unfruchtbar und erfolglos sein. Die Gefahr liegt in der unheilbaren Anmaßung und Herrschsucht, die dem französischen Volkscharakter innewohnen, Eigenschaften, die sich von jedem Herrscher — keineswegs blos von den Bonapartes — zu Angriffen auf friedliche Nachbarn mißbrauchen lassen. Unser Schutz gegen dieses Uebel liegt nicht in fruchtlosen Versuchen, die Empfindlichkeit der Franzosen momentan abzuschwächen, sondern in der Gewinnung gut befestigter Grenzen. Frankreich hat sich durch fortgesetzte Aneignung deutschen Landes und aller natürlichen Schutzwehren an unsrer Westgrenze in den Stand gesetzt, mit einer verhältnißmäßig nicht sehr großen

Armee in das Herz von Süddeutschland vorzubrechen, ehe von Norden her Hülfe da sein kann. Seit Ludwig dem Vierzehnten, unter ihm, unter seinem Nachfolger, unter der Republik, unter dem ersten Kaiserreiche haben sich diese Einfälle stets wiederholt, und das Gefühl der Unsicherheit zwingt die deutschen Staaten, den Blick unausgesetzt auf Frankreich gerichtet zu halten. Daß den Franzosen durch Wegnahme eines Stückes Land ein Gefühl der Bitterkeit erweckt wird, kommt nicht in Betracht. Diese Bitterkeit würde auch ohne Landabtretung vorhanden sein. Oesterreich hat 1866 keine Quadratruthe seines Gebietes hergeben müssen, und haben wir etwa Dank dafür gehabt? Schon unser Sieg bei Königsgrätz hat die Franzosen mit Mißgunst gegen uns, Haß und schwerem Verdruß erfüllt; wie viel mehr werden in dieser Weise unsere Siege bei Wörth und Metz auf sie wirken! Rache für diese Niederlagen der stolzen Nation wird daher, auch wenn man ihr kein Land nimmt, fortan das Feldgeschrei in Paris und den von da beeinflußten Kreisen in der Provinz sein, wie man Jahrzehnte hindurch dort an Rache für Waterloo gedacht hat. Ein Feind aber, den man nicht durch rücksichtsvolle Behandlung, nachdem er unterlegen, zum Freunde gewinnen kann, muß unschädlich gemacht werden, und zwar auf dauernde Weise. Nicht Schleifung der östlichen Festungen Frankreichs, sondern Abtretung derselben allein kann uns dienen. Wer die Abrüstung will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn der Franzosen auf diese Maßregel eingehen können, da Frankreich der alleinige Friedensstörer in Europa ist und es bleiben wird, so lange es dieß bleiben kann.

Es ist ganz erstaunlich, wie geläufig einem solche Gedanken des Chefs jetzt schon aus der Feder fließen. Was vor zehn Tagen noch wie ein Wunder aussah, ist heute ganz natürlich und selbstverständlich.

Bei Tische kam die ungehörige, um nicht zu sagen, niederträchtige Kriegführung der Rothhosen wieder zur Sprache, und der Minister erzählte, daß sie bei Mars la Tour einen unsrer Offiziere — es soll Finkenstein gewesen sein — der verwundet auf einem Stein am Wege gesessen, umgebracht haben. Die Einen behaupteten, erschossen, Andere erzählten — und das sei wohl richtiger — ein Arzt habe an der Leiche constatirt, daß der betreffende Offizier an einem Degenstich gestorben sei, woran der Chef die Bemerkung knüpft, daß er, wenn es zu wählen gälte, lieber erstochen als erschossen sein wolle. Er beklagte sich dann über Abekens Treiben in letzter Nacht, wo er ihn, der ohnedieß nicht schlafen gekonnt, durch Schreien, Hinundherlaufen und Thürenzuschlagen verdrießlich gestört habe. „Er bildet sich ein, Sympathien mit seinen angeheiratheten Vettern zu haben". Hiermit waren die Grafen York gemeint, mit denen unser Geheimrath durch seine vor etlichen Jahren erfolgte Verheirathung mit einem Fräulein von Olfers entfernt verwandt geworden ist — eine Verwandtschaft, auf die er sich, wie sein häufiges „mein Vetter York" die Tage daher schließen ließ, wohl mehr, als einem Manne von Selbstgefühl und vornehmem Sinne erlaubt ist, zu Gute thut. Einer der beiden Yorks ist bei Mars la Tour oder Gravelotte verwundet worden, und der alte Herr fuhr jene Nacht zu ihm hinaus.

Ich halte ihn für fähig, daß er auf dem Wege im Drange der Hochgefühle, in die er sich hinein zu empfinden pflegt, hinter dem Kutscher her irgend etwas Dithyrambisches, Ueberschwängliches, Tiefgefühltes aus Göthe oder Ossian oder gar aus einem altgriechischen Tragiker recitirt hat.

Graf Herbert ist gestern oder heute aus dem Feldlazareth zu seinem Vater gebracht worden, in dessen Zimmer man ihm ein Lager auf den Fußboden gebreitet hat. Ich sah und sprach ihn heute. Seine Wunde ist schmerzhaft, aber bis jetzt, wie es scheint, nicht bedenklich. Er soll in diesen Tagen bis zu seiner Heilung nach Deutschland zurückkehren.





Drittes Kapitel.

Commercy. — Bar le Duc. — Clermont en Argonne.



Dienstag, den 23. August, sollte die Reise nach Westen fortgesetzt werden. Sheridan und seine Leute sollten uns begleiten oder ohne Verzug folgen. Der Regierungspräsident von Kühlwetter blieb bis auf Weiteres hier und zwar als Präfect. In gleicher Stellung gingen der Graf Renard, eine Hühnengestalt mit dem entsprechenden Barte, nach Nancy und der Graf Henckel nach Saargemünd. Man sah den Reichsboten Bamberger wieder. Auch Herr Stieber tauchte in der Nähe des Hauses an der Ecke der Rue Raugraf einmal auf. Endlich begegnete ich, als ich mir die innere Stadt vor unserer Abfahrt noch einmal besah, um mir ihr Bild als Andenken einzuprägen, zum ersten Male, seit ich ihn acht oder zehn Tage vor der Kriegserklärung im Auswärtigen Amte mit dem Kriegsminister die Treppe zur Wohnung des Chefs hatte hinaufsteigen sehen, dem feinen, faltigen, glattrasirten Gesichte Moltkes wieder. Es kam mir vor, als ob es heute ein recht zufriedenes und vergnügtes Gesicht wäre.

Interessant war, als ich ins Bureau zurückkam, ein Bericht über die Art, in der sich Thiers vor Kurzem über die nächste

4*

Zukunft Frankreichs geäußert hatte. Er hatte mit Bestimmtheit vorausgesetzt, daß wir uns im Falle des Sieges das Elsaß nehmen würden. Napoleon würde nach dem Verlust von Schlachten auch den Verlust seines Thrones erleben, und ihm würde für einige Monate die Republik und dann wahrscheinlich ein Orleans folgen, vielleicht aber auch Leopold von Belgien, der, wie der Berichterstatter aus sicherer Erfahrung wissen wollte, ehrgeizig sei.

Um zehn Uhr brachen wir von Pont à Mousson auf. Das schöne Wetter der letzten Tage hatte von früh bis zum Nachmittag wieder graubewölktem Himmel mit Regengüssen Platz gemacht. Ich fuhr dießmal im Wagen der Sekretäre, in dem auch die Aktenmappen des mobilen Auswärtigen Amtes von Ort zu Ort reisten. Der Weg führte zunächst über Maidières, dann über den Berghang des Moselthales nach Montauban hinauf, nach Limey und Beaumont. Nach zwölf Uhr wurde es heller, und wir sahen ein ziemlich hohes Hügelland vor uns, unter dem sich eine wellenförmige Gegend mit breiten Senkungen hinstreckte. Bisweilen fuhren wir durch ein Stück Laubwald. Die Dörfer bildeten überall geschlossene Gassen, Haus an Haus wie in der Stadt; die meisten hatten ansehnliche Mairie- und Schulgebäude, einige auch anscheinend alte Kirchen in gothischem Stil. Jenseits Gironville steigt die Chaussee einen steilen Hügel hinauf, von dem man eine weite Aussicht über die unten sich hinziehende Ebene hat. Wir verließen hier die Wagen, um es den Pferden bequemer zu machen. Auch der mit Abeken an der Spitze unseres Zugs fahrende Kanzler stieg aus und ging eine Viertelstunde in seinen großen Aufschlagstiefeln, die in ihrer Form und Weite an die erinnerten, die man auf Bildern vom dreißigjährigen Kriege sieht. Neben ihm schritt Moltke her: der größte Kriegskünstler unsrer Tage

wanderte an der Seite des größten Staatsmanns der Zeit auf französischer Landstraße hin — auf Paris zu, und ich wette darauf, daß beide daran in dem Augenblicke nicht einmal etwas Besonderes fanden.

Nachdem wir wieder eingestiegen, sahen wir, wie zur Rechten der Straße unter den Händen flinker Soldaten eine Telegraphenleitung entstand. Bald darauf fuhren wir in das Thal der obern Maas hinab, und kurz nach zwei Uhr erreichten wir Commercy, ein hübsches Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern, das einen großen Wald neben sich hat. Der Fluß ist hier noch schmal und sumpfig. An ihm liegt ein altes Schloß mit einer Säulenfront. Die weißen Jalousien der vornehmeren Häuser in den Straßen waren großentheils geschlossen, wie wenn man die verhaßten Preußen nicht sehen wollte. Dagegen schien das Volk in der Blouse neugieriger und weniger feindselig. Mehrmals las man über den Thüren die Firma: „Fabrique de Madeleines“. Diese sind Biscuits in der Form kleiner Melonen, die in ganz Frankreich Ruf haben, weshalb wir nicht versäumten, ein paar Schachteln davon nach Hause zu schicken.

Der Chef wurde mit Abeken und Kendell auf der Rue des Fontaines im Schlößchen des Grafen Macore de Gaucourt einquartiert, in welchem in den letzten Tagen ein Fürst oder Prinz von Schwarzburg gewohnt hatte, und wo nur die Dame vom Hause zurückgeblieben war. Ihr Gemahl diente in der französischen Armee und stand infolge dessen im Felde. Er war ein sehr vornehmer Herr; denn er stammte von den alten Herzögen von Lothringen ab. Seine Wohnung hatte neben sich einen hübschen Blumengarten, und dahinter streckte sich ein großer schattiger Park hin. Ich wurde nicht weit vom Minister, auf der Rue Heurtebise Nummer 1, im Parterre-

putzstübchen eines kleinen Rentiers, des Sieur Gillot, untergebracht, wo ich einen freundlichen und gefälligen Wirth und ein vortreffliches Himmelbett fand. Bei einem Gange durch die Stadt traf ich Sheridans Adjutanten vor einem Hause, zu dessen Thüre Stufen hinaufführten. Er erzählte mir, daß sie Anfangs Mai von Californien aufgebrochen und unter großen Beschwerden nach Chicago gereist, von da nach London, dann nach Berlin gegangen und von dort wieder in fünf Tagen nach Pont à Mousson gefahren seien. Er und der General, der im ersten Stock zum Fenster heraussah, trugen jetzt Uniform. Später suchte ich den Kanzler auf, den ich im Garten fand, und fragte, ob es für mich zu thun gebe. Nach einigem Besinnen bejahte er es, und eine Stunde später bekam sowohl die Feldpost als der neue Telegraph durch mich zu thun.

Ich schrieb unter Anderm folgenden Artikel:

„Es ist jetzt vollkommen sicher, daß die Prinzen der Familie Orleans in der Erwartung, den Stern der Napoleoniden noch mehr erbleichen und noch tiefer sinken zu sehen, ihre Zeit für gekommen halten. Unter Betonung des Umstandes, daß sie Franzosen sind, haben sie Frankreich in der jetzigen Krisis ihren Degen zur Verfügung gestellt. Durch ihre Schlaffheit zum großen Theil, durch ihr gleichgültiges Geschehenlassen in Sachen der Entwickelung ihrer Nachbarn hat die Familie Orleans ihren Thron verloren. Durch Energie scheint sie sich ihn wiedererobern zu wollen, und durch Eingehen auf die chauvinistischen Gelüste, auf das Gloirebedürfniß und auf die Weltbevormundungsluft der Franzosen würde sie sich auf ihm zu erhalten suchen. Wir sind mit unserm Werke noch nicht zu Ende. Ein entscheidender Sieg ist wahrscheinlich, aber noch nicht sicher, der Fall Napoleons scheint nahe gerückt, ist aber noch nicht erfolgt. Dürften wir uns, wenn er wirklich erfolgte, Angesichts des

soeben Bemerkten mit einem solchen Ergebniß unsrer ungeheuren Anstrengungen zufrieden geben, dürften wir glauben, damit erreicht zu haben, was unser höchstes Ziel sein muß, einen auf lange Jahre gesicherten Frieden mit Frankreich? Niemand wird Dieß bejahen. Ein Friede mit den auf Frankreichs Thron zurückgekehrten Orleans wäre ohne Zweifel noch mehr ein bloßer Scheinfriede, als ein solcher mit Napoleon, der doch schon genug Gloire eingeheimst hatte. Ueber kurz oder lang wären wir wieder von Frankreich herausgefordert, und dann wäre dieses vermuthlich besser gerüstet und mächtiger Allianzen sicherer".

Es sollten drei Reservearmeen in Deutschland gebildet werden: eine und zwar die stärkste bei Berlin, eine am Rhein und eine, wegen Oesterreichs bedenklicher Haltung, in Schlesien bei Glogau. Es war eine reine Defensivmaßregel. Die Truppen am Rhein sollte der Großherzog von Mecklenburg, die bei Berlin der General v. Canstein, die bei Glogau der General von Löwenfeld befehligen.

Gegen Abend machten Soldaten Musik vor dem Hause des Königs, der schon in den Freiheitskriegen in Commercy Quartier genommen hatte, und die Straßenjugend hielt den Hautboisten und Hornisten ganz gemüthlich die Notenblätter.

Beim Diner, wo wir unter andern guten Dingen wunderschönen weißen Bordeaux hatten, waren die Grafen Waldersee und Lehndorff, sowie zuletzt Generalleutnant von Alvensleben (aus Magdeburg) Gäste des Chefs. Der letztere erzählte — ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Zusammenhange — von dem „Mergelmajor", der alles Geschehene hienieden auf geognostische Ursachen zurückzuführen gewohnt war. „Er räsonnirte ungefähr so: Die Jungfrau von Orleans konnte nur auf frucht-

barem Mergelboden geboren werden, sie mußte auf Kalkboden einen Sieg erfechten, und sie mußte nothwendig auf Sandstein sterben".

Alvensleben berichtete, als von der barbarischen Kriegführung der Feinde die Rede war, daß sie auch aus Toul auf einen Parlamentär geschossen, wogegen ein andrer Offizier, der nur zum Scherz auf das Glacis geritten, sich in aller Freundschaftlichkeit mit den Herren auf den Wällen hätte unterhalten können. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob Paris nicht trotz seiner Werke gestürmt werden könne, und die Militärs bejahten sie. Der General sagte: „Eine große Stadt dieser Art kann, wenn sie von einer genügend zahlreichen Armee angegriffen wird, nicht mit Erfolg vertheidigt werden". Einer der Herren wollte „Babel ruinirt haben" und führte Gründe an, die mir im Stillen ungemein gefielen. Der Minister aber erwiderte: „Ja, das wäre ganz recht, es geht aber aus vielen Rücksichten und schon darum nicht an, weil auch Deutsche, Kölner und Frankfurter, dort bedeutende Kapitalien angelegt haben".

Man sprach dann von dem eroberten und noch zu erobernden Frankreich. Alvensleben wollte das Land bis zur Marne behalten. Unser Graf hatte einen andern Wunsch, dessen Verwirklichung er aber nicht für möglich zu halten schien. „Mein Ideal wäre", so sagte er, „eine Art Colonie Deutschlands, ein neutraler Staat von acht bis zehn Millionen, wo es keine Conscription giebt, und dessen Steuern nach Deutschland fließen — soweit sie nicht im Innern gebraucht werden. Frankreich verlöre so die Gegenden, wo seine besten Soldaten herkommen, und würde unschädlich. Im Reste von Frankreich keine Bourbons, keine Orleans, zweifelhaft, ob Lulu oder der dicke oder der alte Bonaparte. Ich wollte bei der Luxemburger Geschichte keinen Krieg, da ich wußte, daß es sechs geben würde. Aber das

muß jetzt ein Ende haben. Doch sprechen wir nicht vom Fell des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Hinsicht abergläubisch". — „Na, er ist aber doch schon angeschossen, der Bär", meinte Graf Waldersee. — — —

Der Kanzler kam dann auf seine Söhne zu reden, wobei er sagte: „Ich hoffe jetzt, daß ich von meinen Jungen wenigstens den einen behalte — ich meine Herbert, der jetzt auf dem Heimwege sein wird. Er hat sich übrigens im Felde ganz gut gewöhnt. Als er verwundet bei uns in Pont à Mousson lag, und gemeine Dragoner ihn besuchten, verkehrte er mit ihnen freundlicher wie mit Offizieren".

Beim Thee wurde erzählt, daß der König 1814 hier in derselben Straße gewohnt habe wie heute, und zwar in dem Hause neben dem, wo gegenwärtig sein Quartier sei. Der Minister sagte: „Mein weiterer Feldzugsplan für Seine Majestät ist der, daß er die Stabswache vorausschickt. Das Terrain muß rechts und links von der Straße von einer Kompagnie abgesucht werden, und das Hauptquartier muß beisammen bleiben. Von Strecke zu Strecke müssen Posten stehen. Diesen Plan hat der König genehmigt, nachdem ich ihm gesagt, daß man es 1814 ebenso gemacht hätte. Die Monarchen fuhren damals nicht, sondern ritten, und da war eine Reihe russischer Soldaten, zwanzig Schritt auseinander, am Wege aufgestellt". Jemand meinte, es sei allerdings möglich, daß Bauern oder Franctireurs auf den König im Wagen schössen. — — —

Am nächsten Morgen führte mich Gillot nach dem Schlosse, in welchem im vorigen Jahrhundert der Schwiegervater Ludwigs des Fünfzehnten, Stanislaus Leszczynski als Herzog von Lothringen und Bar zuweilen Hof hielt, und welches in den letzten Jahren eine Kürassierkaserne gewesen war. Von den hintern

Fenstern hat man eine hübsche Aussicht auf die unten langsam vorbeifließende Maas und die Baumgruppen am andern Ufer. Wir besuchten auch die Kapelle des Schlosses und deren „Fabrique", welches Wort Werkstätte und zugleich Rumpelkammer zu bedeuten scheint. Hier sollten unsere Soldaten — es wären Husaren gewesen, meinte der Küster — verschiedene Störungen angerichtet, etlichen Heiligenbildern die Nasen abgeschlagen, ein Marmormedaillon zerbrochen, den Kronleuchter zertrümmert, das Archiv herumgestreut und einem alten Oelbilde einen Säbelhieb versetzt haben. Vielleicht hatten sie's in der Dunkelheit aus Versehen gethan; die beiden Franzosen aber waren darüber sehr entrüstet, und ich glaube, ich habe sie nicht überzeugt, wenn ich ihnen sagte, dergleichen Unfug wäre bei uns nicht üblich. Sonst waren die Leute, mit denen ich in Berührung kam, gar nicht übel. Besonders mein wackrer Wirth, der mir mehr als einmal versicherte, er betrachte mich nicht als Feind, sondern als Gast. Er gehörte zu der in Frankreich häufigen Klasse von Gewerbtreibenden, die, nachdem sie sich bis zum fünfzigsten Jahre redlich geplagt und sorgfältig gespart haben, sich mit einem Vermögen von den Geschäften zurückziehen, das sie in den Stand setzt, ihre übrige Lebenszeit mit der Pflege eines kleinen Blumen- und Obstgartens und mit Zeitungslektüre und Geplauder im Kaffeehause sowie mit Besuchen bei Freunden und Nachbarn behaglich zu verbringen. Herr Gillot hatte übrigens zwei Söhne, von denen der eine in Cochinchina lebte, der andere aber irgendwo in Frankreich Geistlicher war. Er hoffte, daß man, da jetzt die Rede davon wäre, auch Kleriker zum Kriegsdienst heranzuziehen, seinen Sohn, indem Soldaten von ein paar Wochen doch nichts leisten könnten, blos zu Schreibereien, als „notaire" verwenden und nicht ins Gefecht schicken werde.

Um zwölf Uhr fuhren wir von Commercy wieder ab, zunächst durch schönen Laubwald mit verschiedenen Baumarten und viel Unterholz, Epheu, Schlingpflanzen und Rankengewächsen, einem Dickicht voll prächtiger Verstecke für heimtückische Franctireurs, dann in offnere wellige Gegend hinaus. Der Boden scheint nicht gut zu sein, das Getreide, welches man zu Gesicht bekam, Hafer, stand dürftig. Vielfach holten wir auf dem Wege Colonnen ein, desgleichen wurden mehrere Lager passirt. Die Vorsichtsmaßregeln, von denen der Chef am Tage vorher gesprochen hatte, waren getroffen. Wir hatten eine Vorhut von Ulanen vor uns und zur Begleitung die Stabswache, die sich bunt aus den verschiedenen Reitergattungen der Armee, grünen, rothen, blauen Husaren, sächsischen und preußischen Dragonern u. dergl. zusammensetzte. Der Wagenzug des Kanzlers folgte dicht hinter dem des Königs. Lange Zeit kamen wir durch kein Dorf. Dann berührten wir St. Aubin, und bald nachher fuhren wir auf der Chaussee an einem Meilenstein vorüber, auf dem zu lesen war: Paris 241 Kilometer, — wir waren somit nur noch etwa 32 Meilen von Babel entfernt. Weiterhin ging die Reise an einem langen Zuge baierischer Bagagewagen vorbei, die zu den Regimentern König Johann von Sachsen, Großherzog von Hessen, von der Tann, Prinz Otto und andern gehörten und uns zeigten, daß wir uns jetzt im Bereiche der vom Kronprinzen geführten Armee befanden.

Nicht lange nachher fuhren wir in die kleine Stadt Ligny hinein, die gedrückt voll baierischer Soldaten und anderem Kriegsvolk war, und auf deren Markte wir in einem tollen Durcheinander von allerhand Fuhrwerken etwa drei Viertelstunden hielten, da unser Chef dem hier verweilenden Kronprinzen einen Besuch abstattete. Dann wanden sich unsere

Wagen durch das Gewirr wieder hinaus, und wir erreichten ein anmuthiges grünes Thal mit Bäumen und Wiesen, durch das wir an einem Kanal hin nach Bar le Duc gelangten. Auf dem Wege gabs wieder Massen von himmelblauem baierischen Fußvolke. Dann folgte ein Lager von Chevauxlegers mit flackernden Kochfeuern, darauf ein zweites, dabei eine Rinderheerde, von Soldaten gehütet, endlich ein drittes mit einer großen Wagenburg.

Bar le Duc, die größte französische Stadt, in die der Feldzug uns bisher gebracht, mag 15,000 Einwohner haben. Es liegt an einem Kanal mit schönem grünen Wasser und an dem seichten und schlammigen Flüßchen Ornain, über das mehrere Brücken führen, zum großen Theil aber auch auf der Höhe über diesen Wasserläuften — Partien der Stadt, die sich recht malerisch präsentiren. Auf den Straßen und Plätzen war es sehr lebhaft, als wir hindurchfuhren, und durch die Jalousien lauschten neugierige Frauengesichter nach den Wagen herab. Als der König kam, empfing ihn eine baierische Musikbande mit „Heil Dir im Siegerkranz"! Er nahm auf der Hauptstraße der Unterstadt, auf der Rue de la Banque, im Hause der Bank von Frankreich, seine Wohnung; für den Kanzler und uns war schräg über im Hause eines Herrn Pernay Quartier gemacht worden. Hier wurde im Erdgeschoß rechts das Bureau eingerichtet, während das Zimmer links vom Eingange uns zum Frühstück und Diner versammeln sollte. Der Chef wohnte im ersten Stock vornheraus. Abeken in einer Stube, die auf den hübschen Garten hinter dem Hause und seine blühenden Rosenstöcke, seine Tannenbäumchen und seine Granatsträucher hinaussah, ich daneben in einer Kammer mit allerlei Heiligenbildchen, Portraits von Geistlichen und ähnlichen mit der Kirche in Verbindung stehenden Dingen. Der Hausherr, elegant eingerichtet,

offenbar wohlhabend, war davongegangen und hatte blos eine ältliche Aufwärterin zurückgelassen.

Bei Tische war der Leibarzt des Königs, D. Lauer, Gast des Ministers. Letzterer war mittheilsam wie fast immer und, wie es schien, ungewöhnlich gut aufgelegt. — — — Bei dem Besuch in Ligny hatte er mit dem Kronprinzen und mit den Fürsten und Oberoffizieren in dessen Begleitung frühstücken müssen, und man hatte recht gut gespeist. „Auch der Augustenburger war da, er trug baierische Uniform, sodaß ich ihn erst gar nicht erkannte, und machte, als er mich gewahr wurde, ein verlegnes Gesicht". Sonst erfuhr man aus den Aeußerungen des Chefs, daß Graf Hatzfeld für die Zeit, die wir hier bleiben sollten, als eine Art Präfect zu fungiren bestimmt war — eine Rolle, zu der er sich vermuthlich durch besonders gute Kenntniß des Französischen und durch die Vertrautheit mit der Sitte und Art des Landes empfahl, die er sich durch langen Aufenthalt in Paris erworben hatte. Nach einer andern Aeußerung des Ministers war anzunehmen, daß das Hauptquartier hier wahrscheinlich mehrere Tage verweilen würde — „wie in Capua", sagte der Graf lächelnd.

Am Abend wurden vor dem Thee wieder einige Artikel nach Deutschland abgesendet, unter andern einer über die Mitwirkung der Sachsen bei Gravelotte, auf welche der Chef inzwischen wiederholt lobend zurückgekommen war. Er lautete:

„In der Schlacht, die am 18. bei Metz stattfand, haben die Sachsen sich durch gewohnte heldenmüthige Tapferkeit hervorgethan und sehr wesentlich dazu beigetragen, daß der Zweck des Tages deutscherseits erreicht wurde. In der Absicht, das sächsische Armeecorps bald auch vor den Feind zu bringen, hatte man dasselbe Tags vorher starke Märsche vom rechten nach dem äußersten linken Flügel machen lassen, und auch am 18. selbst

lag ihm ein solcher ob. Trotz dieser Strapazen aber griffen diese braven Truppen, als sie den Franzosen gegenüberstanden, mit bewundernswerther Energie an, warfen die Feinde kräftig zurück und erfüllten ihre Aufgabe, die darin bestand, den Gegnern das Durchbrechen nach der Gegend von Thionville zu verlegen, in vollkommenster Weise. Ihr Verlust bei diesen Kämpfen beträgt gegen 2,200 Mann".

Ich werde jetzt der Abwechselung halber wieder einmal mein Tagebuch selbst sprechen lassen.

Donnerstag, den 25. August. Früh vor der Stunde, von wo an es zu thun giebt, einen Spaziergang in den oberen, und offenbar älteren Theil der Stadt gemacht, wo eine schöne gothische Kirche, dem heiligen Petrus geweiht, mit reichverziertem Portal, desgleichen einige stattliche Häuser aus der Zeit der mittleren Renaissance. Die Aussicht beim Schlosse über der Stadt ist recht anmuthig, nur fehlt dem Thale ein in die Augen fallendes Gewässer. Die Gassen der Oberstadt steigen meist sehr steil bergan und sind großentheils eng und mitunter dunkel. Unten ist's sonniger. Man sieht hier viele einstöckige, massiv aus schönen Quadern erbaute Häuser mit weißgestrichnen Sommerläden. Auch in diesen Quartieren befinden sich Kirchen in gutem Stil, darunter ein paar neue. Die Läden sind fast alle geöffnet. Die Leute, die wir nach dem Wege fragen, antworten höflich. Nicht fern von unserm Quartier führt über den Fluß eine alte Steinbrücke, die in der Mitte ein Thürmchen hat, welches ohne Zweifel noch die Zeit gesehen hat, wo Lothringen und das Herzogthum Bar nicht zu Frankreich gehörten. Wir besuchen den Bahnhof, dessen Zimmer und Säle — man sagt, von den Franzosen selbst — garstig verwüstet worden sind.

Gegen neun Uhr beginnt der Durchzug der Baiern. Sie marschiren über die Rue de la Banque und so vor der Woh-

nung des Königs und der unsern vorbei. Französische Zuschauer haben sich mehr, als uns bequem ist, auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Baumreihen eingefunden, welche die breite Straße einfassen. Grüne Chevauxlegers mit rosenrothen Kragen und Aufschlägen, dunkelblaue Kürassiere, unter denen viele stattliche Gestalten, Lanziers, Artillerie, Infanterie, Regiment auf Regiment geht der Marsch an dem Oberfeldherrn der deutschen Heere vorüber, stundenlang. Lautschallendes Hurrah vor dem König, wobei die Reiter ihre Pallasche schwingen und das Fußvolk die rechte Hand emporhebt, gesenkte Fahnen, schmetternde Fanfaren der Reitertrompeten, Musikbanden der Infanterie, von denen die eine den prachtvollen Hohenfriedberger Marsch spielt. Erst das Armeecorps des Generals von Hartmann, dann das von der Tann's, der nachher bei uns frühstückt. Wer das unmittelbar nach dem Kriege von 1866 oder auch noch vor drei Monaten für möglich gehalten hätte!

Mehrere Artikel für die Post, andere für den Telegraphen geschrieben. Unsere Leute rücken rasch vorwärts. Die Spitzen der deutschen Heersäulen stehen schon zwischen Chalons und Epernay. In Deutschland sind die vor einigen Tagen besprochenen drei Reservearmeen in der Bildung begriffen. Die Neutralen erheben gegenüber unsrer Absicht, uns durch Einverleibung französischen Gebiets eine vortheilhafte Westgrenze zu schaffen, zum Theil Schwierigkeiten. Namentlich England, das, wie seither immer, mißgünstig Miene macht, uns die Hände zu binden. Besser scheinen die Berichte aus Petersburg zu lauten, wo der Kaiser, obschon nicht ohne Bedenken wegen der ins Auge gefaßten Maßregel, uns wohlwill und die Großfürstin Helene uns ihre thätige Sympathie zugewendet hat. Wir bleiben bei unsrer Absicht, die von der Nothwendigkeit, die süddeutschen Länder endlich einmal vor Frankreichs Anfällen sicher zu stellen und

auf diese Weise unabhängig von der französischen Politik zu machen, eingegeben ist, und deren Ausführung, wenn die Sache erst in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, von dem nationalen Gefühl ohne Zweifel mit einer Energie gefordert werden wird, der schwer zu widerstehen sein würde. — Man berichtet von den Truppen vor uns allerhand Empörendes über die Franctireur-Banden, die sich gebildet haben. Ihre Uniformirung ist der Art, daß man in ihnen kaum Soldaten erkennt, und was sie an Abzeichen tragen, die sie als solche kenntlich machen, können sie leicht ablegen. Ein solcher Bursch liegt, während ein Reitertrupp von uns die Straße daher kommt, anscheinend sich sonnend am Graben, neben einem Gehölz. Sind die Leute vorbei, feuert er sein Gewehr, das er in der Zwischenzeit im nahen Gebüsch verborgen gehalten, auf sie ab und läuft in den Wald, aus dem er, der Wege kundig, ein Stück weiterhin als harmloser Blousenmann wieder herauskommt. Ich sollte fast meinen, das wären keine Vaterlandsvertheidiger, sondern Meuchelmörder, die man ohne viel Federlesens henken sollte, wenn man ihrer habhaft würde.

Bei Tische gehört Graf Seckendorf, Adjutant im Generalstabe des Kronprinzen, zu den Gästen. Man spricht nach andern Dingen von dem unter die Baiern gegangnen Augustenburger. — — — (Das Urtheil lief ungefähr auf die Aeußerung hinaus, die einige Monate später ein wohlgesinnter Freund, der damals als Professor in Kiel lebte, in einem Briefe an mich that: „Wir alle wissen, daß er nicht zum Verrichten von heldenmüthigen Thaten geboren ist. Dafür kann er nicht. Es ist ein Familienzug, wenn er's mehr mit dem zähen Abwarten, mit dem Aussehen nach den Wundern hält, die sein Erbrecht für ihn verrichten soll. Aber daß er's mit dem Heldenthum nicht wenigstens einmal versucht hat. Es würde sich doch ganz

anders ausnehmen, wenn er, statt sich als Schlachtenbummler an das Heer anzuhängen, als Hauptmann oder Major eine Kompagnie oder ein Bataillon der Soldaten, die einmal beinahe seine Soldaten geworden wären, oder meinethalben auch eine baierische Kompagnie führte. Vermuthlich würde dabei nicht viel herauskommen, aber man freute sich doch über den guten Willen".) — — —

Seckendorf stellte in Abrede, daß der Kronprinz verrätherische französische Bauern habe erschießen lassen, wie das Gerücht wissen will. Im Gegentheil, er sei überall sehr mild und duldsam verfahren, namentlich auch gegen ungezogen auftretende feindliche Offiziere.

Graf Bohlen, immer voll hübscher Anekdoten und Einfälle, berichtete: „Als die Batterie v. Breinitz am 18. so heftiges Feuer erhielt, daß in kurzer Zeit fast alle Pferde und die Mehrzahl der Bedienungsmannschaft todt oder verwundet am Boden lagen, sagte der Kapitän, indem er sich mit den letzten noch Aufrechtstehenden einzurichten versuchte: ‚Feines Gefecht, das, nicht wahr'"? —

Der Chef erzählte: „Vorige Nacht fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Essen stünde, und da erfuhr ich, daß der Mann seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte. Da ging ich hinein und suchte die Küche und schnitt ihm einen tüchtigen Knust Brot herunter und trug's ihm hinaus, was ihn sehr vergnügt zu stimmen schien".

Als dann von Hatzfelds Präfectur die Rede auf andere Präfecten und Commissarien in spe kommt, und jemand bei dem einen und dem andern Namen, der dabei genannt wird, Zweifel an der Befähigung von dessen Träger äußert, bemerkt der Minister: „Unsre Beamten in Frankreich mögen immerhin

ein paar Dummheiten begehen, wenn nur im Allgemeinen energisch regiert wird".

Man spricht von den Telegraphenlinien, die so rasch hinter uns entstehen, und es wird erzählt: Die Telegraphisten, denen ihre Stangen weggeschleppt und ihre Drähte durchschnitten worden, verlangen von den Bauern, daß sie des Nachts bei der Leitung Wache hielten. Die wollten aber nicht, auch als man ihnen Bezahlung dafür anbot. Zuletzt versprach man ihnen, daß jede Stange den Namen dessen erhalten sollte, der bei ihr gewacht habe, und diese Speculation auf die französische Eitelkeit glückte: die Kerls mit den langen Zipfelmützen hielten die ganze Nacht getreulich Wache, und es gab keine Beschädigungen mehr.

Freitag, den 26. August. Es heißt, daß wir heute noch weiter gehen, und zwar nach Saint Ménehould, wo unsere Truppen, wie ich diesen Morgen nach Deutschland telegraphirte, 800 Mobilgarden gefangen genommen haben. Jene bevorstehende Wendung der Reise berichtet Taglioni, der uns beiläufig gestern beim Frühstück mit vorzüglich schönem Caviar bewirthete, den er, wie ich glaube, vom dicken Borck hatte. Früh einen Artikel über die Franctireurs gemacht und deren falsche Vorstellungen von dem, was im Kriege erlaubt, ausführlich geschildert. Dann, da der Chef fort — wie Einige wollen, zum König, wie Andere sagen, zu einer Tour in und um die obere Stadt*) — in Begleitung Abekens wieder

---

*) In letzterem Falle könnte Folgendes auf unsern Aufenthalt in Bar le Duc bezogen werden. In der Pariser „Revue politique et litteraire" vom Februar oder März 1874 erzählt Charles Loizet: „In einer Stadt des östlichen Frankreich, welche die traurige Ehre hatte, einige Tage hindurch die höchsten Persönlichkeiten der Invasion zu beherbergen, und wo in aller Eile der forcirte Marsch nach Sedan beschlossen wurde, ging der famose Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünschungen und das Erstaunen des Volkes mit Fingern auf ihn wiesen, allein in den entlegensten Quartieren der Stadt

zu der schönen alten Eglise de St. Pierre hinauf. Wände und Säulen sind in ihr viel weniger hoch, letztere auch viel weniger schlank als sonst bei gothischen Kirchen, aber dennoch ist Alles sehr zierlich. Die Gemälde im Innern haben keinen künstlerischen Werth. An der einen Wand steht ein Skelett aus Marmor, von einer Herzogin gestiftet, die ihren Gemahl in so wunderlicher Weise geliebt hat, daß sie, als er gestorben, sein Herz in der Hand des Gerippes aufbewahrte. Die Fenster zeigen Glasmalereien, die eine farbige Dämmerung im Schiffe verbreiten. Abeken war dadurch eigen angeregt und gestimmt. Er citirte Stellen aus dem zweiten Theile von Goethes Faust. Er war einmal ganz der Romantiker, der er ist oder sein will. Ich fürchte, er hat mit seinem vor Allem auf Dinge der Aesthetik gerichteten Wesen während seines Aufenthalts in Rom, wo er Gesandtschaftsprediger gewesen, eine starke Hinneigung zur katholischen Kirche eingesogen, die dadurch nicht geschwächt worden sein wird, daß vornehme Leute in Berlin, in deren Kreise er Zutritt hat, sich für sie enthusiasmiren. Sein Herz wird nicht dabei sein, wenn er einmal mit helfen muß, gegen sie Front zu machen.

Wieder hinunter auf steilen Treppen durch enge Gäßchen auf die nach Oudinot benannte Straße und unmittelbar vor dessen Geburtshaus, das durch eine Tafel als solches bezeichnet

auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an seinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand für ein Unternehmen, welches großes Aufsehen machen würde, um eine verborgene Waffe. Man verweigerte ihm dieselbe, man zitterte, daß er eine solche finden könnte. Die Einwohner dieser übrigens sehr patriotischen Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte sich dieser Mann gehenkt, und sein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein, in Uniform, auf der Viehweide der obern Stadt spazieren gegangen"! Die Wehmuth, mit der Herr Loizet schließt, hat etwas Tragikomisches.

ist. Es ist ein kleines, dürftiges und gebrechliches Ding, das nur drei Fenster hat, und in dessen Innern eine Säge geht. Abeken kaufte in einem Laden zwei Photographien von der Kirche droben „zum Andenken an die weihevolle Stimmung", die er dort empfunden, und verehrt mir eine davon. Wie wir in unser Quartier kommen, hören wir, daß Eigenbrodt heftig an der Ruhr erkrankt ist, und daß er hier zurückgelassen werden muß.

Wir fuhren am 26. wirklich weiter; unser Ziel war aber nicht Saint Ménehould, wo es noch unsicher war und Franc-tireurs und Mobilgarden spukten, sondern nach Clermont en Argonne, wo wir gegen sieben Uhr Abends eintrafen. Auf dem Wege, der uns durch verschiedene ziemlich große Dörfer mit hübschen alten Kirchen führte, waren in den letzten Stunden alle zweihundert Schritte zur Sicherheit Feldgensdarmen aufgestellt. Die Häuser zeigten überall ungetünchte graue Steinmauern und schlossen sich dicht an einander. Alle Welt humpelte hier in plumpen Holzschuhen herum, und die Gesichtsbildung der Männer und Weiber, die oft recht zahlreich vor den Thüren standen, war, soviel ich in der Eile beobachten konnte, fast durchweg eine häßliche. Doch ists wahrscheinlich, daß man die hübscheren Mädchen vor den deutschen Raubvögeln in Sicherheit bringen zu müssen gemeint hatte. Mehrmals passirten wir Gehölze von einer Ausdehnung, wie ich sie in dem mir als vergleichsweise waldarm geschilderten Frankreich nicht erwartet hatte. Immer war es Laubwald mit dichtem Unterholz und Schlingpflanzengeflecht.

Wir begegneten zuerst baierischen Truppenzügen und Wagencolonnen, von welchen der vor uns fahrende König wieder Hurrahsalven erhielt, nach denen der Kanzler auch sein Theil bekam. Darauf holten wir nacheinander das 51. Regiment (Thüringer), das 96. und das 66. ein Dann fuhren wir an

Husaren, weiterhin Ulanen und zuletzt sächsischen Trainsoldaten vorüber. An einem Waldsaume, nicht fern von einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, Triaucourt hieß, machte unserm Zuge ein Wagen mit gefangnen Franctireurs Platz, hinter dem ein zweiter mit deren Tornistern und Gewehren sowie den Waffen von andern Leuten ihrer Art herfuhr. Die meisten von den Burschen hingen die Köpfe, einer weinte. Der Chef hielt an und sprach mit ihnen. Er schien ihnen nichts Erfreuliches zu sagen. Weiterhin erzählte uns ein höherer Offizier, der an den Wagen der Räthe heranritt und einen menschenfreundlichen Cognac bekam, daß diese Gesellen oder Kameraden von ihnen am Tage vorher in dieser Gegend einen Rittmeister oder Major von den Ulanen, v. Fries oder Friesen, heimtückisch erschossen. Gefangen genommen, hätten sie sich nicht wie Soldaten betragen, sondern wären ihrer Escorte davon gelaufen. Die Reiter aber hätten in den Rebgärten, in die jene sich verkrochen, mit Hülfe von Jägern eine Art Kesseltreiben gegen sie angestellt, und so wären sie zum Theil wieder eingefangen, zum Theil erschossen oder niedergestochen worden. Man sah, der Krieg fing an, infolge des Treibens dieser Freischärler eine grausame Wendung zu nehmen. Der Soldat betrachtet sie von vornherein als Leute, die sich um Dinge bekümmern, welche sie von Rechts wegen nichts angehen, die nicht zum Handwerk gehören, als Pfuscher und Bönhasen, wobei er noch gar nicht daran zu denken braucht, daß sie ihm meuchlerisch aufpassen könnten.

Wir kamen in Clermont etwas durchnäßt an, da uns auf dem Wege zweimal ein tüchtiger Schauer von Regen und Hagel überfallen hatte, und wurden mit Ausnahme von Keudell und Hatzfeld in der auf der linken Seite der Hauptstraße gelegnen Stadtschule untergebracht. Der König hatte sein Quartier uns schräg gegenüber. Es fand sich noch am Abend Gelegenheit, den

Ort ein wenig in Augenschein zu nehmen. Derselbe mag etwa zweitausend Einwohner haben und liegt malerisch in einer Senkung in den Vorhügeln der hier nicht hohen, mit Laubwald bedeckten Kette der Argonnen neben und auf einem kegelförmigen Berge mit einer Kapelle. Die lange Grande Rue war bei unsrer Ankunft voll Bagagewagen und Kutschen, und auf dem Pflaster lag viel zertretener dicker gelber Koth. Hier und da sah man einige sächsische Jäger. Bei sinkender Sonne stiegen Abeken und ich auf steinernen Stufen am Abhang hinter dem Schulhause nach der alten gothischen Kirche hinauf, die von hohen Schattenbäumen umgeben auf der halben Höhe des Berges steht und dem mir bis dahin unbekannten heiligen Didier geweiht ist. Sie war offen, und wir traten hinein in die Dämmerung, in der man Kanzel und Altar nur in Umrissen sah. Die ewige Lampe warf ihren rothen Schein auf die Bilder an den Wänden, und durch gemalte Fenster fiel ein Restchen Abendlicht auf den Fußboden. Wir waren allein. Alles um uns war tief still wie eine Gruft. Nur gedämpft drang von unten her das Stimmengewirr und Rädergerassel der Menschenmenge, die den Ort durchfluthete, das Tramp Tramp durchmarschirender Truppen und das Hurrahrufen derselben vor dem Hause des Königs zu uns herauf.

Als wir wieder hinunter kamen, zogen gerade die „Maikäfer" vorbei. Der Minister war fort und hatte hinterlassen, daß wir ihm in's Hotel des Voyageurs folgen und da mit ihm essen sollten. Unser Küchenwagen war nämlich erst spät oder noch gar nicht eingetroffen. Wir gingen hin und fanden in einem kegelschubartigen Hinterzimmer, wo Alles voll Lärm und Tabaksqualm war, am Tische des Chefs noch Platz und Atzung. Ein Offizier mit langem dunklen Barte und einer Johanniterbinde speiste mit uns. Es war Fürst Pleß. Er erzählte, daß die gefangnen französischen Offiziere in Pont à Mousson sich

anmaßend und unverschämt betragen und die ganze Nacht hindurch gezecht und Hazard gespielt. Ein General habe durchaus einen besonderen Wagen als ihm gebührend verlangt und sehr ungeberdig gethan, als der ihm natürlicherweise abgeschlagen worden sei. Man unterhielt sich dann von den Herren Franctireurs und ihrer uncommentmäßigen Art, Krieg zu führen, und der Minister bestätigte, was mir schon Abeken berichtet, daß er denen, die wir diesen Nachmittag an der Straße getroffen, sehr ernstlich die Leviten gelesen. Er schloß: „Ich sagte ihnen: ‚Vous serez tous pendus, vous n'êtes pas soldats, vous êtes des assassins'. Der Eine fing dann laut zu flennen an". Daß der Kanzler sonst nichts weniger als hart ist, haben wir bereits gesehen und wird sich weiterhin noch mehrmals zeigen.

In unserm Quartier hatte der Chef eine Stube im ersten Stock inne, Abeken wohnte, glaube ich, in einem Hinterzimmer desselben, uns andern war in der zweiten Etage das Dortoir der zwei oder drei Pensionäre zugewiesen, die der Schulmeister dem Anscheine nach bei sich gehabt hatte — ein saalartiger Raum, in welchem es Anfangs von Möbeln nichts als zwei Bettstellen, jede mit Matratze, aber ohne Decke, und zwei Stühle gab. Die Nacht war bitter kalt, und ich hatte nichts als meinen Regenmantel von Kautschuck zur Bedeckung, aber es ging ganz leidlich, zumal wenn man mit dem Gedanken einschlief: wie müssen die Soldaten thun, die unten neben der Landstraße im Schlamme der Aecker campiren!

Am Morgen gab es ein rühriges und intelligent betriebenes Schaffen und Umgestalten, durch das sich unsre Schlafstube sehr verschiedenen Bedürfnissen anpaßte. Sie wurde, ohne ihren Grundcharakter ganz zu verlieren, zugleich Bureau, Speisesaal und Theezimmer. Durch Theißens kunstreiche Hände wurde uns aus einem Sägebocke, auf den ein Backtrog gestellt wurde,

einer Tonne, auf die zur Erhöhung ein niedriger Kasten kam, und einer ausgehobnen Thür, die vom Künstler über Backtrog und Kasten gelegt wurde, ein stattlicher Tisch hergerichtet, an welchem der Bundeskanzler später mit uns frühstückte und dinirte, während in der Zwischenzeit zwischen Frühstück und Mittagsbrot wie zwischen diesem und dem Thee die Räthe und Sekretäre die weltbewegenden Gedanken, die der Graf im Zimmer unter uns dachte, in Depeschen, Instructionen, Telegramme und Zeitungsartikel verwandelten und säuberlich zu Papier brachten. Dem Mangel an Stühlen wurde durch eine Bank aus der Küche und den einen und den andern Koffer zufriedenstellend abgeholfen. Ein rissiges, gichtbrüchiges Waschbecken, welches Willisch, als einstiger Seemann im Pesteln geschickt, mit Hülfe von Siegellack wieder dicht gemacht hatte, und ein großer eiserner Topf aus der Küche, der andern unvermeidlichen Geschäften diente, sahen unter den Betten hervor verstohlen und ein wenig verschämt den Arbeitenden und Speisenden zu. Als Leuchter wurden uns wie dem Minister leergetrunkne Weinbouteillen — Erfahrung lehrte, daß Champagnerflaschen der Art sich am besten dazu eignen — geliefert, in deren Hälsen gutgemachte Stearinkerzen wirklich ganz ebenso hell brennen wie in den Tüllen silberner Kandelaber. Weniger leicht und befriedigend als zu Geräth, Geschirr und Beleuchtung vermochten wir uns jetzt und später zu dem nöthigen Waschwasser zu verhelfen, da sogar Trinkwasser schwer zu haben war, indem die Menschenmasse, die seit zwei Tagen die Brunnen des kleinen Clermont aussaugte, das vorhandene Naß für sich und die Pferde herausgepumpt hatte. Nur einer von uns, überhaupt anspruchsvoller als billig und auch sonst zum Nörgeln geneigt, jammerte über diese und andere kleine Mißlichkeiten. Die Uebrigen, darunter der vielgereiste Abeken, schienen sie mit mir guten Humors als das Salz unserer

Expedition zu betrachten. Eins jedoch ging allen über den Spahn: das holzstallartige Institut hinter dem Schulgebäude, wo die hier hausenden Angehörigen der Nation, die an der Spitze der Civilisation marschirt, bei gewissen Beschwerungen Zuflucht suchen. Es war offenbar aus der Türkei importirt, wo ich ähnliche Apparate, aber bei Weitem nicht so greuelhaft eingerichtet, halb verlegen, halb schaudernd gesehen hatte.

Im Parterre hatte sich das Bureau des Kriegsministers — oder des Generalstabes — eingerichtet. In den dort befindlichen beiden Schulstuben schrieben Fouriere und Soldaten auf den Schultischen und dem Katheder. An den Wänden sah man verschiedene Lehrapparate, Landkarten und Sinnsprüche, an der einen schwarzen Tafel Rechenexempel, an der andern eine auf die böse Zeit bezügliche recht verständige Ermahnung: „Faites vous une étude de la patience et sachez céder par raison".

Schon während wir Kaffee tranken, kam der Chef herauf und fragte verdrießlich, warum die Proclamation, nach welcher eine Anzahl von Vergehen der Bevölkerung gegen das Kriegsrecht mit dem Tode bestraft werden sollte, noch nicht angeschlagen sei. Ich erkundigte mich in seinem Auftrage bei Stieber, der sich im untern Theile der Stadt einen guten Platz ausgesucht hatte, und bekam die Antwort, Abeken habe die Proclamation dem Generalstabe übergeben, und er, der Feldpolizei-Director, habe nur solche Bekanntmachungen anzuschlagen, die von Seiner Majestät ausgingen.

Als ich dem Kanzler Dieß meldete, wobei ich zugleich mehrere Aufträge erhielt, gewahrte ich, daß er kaum besser untergebracht war als wir. Er hatte die Nacht auf einfacher Matratze am Fußboden geschlafen, seinen Revolver neben sich, und er arbeitete an einem Tischchen, auf dem kaum beide Ellbogen ruhen konnten, in der Ecke neben der Thür. Die Stube

war auf das Nothdürftigste ausgestattet, von Sopha, Lehnsessel u. dgl. war nicht die Rede. Der, welcher seit Jahren die Weltgeschichte machte, in dessen Kopfe ihre Strömungen sich concentrirten, um nach seinen Plänen verwandelt, wieder daraus hervorzugehen, hatte kaum, wo er sein Haupt hinlegte, während stupide Hofschranzen in bequemen Himmelbetten vom Nichtsthun ausruhten, und selbst Monsieur Stieber sich viel behaglicher zu betten verstanden hatte als unser Meister.

Ich sah bei dieser Gelegenheit einen in unsere Hände gefallenen Brief, der Paris einige Tage vorher verlassen hatte und an einen hochstehenden französischen Offizier gerichtet war. Nach dessen Inhalt hatte man in den Kreisen, aus denen er stammte, wenig Glauben an die Möglichkeit ferneren Widerstandes gegen uns und ebenso wenig Hoffnung auf die Erhaltung der Dynastie auf dem Throne. Schreiber wußte nicht, was er von der nächsten Zukunft erwarten oder wünschen sollte. Eine Republik ohne Republikaner, eine Monarchie ohne Monarchisten schien die Wahl, vor die er sich gestellt sah. Die Republikaner zeigten sich als zu mittelmäßige Geister, die Monarchisten als zu selbstsüchtige Seelen. Man war begeistert von der Armee, aber niemand beeilte sich, hinzugehen und sich ihr zur Bekämpfung des Feindes anzuschließen.

Der Chef kam nochmals darauf zu sprechen, daß die Leistungen der Sachsen am Tage von Gravelotte hervorgehoben zu werden verdienten. „Besonders die kleinen Schwarzen sollten gelobt werden", fügte er hinzu. „Sie selbst sprechen in ihren Blättern sehr bescheiden, und doch haben sie sich außerordentlich brav geschlagen. Suchen Sie sich doch Details über ihr tüchtiges Verhalten am 18. zu verschaffen".

Im Bureau war inzwischen schon eifrig gearbeitet worden — auf der Tischplatte, die eigentlich ihres Zeichens eine Stuben-

oder Küchenthür war. Räthe und Sekretäre schrieben und chiffrirten in gespannter Thätigkeit inmitten einer malerischen Unordnung von Mappen und Akten, Regenmänteln, Schuh- und Kleiderbürsten, Flaschen mit Stearinlichtern, an denen gesiegelt wurde, zerrissenen Papieren und aufgebrochenen Couverts, mit denen der Boden bestreut war. Ordonnanzen kamen und gingen, Feldjäger und Kanzleidiener. Alles redete laut durcheinander. Man hatte zu viel Eile, um Rücksicht üben zu können. Abeken schoß besonders lebhaft hin und her zwischen dem improvisirten Tische und den Boten, und seine Stimme war vernehmlicher wie je. Ich glaube, daß seine flinke Hand diesen Morgen alle halbe Stunden ein Schriftstück geliefert hat, so oft hörte man ihn den Stuhl rücken und die Diener herbeirufen. Dazu von der Straße herauf fast unaufhörliches Tramp Tramp, Musik, Trommeln und Wagenrollen. Es war nicht leicht, in diesem Wirrwarr seine Gedanken beisammen zu behalten und seine Aufgaben nach Wunsch zu vollenden. Aber mit gutem Willen mußte es gelingen.

Nach dem Essen, bei dem der Küchenwagen wieder seine Vorräthe geboten, bei dem der Kanzler und einige der Räthe aber nicht zugegen waren, da sie beim Könige speisten, stieg ich mit Willisch wieder die Stufen zu der Kirche hinauf und dann auf einem gewundenen Pfade weiter bis auf den Gipfel des Berges, wo sich eine Kapelle der heiligen Anna befindet, vor der eben im Schatten eines breitwipfeligen Baumes eine Gruppe von Landsleuten, Soldaten vom Freiberger Jägerbataillon, ihr Abendbrot sich schmecken ließen. Sie hatten am 18. mitgefochten, und ich versuchte, von ihnen Näheres über die Action zu erfahren, hörte aber nicht viel mehr, als daß sie tüchtig darauf gegangen wären. Auf dem Wege zeigten sich hier und da Spuren von altem Gemäuer, und oben auf der Fläche

des Gipfels gewahrte man eine gewisse Regelmäßigkeit der Bäume und Gesträuche, die darauf schließen ließen, daß hier eine große Gartenanlage verwildert war.

Seitwärts von der Kapelle führt ein gerader Gang zwischen dunkeln Lebensbäumen, in dessen Mitte ein Geistlicher in schwarzer Soutane, in einem Buche, vielleicht Gebete oder fromme Betrachtungen, lesend vor uns herschritt, nach einem allerliebsten Aussichtspunkte mit Bänken. Ein wahres Luginsland! Vor uns im Grunde dicht vor unsern Füßen die kleine Stadt, jenseits derselben im Norden und Osten eine weitgedehnte Ebene, Stoppelfelder, Dörfer mit spitzen Kirchthürmen, Baumgruppen und Waldstrichen, nach Süden und Westen der Kamm der Argonnen mit unabsehbarem, tiefgrünem, weiterhin nebelblauem Walde. Die Ebene ist von drei Straßen durchschnitten. Die eine führt in gerader Richtung auf Varennes zu. Neben ihr, nicht weit von der Stadt, befand sich ein baierisches Lager, das eben seine Feuer anzündete und malerische Rauchwölkchen aufsteigen ließ. Rechts davon, gegen den Horizont hin, zeigte sich auf bewaldetem Hügel das Dorf Faucoix, noch weiter rechts tauchten andere einzelne Höhen auf, hinter und über denen in lichtblauer Ferne das hochgelegene Städtchen Montfaulcon sichtbar war. Mehr nach Osten hin läuft eine zweite Chaussee über die Fläche im Vordergrunde nach Verdun. Noch weiter rechts im Halbkreise sah man neben einem Lager von Sachsen die Straße nach Bar le Duc vorbeigehen, auf der noch Truppen heranzogen. Ihre Bayonnette blinkten in der Abendsonne, und man hörte den durch die Ferne gedämpften Schall ihrer Trommeln.

Geraume Zeit saßen wir vor dem anmuthigen Bilde, das von Westen her vom Abendlicht übergossen war, und sahen den Schatten der Berge zu, die langsam über die Felder hinwuchsen, bis Alles dunkel war. Auf dem Rückwege thaten wir

noch einen Blick in die Kirche des heiligen Didier, in der sich jetzt Hessen einquartiert hatten, die im Chor vor dem Altar auf Stroh lagerten und sich an der ewigen Lampe — gewiß ohne sich etwas Unrechtes dabei zu denken; denn es waren harmlose Leute — ihre Tabakspfeifen anzündeten.

* * *

Ich schalte hier einige interessante Notizen ein, die Tagebuchsblättern eines höheren baierischen Offiziers entnommen sind, welche mir zur Verfügung gestellt wurden. Derselbe war im Mai 1871 während des Rückmarsches zu Clermont in demselben Hause einquartiert, in welchem während unsrer Anwesenheit König Wilhelm gewohnt hatte, und besuchte als Naturfreund den Berg mit der Annenkapelle ebenfalls. Dort traf er auch den Geistlichen, dem wir begegnet, machte dessen Bekanntschaft und erfuhr von ihm allerlei des Merkens Werthes. Die Mauerreste, die wir gesehen, hatten zu einem alten Schlosse gehört, das später in ein Kloster verwandelt und in der Zeit der ersten französischen Revolution zerstört worden war. Der Geistliche war ein alter Herr, der schon sechsundfünfzig Jahre am Orte lebte. Er war ein Mann von viel Gefühl und ein guter Patriot, dem das Unglück seines Vaterlandes schwer auf der Seele lag, der aber auch nicht verkannte, daß frevelhafter Uebermuth das Schicksal herausgefordert hatte. Von diesem Uebermuthe erzählte er ein unschönes Beispiel, das ich in den Worten des Paters, ungefähr wie sie meine Quelle wiedergiebt, folgen lasse.

„Wie Sie, meine Herren, so zogen im vorigen August französische Kürassiere plötzlich hier ein. Auch sie lockte der schöne Berg zur Bewunderung der Umgegend auf seinen Gipfel. Spottend gingen sie an meiner eben offenstehenden Kirche vor-

bei und meinten, ein Wirthshaus wäre hier besser am Platze. Man schleppte darauf ein Faß Wein heran, das man bei der Kapelle austrank, worauf getanzt und gesungen wurde. Plötzlich erscheint ein stämmiger Kürassier, der einen großen in Weiberkleider gesteckten Hund auf dem Rücken trägt, welchen er in den Kreis der Tänzer absetzte. ‚C'est Monsieur de Bismarck'! erscholl es, und der Jubel über den miserablen Spaß wollte kein Ende nehmen. Man zwickte den Köter in den Schweif, und als er heulte, schrie man: ‚C'est le langage de Monsieur de Bismarck'! Man tanzte mit dem Thier, dann wurde es wieder auf den Rücken geladen; denn es sollte mit ihm eine Prozession den Berg hinunter und durch die Stadt vorgenommen werden. Das empörte mich. Ich bat um Gehör und stellte ihnen vor, daß es Sünde sei, einen Menschen, und wäre es auch ein Feind, mit einer Bestie zu vergleichen. Vergebens, man übertäubte mich durch Geschrei und stieß mich bei Seite. Da rief ich ihnen entrüstet zu: Seht euch vor, daß euch nicht die Strafe trifft, die übermüthigen Frevlern gebührt. Indeß, sie ließen sich nicht warnen, der Lärm nahm zu, und die Menge zog mit ihrem Hunde tobend und brüllend und leider vielfach Beifall findend durch die ganze Stadt. — Ach, was ich ahnte, traf nur zu vollständig ein! Keine vierzehn Tage, und Bismarck stand als Sieger an derselben Stelle, wo man seiner in so absurder Weise gespottet hatte. Ich sah diesen Mann von Eisen, aber ich dachte damals nicht, daß er ein so furchtbarer Mann sein, daß er mein armes Frankreich sich verbluten lassen würde. Doch der Tag, an dem jene Soldaten sich an ihm so versündigt, kommt mir nicht aus dem Gedächtniß".

Der Verfasser des Tagebuchs erzählt nun weiter: „Wir begaben uns nach unserm Quartier. Da begegneten wir unserem Hausherrn, der uns bereitwillig die Zimmer, wo Kaiser Wilhelm

gewohnt, und das Bett, in dem er geschlafen, zeigte. Den Kaiser konnte der alte Herr wegen seines ritterlichen Wesens nicht genug loben, und von Bismarck meinte er, daß er gar nicht so fürchterlich sei, wie man ihn schildere. Der Graf habe hier einmal zum Kaiser gewollt, aber längere Zeit warten müssen, da Moltke gerade Audienz gehabt habe. Da habe er inzwischen mit ihm einen Spaziergang durch den Garten gemacht und dabei gefunden, daß sich mit ihm leben lasse. Er spreche ein magnifiques Französisch, und man dürfe nicht meinen, daß er ein so grausamer Prussien sei. Er habe sich mit ihm über landwirthschaftliche Dinge unterhalten, und dabei habe er sich in diesen ganz ebenso bewandert gezeigt wie in der Politik. Einen solchen Mann könnte unser Frankreich jetzt brauchen, sagte er bezeichnend".

* * *

Sonntag, den 28. August, als wir aus den Betten stiegen, troff ein breiter sanfter Landregen vom aschgrauen Himmel hernieder, bei dem man sich an Goethe hätte erinnern können, der im September 1792 nicht fern von hier bei schrecklichem Wetter in Schlamm und Koth die Tage vor und nach der Kanonade bei Valmy miterlebte. Ich ging zu General Sheridan, der im Hinterzimmer der Apotheke des Ortes ein Unterkommen gefunden hatte, und überbrachte ihm im Auftrag des Chefs die Pall Mall Gazette. Dann wurde nach Sachsen gesucht, die Bericht über den 18. erstatten konnten, aber es waren Anfangs nur noch einzelne Soldaten zu finden, die keine Zeit zu Mittheilungen hatten. Endlich stieß ich von ungefähr auf einen Landwehroffizier von ihnen, indem ich den Gutsbesitzer Fuchs-Nordhof aus Möckern bei Leipzig vor mir hatte. Er wußte auch nicht viel Neues zu erzählen. Die Sachsen

hätten vorzüglich bei Sainte Marie aux Chênes und Saint Privat gefochten und hier die etwas in Unordnung gerathene Garde vor schließlicher Deroute bewahrt; die Freiberger Jäger hätten mit Gewehr zur Attacke rechts ohne einen Schuß zu thun die Stellung der Franzosen genommen; das Leipziger Regiment (die Hundertundsiebener) hätte besonders viele Mannschaften und fast alle seine Offiziere verloren. Das war Alles. Uebrigens bestätigte er noch, daß Kraußhaar gefallen.

Als der Minister aufgestanden war, gab es wieder reichlich zu thun. Unsere Sache zeigte sich im besten Gedeihen. Ich konnte telegraphiren, daß sächsische Reiter bei Voüssières und Beaumont im Norden die zwölften Chasseurs zersprengt. Ich erfuhr und durfte Andere erfahren lassen, daß der Entschluß, von Frankreich Landabtretungen zu erzwingen, noch vollkommen feststand, und daß man unter keinen andern Bedingungen Frieden schließen würde. Ein Artikel, den der Chef sanctionirt, begründete das, wie folgt:

„Die deutschen Heere rücken seit den Siegestagen von Mars la Tour und Gravelotte unaufhaltsam vor, und damit scheint die Zeit gekommen, wo man sich die Frage vorzulegen hat, unter welchen Bedingungen Deutschland mit Frankreich Frieden schließen kann. Ruhm- und Eroberungssucht darf uns dabei nicht leiten, Großmuth, wie sie uns vielfach von der ausländischen Presse angesonnen wird, ebensowenig. Lediglich der Hinblick auf die Sicherung Deutschlands, namentlich des Südens, vor neuen Angriffen der französischen Begehrlichkeit, wie sie sich seit Ludwig dem Vierzehnten bis heute mehr als ein Dutzend Mal wiederholt haben, und wie sie sich so oft wiederholen werden, als Frankreich sich stark genug dazu fühlt, hat uns bei unserm Verfahren zu bestimmen. Die ungeheuren Opfer an Geld und Blut, die das deutsche Volk in diesem

Kriege gebracht hat, und alle unsere jetzigen Siege würden vergeblich sein, wenn Frankreichs Angriffskraft nicht geschwächt, Deutschlands Vertheidigungsfähigkeit nicht gestärkt würde. Das deutsche Volk hat ein Recht, dieß zu verlangen. Begnügte man sich mit einem Dynastiewechsel, mit einer Contribution, so wäre damit nichts gebessert, so wäre nicht gehindert, daß dieser Krieg nur eine Reihe anderer eröffnete, zumal der Stachel der jetzigen Niederlage den Stolz der Franzosen treiben würde, die deutschen Siege wett zu machen. Die Contribution wäre bei dem verhältnißmäßig großen Reichthume Frankreichs bald verschmerzt, jede neue Dynastie würde, um sich zu halten, das Mißgeschick der jetzt herrschenden durch Erfolge über uns auszugleichen suchen. Großmuth ist eine sehr achtbare Tugend, die aber in der Politik in der Regel keinen Dank erntet. Wir haben den Oesterreichern 1866 keinen Acker an Gebiet abgenommen, und haben wir gesehen, daß man uns diese Enthaltsamkeit in Wien gedankt hat? Ist man dort nicht voll bitterer Rachegefühle einfach deshalb, weil man besiegt wurde? Und mehr noch: Die Franzosen grollten uns schon aus Neid wegen Königsgrätz, wo nicht sie geschlagen wurden, sondern eine fremde Macht; wie erst werden sie uns, ob wir nun großmüthig auf jede Landabtretung verzichten oder nicht, die Siege von Wörth und Metz nachtragen, wie erst werden sie auf Rache für die Niederlagen sinnen, die sie selbst durch uns erlitten haben!

Ist man 1814 und 1815 anders verfahren, als wir hier andeuten, so hat der Erfolg der damaligen schonenden Behandlung Frankreichs genügend bewiesen, daß dieselbe eine übel angebrachte war. Hätte man die Franzosen in jenen Tagen so schwächen können, wie es im Interesse des Weltfriedens wünschenswerth war, so hätten wir jetzt keinen Krieg zu führen brauchen.

Die Gefahr liegt nicht in dem Bonapartismus, obwohl derselbe vorzugsweise auf chauvinistische Velleitäten angewiesen ist; sie liegt in der unheilbaren und untilgbaren Anmaßung desjenigen Theils des französischen Volkes, welcher für ganz Frankreich den Ton angiebt. Dieser Zug des französischen Nationalcharakters, der jeder Dynastie, heiße sie, wie sie wolle, der selbst einer französischen Republik die Bahn ihres Verfahrens vorzeichnen wird, wird stets ein Trieb zu Angriffen auf friedliche Nachbarn sein. Die Frucht unserer Siege kann nur in einer factischen Verbesserung unseres Grenzschutzes gegen diesen friedlosen Nachbar bestehen. Wer in Europa Erleichterung der Militärlast, wer einen solchen Frieden will, welcher etwas der Art erlaubt, der muß seine Wünsche darauf richten, daß nicht auf moralischem, sondern auf realistischem Wege dem Kriegswagen der französischen Eroberungslust ein solider, haltbarer Damm entgegengestellt werde, mit andern Worten, daß es den Franzosen für die Zukunft nach Möglichkeit erschwert werde, mit einer vergleichsweise nicht sehr großen Heeresmacht in Süddeutschland einzufallen und durch den Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Einbruchs die Süddeutschen auch im Frieden zur Rücksichtnahme auf Frankreich zu zwingen. Süddeutschland durch haltbare Grenzen sicher zu stellen, ist unsere jetzige Aufgabe. Sie erfüllen, heißt Deutschland ganz befreien, heißt den Befreiungskrieg von 1813 und 1814 vollenden.

Das Mindeste also, was wir fordern müssen, das Mindeste, womit die deutsche Nation in allen ihren Theilen, vorzüglich aber unsere Stamm- und Kampfgenossen jenseits des Mains sich befriedigt erklären können, ist die Abtretung der Ausfallspforten Frankreichs nach der deutschen Seite hin, die Eroberung von Straßburg und Metz für Deutschland. Von der Schleifung dieser Festungen einen dauernden Frieden zu erwarten, wäre

eine auf Kurzsichtigkeit beruhende Illusion derselben Art, wie die Hoffnung, daß es möglich sein werde, die Franzosen durch Schonung zu gewinnen, und im Uebrigen ist nicht zu vergessen, daß, wenn wir diese Abtretungen verlangen, es sich um ursprünglich deutsches und zum guten Theile deutsch gebliebnes Gebiet handelt, dessen Bewohner mit der Zeit vielleicht lernen werden, sich wieder als Deutsche zu fühlen.

Dynastiewechsel kann uns gleichgültig sein, Kriegskosten sind eine vorübergehende finanzielle Schwächung Frankreichs. Was wir brauchen, ist Erhöhung der Sicherheit deutscher Grenzen. Letztere aber ist nur erreichbar durch Verwandlung der beiden uns bedrohenden Festungen in Bollwerke zu unserm Schutze: Straßburg und Metz müssen aus französischen Aggressivfestungen deutsche Defensivplätze werden.

Wer den Frieden auf dem europäischen Continent aufrichtig will, wer die Niederlegung der Waffen und die Herrschaft des Pfluges über das Schwert will, der muß zunächst wünschen, daß die Nachbarn Frankreichs im Osten darauf eingehen können, da Frankreich der einzige Friedensstörer ist und es bleiben wird, so lange es die Macht dazu hat".





Viertes Kapitel.

Abschwenkung nach Norden. — Der Bundeskanzler in Rezonville. — Schlacht und Wahlstatt von Beaumont.



onntag, 28. August. Beim Thee überrascht uns eine große Nachricht: wir ändern mit der ganzen Armee, so weit sie nicht zur Einschließung von Metz zurückgeblieben ist, die Marschrichtung und gehen, statt nach Westen auf Chalons zu, nach Norden, am Fuß des Argonnenwaldes hin nach den Ardennen und der Maasgegend. Unser nächstes Ziel wird, wie es heißt, Grand Pré sein. Die Bewegung gilt dem Marschall Mac Mahon, der mit einer starken Truppenmacht hier oben nach Metz hinzieht, um Bazaine zu entsetzen.

Am 29. früh zehn Uhr brechen wir auf. Das bei Tagesanfang regnerisch und kalt gewesene Wetter bessert sich, und der Himmel klärt sich allmählich auf. Wir passiren verschiedene Dörfer und sehen zuweilen ein hübsches Schloß mit Park. An der Straße baierische Lager, Linieninfanterie, Jäger, Chevauxlegers, Kürassiere. Wir fahren durch das Städtchen Varennes und hier an dem kleinen zwei Fenster breiten Hause vorüber, wo Ludwig der Sechzehnte auf seiner Flucht vom Postmeister

von Saint Ménehould verhaftet wurde, und in dem sich jetzt das Sensenlager der Firma Nicot-Jacquesson befindet. Der erste Markt des Städtchens mit seinen viereckig verschnittenen Linden, der dann folgende kleine dreieckige Platz, der große Markt weiterhin, Alles ist voll Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Wagen und Kanonen. Nachdem wir uns durch das Gedränge von Menschen und Thieren hindurch gewunden und wieder ins Freie gelangt, geht es rasch weiter durch andere Dörfer, an andern Lagern, an preußischer Artillerie vorüber nach Grand Pré, wo der Kanzler auf der Grande Rue rechts, zwei oder drei Häuser vom Markte, Quartier nimmt. Der König wohnt in der nicht weit von da entfernten Apotheke, links vom Wege nach dem düstern alten Schlosse über dem Orte. Die zweite Staffel des großen Hauptquartiers, bei der sich der Prinz Karl, der Prinz Luitpold von Baiern, der Großherzog von Weimar und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin befinden, ist in dem nahen Dorfe Juvin untergebracht. Mir haben die Quartiermacher dem Chef schräg gegenüber im saubern Stübchen einer unsichtbar gewordenen Modistin Unterkunft geschafft. Auf dem Markte sieht man bei unsrer Ankunft einige französische Gefangne. Gegen Abend kommen noch etliche hinzu. Ich erfahre, daß man schon für morgen einen Zusammenstoß mit Mac Mahons Armee erwartet.

Auch in Grand Pré zeigte der Chef, daß er an die Möglichkeit eines meuchelmörderischen Angriffs auf seine Person nicht dachte. In der Dämmerung ging er unbefangen ohne Begleitung durch die Gassen des Städtchens, auch wo sie einsam und sonst zu einem Attentat geeignet waren. Ich sage das aus Erfahrung; denn ich folgte ihm in einiger Entfernung. Es schienen mir Fälle möglich, wo man etwas für ihn thun konnte.

Als ich am nächsten Morgen hörte, daß König und Kanzler

gleichzeitig wegfahren wollten, um dem großen Kesseltreiben nach dieser zweiten französischen Heeresmacht beizuwohnen, faßte ich mir, eingedenk der Worte, die letzterer in Pont à Mousson nach seiner Zurückkunft von Rezonville zu mir gesprochen und des ein ander Mal von ihm citirten Spruches: „Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen“, ein Herz und bat ihn, als der Wagen vorgefahren, mich mitzunehmen. Er entgegnete: „Ja, wenn wir nun aber die Nacht draußen bleiben, was soll da aus Ihnen werden“? Ich erwiderte: „Einerlei, Excellenz; ich werde mir dann schon zu helfen wissen“. — „Nun, dann gehen Sie mit“, sagte er lächelnd. Er that dann noch einen Gang nach dem Markte, während dessen ich vergnügt Reisetasche, Regenmantel und das getreue Tagebuch holte, und als er wiederkam und einstieg, setzte ich mich auf einen Wink von ihm an seine Seite. Glück muß man haben, und seine Schuldigkeit muß man thun, es herbeizuführen.

Es war kurz nach neun Uhr, als wir abfuhren. Zuerst ging es ein Stück auf der Landstraße zurück, die wir Tags vorher gekommen waren, dann links durch Weinberge hinauf und über mehrere Dörfer in hügeliger Gegend, wo allenthalben marschirende oder rastende Truppencolonnen und Geschützparks vor uns und auf einem andern Wege rechts im Thale zu sehen waren, nach dem Städtchen Busancy, wo wir um elf Uhr eintrafen und auf dem Marktplatze Halt machten, um den König zu erwarten.

Unterwegs war der Graf sehr mittheilsam. Er klagte zuerst, daß er beim Arbeiten so oft durch Reden draußen vor der Thür gestört werde, „besonders, da einige von den Herren eine so laute Stimme besitzen Ich werde“, fuhr er fort, „durch gewöhnliches Geräusch, unarticulirtes, nicht irritirt. Musik, Wagengerassel macht mich nicht irre, wohl aber geschieht das

durch Gespräche, bei denen ich Worte unterscheide. Ich will dann wissen, was es ist, und darüber verliere ich den Faden meiner Gedanken".

Weiterhin machte er mich darauf aufmerksam, daß es nicht passend von mir, wenn Offiziere vor dem Wagen salutiren, den Gruß durch Handanlegen an die Mützenblende zu erwidern. Der Gruß gelte nicht einmal ihm in seiner Eigenschaft als Minister oder Bundeskanzler, sondern lediglich seinem Range als General, und die Grüßenden könnten es übel nehmen, wenn ein Civilist sich für dabei mitgemeint hielte.

Er befürchtete dann, daß es heute zu nichts Rechtem kommen werde, was preußische Artillerieoffiziere, die hart vor Busancy überm Straßengraben bei ihren Kanonen standen, von ihm darauf angeredet, ebenfalls meinten. „Das geht", sagte er, „wie mir's zuweilen auf der Wolfsjagd in den Ardennen, die hier beginnen, auch ging. Da waren wir lange Tage hoch oben im Schnee und hörten, daß man die Fährte eines Wolfs gespürt hatte. Aber wenn wir dann nachfolgten, war er entwischt. So wird's heute mit den Franzosen auch sein".

Indem er die Hoffnung äußerte, seinen zweiten Sohn hier herum zu treffen, nach welchem er sich wiederholt bei Offizieren erkundigte, bemerkte er: „Da können Sie sehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrscht. Er dient nun schon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während Andere nicht viel länger als vier Wochen dabei und schon zum Fähndrich vorgeschlagen sind". Ich erlaubte mir zu fragen, wie das kommen möge. „Ja, ich weiß es nicht", versetzte er. „Ich habe mich genau erkundigt, ob er sich was hat zu Schulden kommen lassen, betrunken gewesen u. dgl.; aber nichts, er hatte sich ganz gut aufgeführt, und bei dem Reiterkampf vor Mars la Tour ist er so brav wie sonst Einer mit auf das fran-

zösische Quarré losgeritten". Einige Wochen nachher waren beide Söhne zu Offizieren befördert.

Später, nach mancherlei Anderem, erzählte er seine Erlebnisse am Abend des 18. August noch einmal. „Ich hatte meine Pferde eben zu Wasser geschickt und stand in der Dämmerung bei einer Batterie, welche feuerte. Die Franzosen schwiegen, aber", so fuhr er fort, „während wir dachten, ihre Geschütze wären demontirt, concentrirten sie nur ihre Kanonen und Mitrailleusen seit einer Stunde zu einem letzten großen Vorstoße. Plötzlich fingen sie ein ganz fürchterliches Feuern an mit Granaten und ähnlichen Geschossen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sausen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Roon zurückschickte, abgeklemmt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurückgehen müssen, setzest du dich auf den nächsten Protzkasten. Wir erwarteten nun, daß französische Infanterie den Vorstoß unterstützen würde, und da hätten sie mich gefangen nehmen können, wenn die Artillerie mich nicht mitgenommen hätte. — — — Der Vorstoß erfolgte aber nicht, und endlich kamen die Pferde wieder, und nun machte ich mich fort, wieder zum König. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gerathen. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am andern Morgen sahen wir die Schweinskuhlen, die sie gewühlt hatten.

So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten. Es war nun Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe, und was essen möchte. Da gab es aber wohl zu trinken — Wein und schlechten Rum von einem Marketender — aber nichts zu beißen als trocken Brot. Endlich trieben sie im Dorfe ein paar Coteletten auf, gerade genug für den König, aber

nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas Anderem umsehen. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen todten Pferden und Schwerverwundeten. Er fand später ein Unterkommen in einer Kabache. Der Bundeskanzler mußte sich wo anders unter Dach zu bringen suchen. Der Erbe eines der mächtigsten deutschen Potentaten (der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg war gemeint) hielt bei dem gemeinsamen Wagen Wache, daß nichts gestohlen würde, und ich machte mich mit Sheridan auf, um nach einer Schlafstelle zu recognosciren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte, und da war es zu heiß. Ich fragte in einem andern nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll von Verwundeten. Ebenso hieß es in einem vierten; ich ließ mich aber hier nicht abweisen. Ich sah oben ein Fenster, wo es dunkel war. ‚Was ist denn da oben'? erkundigte ich mich. — ‚Lauter Verwundete'. — ‚Das wollen wir doch untersuchen' und ich ging hinauf, und siehe da, drei leere Bettstellen mit guten und, wie es schien, ziemlich reinlichen Strohmatratzen. Wir machten also hier Nachtquartier, und ich schlief ganz gut".

„Ja", hatte sein Vetter, Graf Bismarck-Bohlen, gesagt, als der Kanzler uns die Historie in Pont à Mousson das erste Mal und kürzer erzählte, „du schliefst gleich ein und ebenso Sheridan, der sich — ich weiß nicht, wo er's hergekriegt — ganz in weiße Leinwand eingewickelt hatte, und der in der Nacht von Dir geträumt haben muß; denn ich hörte verschiedene Male, wie er murmelte: O dear count!" — „Hm, und der Erbgroßherzog, der sich mit guter Manier in die Sache fand und überhaupt ein angenehmer und liebenswürdiger junger Herr ist", bemerkte der Minister. — „Das Beste bei der Geschichte war übrigens", sagte Bohlen, „daß eigentlich gar keine solche Noth um Unterkommen gewesen wäre. Denn unterdessen hatten sie

entdeckt, daß nahe dabei ein elegantes Landhaus für Bazaine in Stand gesetzt worden war — mit guten Betten, Sect im Keller und was weiß ich Alles, — höchst fein, und da hatte einer von unsern Generalen sich einlogirt und hatte ein opulentes Abendmahl mit seiner Gesellschaft gefunden".

Der Kanzler erzählte auf der Fahrt nach Busancy weiter: „Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommißbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die Andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein paar und zerschlug sie an meinem Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit sechsunddreißig Stunden, — es war nur eine Erbswurstsuppe, die mir General Göben gab, sie schmeckte aber ganz vortrefflich".

Später hatte es noch ein gebratnes Huhn gegeben, „an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte". Es war dem Minister von einem Marketender angeboten worden, nachdem er von einem Soldaten ein ungekochtes gekauft hatte. Bismarck hatte jenes angenommen, dafür bezahlt und dem Manne noch obendrein das von dem Soldaten erworbene gereicht. „Wenn wir uns im Kriege wieder treffen", sagte er, „so geben Sie mir's gebraten wieder. Wo nicht, so hoffe ich, daß Sie mir's in Berlin zurückerstatten".

Der Marktplatz in Busancy, einem Landstädtchen oder Flecken, war voll Offiziere, Husaren, Ulanen, Feldjäger und allerhand Fuhrwerke. Nach einer Weile kamen Sheridan und Forsythe auch an. Halb zwölf Uhr erschien der König, und gleich nachher ging es weiter, da Nachricht eingetroffen war, daß die Franzosen unverhofft Stand hielten. Etwa vier Kilometer von Busancy gelangten wir auf höheres Terrain mit

kahlen Senkungen rechts und links, jenseits deren wieder Höhen waren. Plötzlich ein dumpfer Knall aus der Ferne. „Ein Kanonenschuß"! sagte der Minister. Noch eine Strecke weiter hin sah ich über der Senkung links auf einer baumlosen Bodenerhebung zwei Colonnen Infanterie aufgestellt und vor ihnen zwei Geschütze, die feuerten. Es war aber so weit von uns, daß man die Schüsse kaum hörte. Der Chef wunderte sich über meine scharfen Augen und setzte die Brille auf, die er, wie ich jetzt zum ersten Mal gewahr wurde, haben muß, wenn er ferne Dinge erkennen will. Kleine weiße Nebelkugeln, wie hochgestiegene Luftballons, schwebten über der Senkung, über der die Kanonen standen, drei bis vier Secunden in der Luft und verschwanden darauf mit einem Blitz — es waren Shrapnells. Die Geschütze mußten deutsche sein und schienen ihre Geschosse nach dem Abhang auf der andern Seite der Vertiefung vor ihnen zu schleudern, auf dem oben ein Wald und vor demselben mehrere dunkle Linien, vielleicht Franzosen, zu bemerken waren. Noch weiter hin am Horizont schob sich eine hohe Bergnase mit drei oder vier großen Bäumen auf der Spitze ins Land hinaus; sie bezeichnete nach der Karte das Dorf Stonn, wo, wie ich später hörte, der Kaiser Napoleon dem Gefechte zusah.

Das Feuern links hörte bald auf. Baierische Artillerie, desgleichen blaue Kürassiere und grüne Chevauxlegers jagen auf der Straße im Trabe an uns vorüber. Ein Stück weiter, als wir eben durch ein kleines Gebüsch fahren, hören wir ein Geknatter, etwa wie eine langgezogne, nicht präcise abgegebne Peletonsalve. „Kugelspritze"! sagte Engel, sich auf dem Bock umdrehend. Nicht fern von da, an einer Stelle, wo baierische Jäger im Chausseegraben und an einem Kleefelde rasten, steigt der Minister zu Pferde, um mit dem Könige, der vor uns ist, weiter zu reiten. Wir bleiben eine Weile an der Stelle stehen,

da immer mehr Artillerie vorbeijagt. Die Jäger scheinen viele Marode zu haben. Einer bittet uns kläglich um Wasser. „Ich habe seit fünf Tagen die Ruhr", jammert er. „Ach, lieber Kamerad, ich muß sterben, mich nimmt kein Doctor mehr an! Die Hitze drinnen, das reine Geblüt geht von mir". Wir trösten ihn und geben ihm Wasser mit etwas Cognac. Batterie auf Batterie saust an uns vorüber, bis endlich die Straße für uns wieder frei wird. Gerade vor uns steigen abermals weiße Granatwölkchen am Horizont auf, der hier sehr nahe ist, sodaß wir annehmen müssen, daß es nicht weit vor uns in ein Thal hinabgeht. Der Kanonendonner wird deutlicher, ebenso das Knarren der Mitrailleusen, deren Stimme jetzt Aehnlichkeit mit der einer arbeitenden Kaffeemühle hat. Endlich wird auf ein Stoppelfeld rechts von der Chaussee, von der es links in eine breite Niederung hinabgeht, hinüber gelenkt. Vor uns steigt hier der Boden zu einer sanften Höhe an, auf welcher der König etwa tausend Schritt von den Wagen und Pferden, die ihn und sein Gefolge hergebracht haben, mit unserm Chef und einer Anzahl von Fürstlichkeiten, Generalen und andern hohen Offizieren Stellung genommen hat. Ich folge ihnen über Sturzacker und Stoppelfeld und beobachtete nun seitwärts von ihnen bis zum sinkenden Abend die Schlacht von Beaumont.

Vor uns streckt sich ein breites, nicht sehr tiefes Thal aus, auf dessen Sohle sich ein schöner tiefgrüner Wald von Laubholz hinzieht. Darüber hinaus offne Gegend, die sanft ansteigt, und in der etwas nach rechts hin das Städtchen Beaumont mit seiner großen Kirche sichtbar ist. Noch weiter zur Rechten ist wieder viel Wald. Ebenso ist links auf dem Thalrande im Hintergrunde Gehölz, nach welchem eine Chaussee mit italienischen Pappeln führt. Vor dem Gehölze liegt ein kleines Dorf oder ein Complex von Gutsgebäuden. Jenseits der Boden-

wellen neben und hinter Beaumont schließen ferne dunkle Berge den Gesichtskreis ab.

Man sieht jetzt deutlich die Geschütze feuern. Im Städtchen scheint es nach der dunklen Rauchwolke, die über ihm steht, zu brennen, und bald darauf geht auch in dem Dorfe oder Gute am Walde über der Pappelchaussee wallender Qualm auf.

Das Schießen legte sich jetzt etwas. Erst war es in der Nähe des Städtchens, dann zog es sich nach links hinauf, zuletzt erfolgten auch Schüsse aus dem Walde auf der Thalsohle, wahrscheinlich von Seiten der baierischen Artillerie, die vorher an uns vorübergefahren war. Eine Zeit lang hielten im Vordergrunde des Bildes zu unsrer Linken hinter einem Dorfe, das etwas tiefer als unser Standpunkt lag, und welches die Karte Sommauthe nannte, ein baierisches Kürassier- und ein Chevauxlegers-Regiment. Ungefähr um vier Uhr brach diese Reiterei auf, galoppirte auf das Gehölz drunten zu und verschwand darin. Etwas später stiegen andere Reiter — wenn ich mich recht erinnere, waren es Ulanen — von der Chaussee hinter der Stelle, wo die Wagen hielten, in die Senkung, über der wir zuerst Kanonenfeuer und Shrapnels gesehen, hinab, um, wie es schien, auf Stonn weiterzugehen. Am Saume des Waldes, über dem brennenden Dorfe vor uns zur Linken, wurde dem Anscheine nach noch einmal heftig gekämpft. Einmal gab es ein starkes Aufleuchten, dem ein dumpfer Knall folgte. Vermuthlich war ein Munitionswagen aufgeflogen. Es hieß, daß seit einiger Zeit auch der Kronprinz in das Gefecht eingegriffen habe.

Es wollte dämmern. Der König saß jetzt auf einem Stuhle, neben dem man, da ein scharfer Wind wehte, ein Strohfeuer angezündet hatte, und beobachtete die Schlacht durch seinen Feldstecher. Der Kanzler that desgleichen, indem er auf einem Raine Platz genommen hatte, wo auch Sheridan und sein

Adjutant dem Schauspiel zusahen. Man gewahrte jetzt auch deutlich das Blitzen der platzenden Granaten, mit dem sie sich aus einem Wölkchen für einen Augenblick in einen zackigen Stern verwandelten, und die Flamme der Feuersbrunst in Beaumont. Die Franzosen zogen sich rasch immer weiter zurück, und der Kampf verschwand hinter dem Kamme der baumlosen Höhen, die links von dem Gehölze über dem brennenden Dorfe den Horizont abschlossen. Die Schlacht, die zu Anfang schon die Gestalt eines Rückzugsgefechtes des Feindes angenommen zu haben schien, war gewonnen. Wir hatten den Wolf des Ministers oder sollten ihn am nächsten oder übernächsten Tage haben. Am folgenden Abend konnte ich, nachdem inzwischen Näheres bekannt geworden, u. A. nach Hause schreiben:

„Die Franzosen, bei denen sich der Kaiser und sein Sohn befanden, wichen auf allen Punkten, und das Ganze der Schlacht war eigentlich nur ein stetes Vordringen unsrerseits und ein stetes Zurückgehen von Seiten der Franzosen, welche nirgends die Energie entwickelten, die sie in den Treffen bei Metz gezeigt hatten, und die sich dort noch zuletzt in kräftigen Vorstößen kund gab. Entweder sind sie stark entmuthigt, oder die Regimenter haben viele Mobilgarden aufgenommen, die selbstverständlich nicht wie wirkliche Soldaten fechten. Auch mit den Vorposten war es bei ihnen übel bestellt, sodaß ihre Arrièregarde förmlich überfallen werden konnte. Unsere Verluste an Todten und Verwundeten sind dießmal bei Weitem geringer als in den Schlachten bei Metz, wo sie denen der Franzosen nahezu gleichkamen. Dagegen haben die letzteren vorzüglich bei jener Ueberraschung, dann in noch höherem Grade bei Mouzon, wo sie über die Maas zurückgedrängt wurden, furchtbar viele Leute verloren. Wir erbeuteten, soviel bis jetzt bekannt ist, einige zwanzig Geschütze, darunter elf Mitrailleusen, zwei

Zeltlager, Massen von Bagage und militärischen Vorräthen und nahmen bis jetzt ungefähr fünftausend Mann gefangen. Die französische Armee, zu Anfang des Schlachttages auf hundert- bis hundertundzwanzigtausend Mann geschätzt, ist jetzt in Sedan von der Möglichkeit eines Weitermarsches um unsern äußersten rechten Flügel herum nach Metz abgesperrt. Ich denke, wir haben Ursache, den 30. August zu den besten und fruchtbarsten Siegestagen dieses Krieges zu zählen".

Wir kehrten von dem Standorte, wo wir der Schlacht bei Beaumont zugesehen hatten, mit Einbruch der Dunkelheit nach Busancy zurück. Allenthalben auf und weithin neben dem Wege herrschte nächtliches Leben, das an die Anwesenheit einer großen Armee gemahnte. Die Straße war voll baierisches Fußvolk. Eine Strecke weiterhin blinkten auch die Pickelhauben preußischer Infanterie, in der wir beim Näherkommen die Königsgrenadiere erkannten. Zuletzt Colonnen von Fuhrwerken, die sich bisweilen verfahren hatten, sodaß es für uns ziemlich langen Aufenthalt gab. An einer Stelle, wo es zwischen kleinen Hügeln bergab ging, und wo wir besonders lange Halt zu machen genöthigt waren, sagte der Chef: „Ich möchte doch wissen, ob der Grund, daß wir heute stecken bleiben, derselbe ist, wie damals, wo fünf Schwaben, die Klöße gegessen hatten, einen Hohlweg verstopften".

Es war stockfinstere Nacht geworden, als wir Busancy erreichten, welches rings von Hunderten kleiner Feuer umlodert war, an denen silhouettenhafte Menschengestalten, Pferde und Wagen vorüberglitten. Wir stiegen vor dem Hause eines Arztes ab, der am Ende der Hauptstraße, nicht weit von demjenigen wohnte, wo der König Quartier genommen hatte, und bei dem auch die am Morgen in Grand Pré Zurückgebliebnen inzwischen eingetroffen waren. Ich schlief hier in einem fast

leeren Hinterzimmer am Boden auf einer Strohmatratze und unter einer Decke, die erst um zehn Uhr von einem unsrer Soldaten aus dem Spital der Stadt geholt worden waren. Der Schlaf des Gerechten litt darunter nicht.

Mittwoch, den 31. August, früh zwischen neun und zehn Uhr, fuhren König und Kanzler weiter und zwar zunächst zur Besichtigung des Schlachtfeldes vom vergangnen Tage. Ich durfte den Minister wieder begleiten. Wir nahmen Anfangs denselben Weg wie Tags vorher, über Bar de Busancy und Sommauthe, wobei wir zwischen diesen beiden Dörfern einige Schwadronen baierischer Ulanen passirten, die hier rasteten und den König mit lautschallendem Hurrah begrüßten. Mir kam es vor, als ob ihre Lanzen kürzer wären als die unsrigen. Hinter Sommauthe, das voll von Verwundeten lag, fuhren wir durch den schönen Wald zwischen diesem Orte und Beaumont, und nach elf Uhr waren wir vor letzterem angelangt. König Wilhelm und unser Kanzler stiegen hier zu Pferde und sprengten rechts über die Felder. Ich schlug zu Fuß dieselbe Richtung ein. Die Wagen gingen nach der Stadt, wo sie uns erwarten sollten.

Bevor ich ging, hatte ich wie am Tage vorher, sobald ich allein gewesen, sorgfältig die Aufträge notirt, die ich unterwegs erhalten, und auch sonstige Aeußerungen des Chefs, die an diesem Morgen gefallen waren, möglichst genau zu Papiere gebracht. Der Kanzler war wieder ungemein mittheilsam und der Frage zugänglich gewesen. Er sprach etwas erkältet. Er habe, erzählte er, die Nacht Krampf im Beine bekommen, was ihm häufig passire. Er hälfe sich dann damit, daß er aufstünde und mit bloßen Füßen eine Weile in der Stube auf und ab ginge, und dabei erkältete er sich. So wäre es auch dießmal gewesen. „Ein Teufel wurde mit dem andern vertrieben: der Krampf ging weg, und der Schnupfen zog ein". —

Er wollte dann, daß ich nochmals in der Presse auf die grausame Kriegführung der Franzosen, auf ihre sich immer wiederholende Verletzung der Genfer Convention, „die freilich nichts taugt", sagte er, „und in der Praxis nicht durchzuführen ist", und auf ihr unanständiges Schießen auf Parlamentäre mit Trompeter und weißer Fahne aufmerksam mache. „Sie haben deutsche Gefangne in Metz vom Pöbel mißhandeln lassen", fuhr er fort, „ihnen nichts zu essen gegeben und sie in Keller eingesperrt. Man sollte sich eigentlich nicht darüber wundern. Sie haben Barbaren zu Kameraden, und sie sind durch ihre Kriege in Algier, China, Hinterindien und Mexiko selber Barbaren geworden". — — —

Er erzählte darauf, daß die Rothhosen gestern keinen besonders nachhaltigen Widerstand geleistet und keine große Vorsicht an den Tag gelegt hätten. „Bei Beaumont wurden sie", fuhr er fort, „am hellen Morgen von einer Schleichpatrouille schwerer Artillerie im Lager überfallen. Wir werden's heute sehen: Die Pferde liegen erschossen an den Piquetpfählen — viele Todte in Hemdsärmeln, ausgepackte Koffer, Schüsseln mit gekochten Kartoffeln, Kessel mit halbgahrem Fleische u. dergl. mehr".

Er kam dann während der Fahrt durch den Wald — vielleicht dadurch angeregt, daß wir vor demselben die Suite des Königs angetroffen, der sich beiläufig auch die Grafen Hatzfeld und Bismarck-Bohlen angeschlossen hatten — auf Borck, den Schatullenmeister des Königs, und von diesem auf den Grafen Bernstorff, unsern damaligen Gesandten in London, zu sprechen, der ihn „durch sein langes Ueberlegen und Erwägen, welches die vortheilhaftere Gesandtenstelle, die in Paris oder die in London, lange vom Eintritt in die Geschäfte abgehalten" habe. — — —

Ich gestattete mir die Frage, was für ein Mann von der Goltz gewesen sei, über den man so verschiedene Urtheile höre. Ob er wirklich so gescheidt und bedeutend gewesen, als behauptet werde. „Gescheidt, ja, in gewissem Sinne“, erwiderte er, „ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen, heute für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter für's Gegentheil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hofe er beglaubigt war, erst in Amalien von Griechenland, dann in Eugenie. Er war der Ansicht, was ich das Glück gehabt hätte, durchzusetzen, das könnte er mit seinem größern Verstande auch und noch besser. Daher intriguirte er fortwährend gegen mich, obwohl wir Jugendbekannte waren, schrieb Briefe an den König, in denen er mich verklagte und vor mir warnte. Das half ihm nun zwar nichts; denn der König gab mir die Briefe, und ich beantwortete sie. Aber er war in dieser Hinsicht beharrlich, und so setzte er es fort, unverdrossen und unermüdlich. Uebrigens war er sehr wenig beliebt bei seinen Untergebenen. Sie haßten ihn förmlich. Ich erinnere mich, als ich 1862 nach Paris kam und mich bei ihm melden lassen wollte, hatte er sich gerade zu einem Schläfchen niedergelegt. Ich wollte ihn ungestört lassen, aber die Sekretäre freuten sich offenbar, daß er heraus müßte, und sofort ging einer hinein zu ihm, um mich zu melden und ihn auf die Art zu ärgern. Er hätte es so leicht haben können, sich bei seinen Leuten Neigung und Anhänglichkeit zu erwerben. Als Gesandter kann man das. Ich möchte das auch gern. Als Minister hat man aber keine Zeit dazu — man hat so viel Anderes zu denken und zu thun, und so habe ich mir das mehr militärisch eingerichtet“.

Man sieht, nach dieser Charakteristik ist von der Goltz eine Art Geistesverwandter und Vorläufer Arnims gewesen.

Zuletzt kam der Minister auf Radowitz zu sprechen, wobei er unter Anderm äußerte: „Man hätte sich vor Olmütz mit der Armee eher in Positur setzen müssen, und daß das nicht geschehen, ist seine Schuld". — — — Die sehr interessanten und charakteristischen Mittheilungen, mit denen diese Behauptung motivirt wurde, müssen leider für jetzt verschwiegen bleiben, wie einiges Andere, was der Kanzler darnach äußerte.

Der König und der Kanzler waren zunächst nach der Stelle geritten, wo die „Schleichpatrouille schwerer Artillerie" gearbeitet, und ich folgte ihnen, nachdem ich mit meinen Aufzeichnungen fertig war, zuerst dahin. Das betreffende Feldstück liegt rechts von der Straße, die uns hergebracht, und achthundert bis tausend Schritte von ihr entfernt. Vor demselben, nach dem Walde der Thalsohle hin, befinden sich heckenumgebene Aecker, auf denen etwa ein Dutzend todte deutsche Soldaten liegen — Thüringer vom 31. Regiment. Einer davon hängt durch den Kopf geschossen in dem Dorngesträuch, das er übersteigen gewollt. Die Lagerstätte selbst sieht entsetzlich aus. Alles blau und roth von französischen Todten, die zum Theil von den geplatzten Granaten — der Ueberfall wurde vom vierten Corps ausgeführt — ganz unbeschreiblich übel zugerichtet sind. Schwarz von Pulver, starrend von geronnenem Blute, liegen sie da, der Eine auf dem Rücken, der Andere auf dem Gesichte, Manche mit stieren Augen wie Wachsfiguren. Auf einem Flecke hatte ein Geschoß fünf herumgestreut — man hätte an umgeworfene Kegel denken können, that's aber nicht: denn dreien davon waren die Köpfe ganz oder halb, einem Unterleib und Eingeweide weggerissen, während einer, dem man das Gesicht mit einem Tuche bedeckt hatte, noch greuelvoller entstellt zu sein schien. Weiterhin lag eine Hirnschale wie eine Schüssel, daneben das Gehirn wie ein Kuchen. Käppis, Mützen, Tornister,

Jacken, Papiere, Schuhe, Wichs- und Kleiderbürsten waren umhergestreut. Offenstehende Offizierskoffer, Pferde an Pfahl und Halfter erschossen, an erloschnen Kochfeuern Kessel mit geschälten Kartoffeln oder Schüsseln mit Fleischstücken, die der Wind inzwischen mit Sand gesalzen, zeigten, wie unverhofft die Unsern und mit ihnen das Verderben gekommen waren. Auch eine bronzene Kanone war stehen geblieben. Ich nahm mir von einem der Todten eine Messingmedaille mit, die er an einer Gummischnur auf der bloßen Brust trug. Ein Heiliger war darauf, der in der Hand ein Kreuz hielt und unten neben sich die Insignien der Bischofswürde, Mitra und Krummstab, über sich die Worte und Buchstaben „Crux S. P. Bened." hatte. Auf der Rückseite befand sich in einem Kreise aus Punkten eine Figur, die unserm Landwehrkreuze glich und mit vielen einzelnen Buchstaben, vielleicht den Initialen der Worte eines Gebets oder einer frommen Zauberformel, bedeckt war. Also wahrscheinlich ein Amulet kirchlicher Abkunft, das aber den armen Burschen, dem es sein Pfarrer oder die Mutter mitgegeben, nicht „gefroren" gemacht hatte. Marketender und Soldaten gingen suchend herum. „Sind Sie ein Doctor"? ruft man mir zu. — „Ja, aber kein Arzt. Was wollen Sie"? — „Dort liegt Einer, der lebt noch". — Es war richtig, und er wurde auf einer mit Leinwand bespannten Tragbahre fortgeschafft. Eine Strecke weiter, an einem Feldwege, der auf die Chaussee vor mir zulief, war wieder Einer auf den Rücken hingestreckt, der, wie ich mir ihn näher besah, die Augen verdrehte, und dessen Brust noch athmete, obwohl eine deutsche Spitzkugel ihn in die Stirn getroffen hatte. Es mochten auf einem Raume von fünfhundert Schritt ins Gevierte wohl anderthalbhundert Leichen sein, darunter nicht zehn oder zwölf von den Unsrigen.

Ich hatte wieder einmal genug von solchen Bildern und beeilte mich, nach Beaumont und zu unserm Wagen zu kommen. Auf dem Wege dorthin, kurz vor den ersten Häusern des Städtchens, rechts von der Landstraße, sah ich in einem rothen Steinbruche eine Menge gefangner Franzosen. „Circa siebenhundert“, sagt der Leutnant, der sie mit einem Detachement bewacht, und der mich aus einem Fasse mit trübem baierischen Biere bewirthet, wofür ich ihm mit einem Schlucke Cognac aus meiner Feldflasche dankbar bin. Weiterhin auf der Chaussee ein verwundeter junger Offizier auf einem Wagen, den Leute seiner Kompagnie mit Händeschütteln begrüßen. Am Markt und um die etwas erhöht gelegne Hauptkirche des Ortes wieder zahlreiche gefangne Rothhosen, darunter höhere Chargen. Ich frage einen sächsischen Jäger, wo die Wagen des Königs seien. „Sind schon fort — vor einer Viertelstunde — dort hinaus“. — Also verspätet. Fatal! Ich eile in der angegebenen Richtung bei sengender Hitze die Pappelchaussee weiter nach dem Dörfchen hinauf, das am Abend vorher gebrannt, und frage die Soldaten, die hier stehen. „Sie sind eben durch“. Endlich am Rande des Waldes, hinter dem letzten Hause, wo eine große Menge todte Baiern und Franzosen rechts und links von den Straßengräben liegen, sehe ich den Wagen des Chefs halten. Er freut sich offenbar, daß ich wieder da bin. „Na, da ist er ja“, sagte er. „Ich wollte schon nach Ihnen zurückschicken. Ich dachte aber, wenn's ein Andrer wäre. Der Doctor kommt nicht um. Der bleibt zur Noth des Nachts bei einem Wachtfeuer und fragt sich hernach schon wieder zu uns“.

Er erzählte dann, was er inzwischen gesehen und erlebt hatte. Er hatte die Gefangnen im Steinbruche auch in Augenschein genommen und unter Anderm bei ihnen einen Priester getroffen, der auf unsre Leute geschossen haben sollte. „Als ich's

ihm vorhielt, leugnete er es. Nehmen Sie sich in Acht, sagte ich ihm; denn wenn es erwiesen wird, werden Sie ganz sicher gehenkt. Vorläufig ließ ich ihm den Priesterrock ausziehen". —

„Bei der Kirche", so berichtete der Chef weiter, „bemerkte der König einen Musketier, der verwundet war. Obwohl der Mann von der Arbeit des vorigen Tages ziemlich unsauber aussah, reichte er ihm die Hand — ohne Zweifel zu großer Verwunderung der dabei stehenden französischen Offiziere — und fragte, was er für ein Metier habe. — Er wäre Doctor der Philosophie. — Nun, dann werden Sie gelernt haben, Ihre Verwundung philosophisch zu ertragen, sagte der König. — Ja, antwortete der Musketier, das hätte er sich schon vorgenommen".

Unterwegs holten wir bei einem zweiten Dorfe marode Baiern, gemeine Soldaten, ein, die sich in der Sonnengluth langsam fortschleppten. „Heda, Landsmann"! rief der Bundeskanzler dem Einen zu. „Wollen Sie einmal Cognac trinken"? Natürlich wollte er und ein Anderer nach seinen sehnsüchtigen Augen ebenfalls und ein Dritter desgleichen, und so tranken sie und noch einige, jeder seinen Schluck, aus des Ministers, dann auch aus meiner Feldflasche und bekamen schließlich noch jeder seine rechtschaffne Cigarre.

Eine Viertelmeile weiter hatte der König in einem Dorfe, dessen Name, auf meiner Karte nicht eingetragen, ungefähr wie Crehanges klang und wo sich auch die Fürstlichkeiten der zweiten Staffel und Herren aus dem Gefolge des Kronprinzen befanden, ein Frühstück arrangiren lassen, zu dem Graf von Bismarck ebenfalls eingeladen war. Ich machte mir inzwischen auf einem Steine am Wege meine Bleistiftnotizen und half dann den Holländern, die neben dem Orte in einem großen hellgrünen Zelte ihre Hülfsambulanz aufgeschlagen hatten, Verwundete herbeischaffen und pflegen. Als der Minister wiederkam, fragte

er, was ich mittlerweile getrieben. Ich sagte es ihm. „Ich wäre auch lieber dorthin gegangen", erwiderte er, tief aufathmend. — — —

Das Gespräch bei der Weiterfahrt bewegte sich eine Zeit lang in hohen Regionen, und bereitwillig und reichlich gab der Chef Auskunft auf die Fragen meiner Wißbegier. Ich bedauere aber, daß ich diese Aeußerungen aus verschiedenen Gründen für mich behalten muß und nur andeuten darf, daß sie ebenso lehrreich als charakteristisch waren, und daß ihnen auch erquicklicher Humor nicht fehlte. Zuletzt gelangte man aus der Sphäre der Götter über den Wolken wieder zu Menschen, aus dem Bereich des Ueber- oder, wenn man will, Außernatürlichen zur Natur zurück und stieß da unter Anderm auf den Augustenburger in seiner baierischen Uniform. — — — „Der hätte es besser haben können", setzte er — ich meine den Minister — hinzu. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abgetreten haben. Er aber wollte (Dank der göttlichen Fügung, dachte ich im Stillen, und Dank der Sammerschen Advocatenweisheit!) gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung, die ich 1864 mit ihm hatte — es war bei uns im Billardzimmer vor meiner Stube und dauerte bis in die Nacht — da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt äußerst artig. Als ich ihm aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könnte ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich ihm allerdings bejahen mußte, und als er von unsern Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen mochte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulirte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl — plattdeutsch — daß wir dem Kücken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten".

Nach ungewöhnlich langer Fahrt, erst gegen sieben Uhr Abends, kamen wir über Berg und Thal nach unserm dieß-maligen Bestimmungsorte, dem Städtchen oder Flecken Vendresse. Unterwegs wurden verschiedene große Dörfer, auch ein paar Schlösser, darunter ein alterthümliches, burgartiges mit dicken Eckthürmen, desgleichen ein Kanal mit alten Bäumen zu beiden Seiten passirt, letzterer in einer Gegend, durch deren Charakter sich der Kanzler an belgische Landschaften erinnert fand. In dem einen Dorfe steht Ludwig Pietsch aus Berlin, vermuthlich als Kriegscorrespondent mitgezogen, am Fenster, sieht mich und grüßt schreiend herunter. Im nächsten, Chemery, wird eine halbe Stunde Halt gemacht, indem der König mehrere Infanterie-regimenter an sich vorbeidefiliren läßt und die üblichen Hurrahs in Empfang nimmt.

In Vendresse stieg der Kanzler im Hause der Wittwe Baudelot ab, wo inzwischen auch die andern Herren seiner Umgebung eingetroffen waren und sich eingerichtet hatten. Keudell und Abeken, die von Busancy, wenn ich nicht irre, hierher geritten waren, war das Abenteuer passirt, daß im Walde hinter Sommauthe oder bei Stonn plötzlich acht oder zehn französische Soldaten mit Chassepots vor ihnen aus dem Dickicht hervorgetaucht und wieder verschwunden waren. Die Herren Räthe waren darauf, wie ganz in der Ordnung, umgekehrt und hatten einen weniger bedenklichen Weg eingeschlagen. Nicht unmöglich war, daß beide Theile vor einander das Weite gesucht hatten. Saint Blanquart aber, der mit Bölsing und Willisch den gleichen Weg gefahren war und die Erscheinung der verdächtigen Rothhosen auch erlebt hatte, war fortan der Ueberzeugung, daß er sein Leben für das Vaterland eingesetzt habe. Endlich konnten auch Hatzfeld und Bismarck-Bohlen sich rühmen, eine hübsche kleine Heldenthat verrichtet zu haben: sie hatten, wenn mir recht ist

an dem Orte, wo der Kanzler mit den Fürstlichkeiten gefrühstückt, eine flüchtige Rothhose, die sich in den Weingärten verkrochen, aufgestöbert und entweder selbst zum Gefangnen gemacht oder durch Andere einfangen lassen.

In Vendresse sah ich zum ersten Male württembergische Soldaten. Es waren meist schmucke, kräftige Burschen. Ihre Uniform, dunkelblau mit zwei Reihen weißer Knöpfe und schwarzem Riemenzeug erinnert an dänisches Militär.





Fünftes Kapitel.

Der Tag von Sedan. — Bismarck und Napoleon bei Donchery.



Am 1. September näherte sich die Jagd Moltkes auf die Franzosen im Maasgebiet nach allem, was man hörte, offenbar ihrem Ende, und es war mir vergönnt, demselben am nächsten Tage beizuwohnen. Nachdem ich sehr früh aufgestanden, um mein Tagebuch weiterzuführen, das auf so viele interessante Einträge wartete, ging ich aus dem Hause, wo man mich einquartiert, nach dem Baudelot'schen, wo ich gerade eintraf, als ein gewaltiges Reitergeschwader, bestehend aus fünf preußischen Husarenregimentern, grünen, braunen, schwarzen und rothen (Blücherschen) am Geländer des Gärtchens vor den Fenstern des Chefs vorüberzog. Man hörte, daß dieser die Absicht habe, in einer Stunde mit dem Könige nach einem Aussichtspunkte bei Sedan zu fahren, um Zeuge von der nun mit Bestimmtheit erwarteten Katastrophe zu sein. Als der Wagen kam und der Kanzler erschien, sah er sich um und sein Blick fiel auf mich. „Können Sie dechiffriren, Herr Doctor"? fragte er. Ich bejahte das, und er sagte: „Dann lassen Sie sich einen Chiffre geben und gehen Sie mit". Ich

ließ mir das nicht zweimal sagen, und nach einer Weile setzte sich der Wagen, in dem diesen Morgen Graf Bismarck-Bohlen an der Seite des Ministers Platz nahm, in Bewegung.

Nach einigen hundert Schritten hielten wir vor dem Hause, wo Verdy einquartiert war, hinter dem Wagenzuge des Königs, welcher Letztere noch erwartet wurde. In dieser Zeit kam uns Abeken mit Schriftstücken nach, um in Betreff derselben Befehle einzuholen. Der Chef setzte ihm gerade was auseinander, wobei er ihm seiner Gewohnheit gemäß das zu Erklärende wiederholt erläuterte, als der Prinz Karl mit seinem bekannten morgenländisch gekleideten Neger vorbeifuhr. Nun hatte unser alter Herr, der sonst bei solchen Gelegenheiten sicher nur Ohr und Gedächtniß für die Worte seines Chefs war, das Unglück, daß er ein übergroßes Interesse für alles, was zum Hofe gehörte, empfand, und das kam ihm in diesem Augenblicke nicht zu Gute. Die Erscheinung des Prinzen war ihm offenbar wichtiger, als der redende Minister, und als dieser, der das bemerkt haben mußte, ihn nach dem soeben Gesagten fragte, gab er eine etwas verwirrte Antwort. Er mußte dafür die herbe Ermahnung hören: „So hören Sie doch darauf, was ich sage, Herr Geheimrath, und lassen Sie Prinzen in Gottes Namen Prinzen sein. Wir reden hier in Geschäften". Später äußerte er zu uns: „Der alte Mann ist rein weg, wenn er etwas vom Hofe gewahr wird" — dann wie entschuldigend: „Ich möchte ihn aber doch nicht entbehren".

Nachdem der König erschienen und, die bunte Stabswache voraus, weggefahren, folgten wir ihm, wobei wir zuerst die Tags vorher berührten Ortschaften Chemery und Chehery wieder passirten und dann bei einem dritten Dorfe, das links von der Chaussee in einer Bodenvertiefung liegt, am Fuße eines kahlen Hügels, auf einem Stoppelfelde zur Rechten der Landstraße Halt

machten. Hier stieg der König mit seinem Gefolge von Fürsten, Generalen und Hofleuten zu Pferde, unser Chef that desgleichen, und Alles begab sich nach dem flachen Gipfel der Anhöhe über uns. Wie uns ferner Kanonendonner verkündete, war die erwartete Schlacht bereits im vollen Gange. Heller Sonnenschein am wolkenlosen Himmel leuchtete dazu.

Ich folgte nach einer Weile den Reitern, indem ich den Wagen unter Engels Aufsicht zurückließ, und fand die Herrschaften oben auf einem Stoppelacker, wo man die Gegend weithin übersah. Vor uns geht es in ein tiefes, breites, größtentheils grünes Thal hinab, auf dessen Hügelwänden hier und da ein Wäldchen zu gewahren ist, und durch dessen Wiesen sich ein blauer Fluß, die Maas, an einer mittelgroßen Stadt, der Festung Sedan, vorbeischlängelt. Auf dem Bergkamm auf unsrer Seite beginnt in der Entfernung eines Büchsenschusses rechts von uns Wald, auch zur Linken ist etwas Laubholz. Der Vordergrund unten vor unsern Füßen bildet über der Thalsohle noch eine schräge Stufe, und hier stehen, uns zur Rechten, baierische Batterien, die lebhaft nach der Stadt hin und über sie wegfeuern, und dahinter dunkle Colonnen, erst Fußvolk, dann Reiterei. Noch weiter rechts wirbelt neben dieser Bodenstufe aus einer Vertiefung eine Säule schwarzen Rauches auf. Es ist, wie man hört, das in Brand gesteckte Dorf Bazeilles. Sedan ist in der Luftlinie eine kleine Viertelmeile von uns entfernt; seine Häuser und Kirchen sind bei dem hellen Wetter deutlich zu unterscheiden. Ueber der Festung, der sich auf der Linken etwas wie eine zerstreute Vorstadt anschließt, erhebt sich, nicht weit vom jenseitigen Ufer des Flusses entfernt, ein langgestreckter Höhenzug, in der Mitte mit Gehölz bedeckt, welches auch in die Schlucht hinabsteigt, die hier den Bergrücken spaltet, links kahl, rechts mit einzelnen Bäumen und

Büschen bestanden. Bei der Schlucht einige Bauernhäuser, wenn die Augen nicht täuschen; denn es können auch Villen sein. Links von dem Höhenzug eine Ebene, aus der noch ein einzelner Hügel aufschwillt, welcher oben eine Gruppe hochstämmiger Bäume mit dunklen Wipfeln zeigt. Nicht weit davon im Flusse die Pfeiler einer gesprengten Brücke. In weiterer Ferne links und rechts noch drei oder vier Dörfer. Dahinter, gegen den Horizont hin, ist das Bild vor uns von mächtigen Bergkämmen mit ununterbrochenem schwarzen Walde, dem Anschein nach Nadelholzforsten, eingerahmt. Es sind die Ardennen an der belgischen Grenze.

Auf den Hügeln unmittelbar jenseits der Festung scheint jetzt die Hauptstellung der Franzosen zu sein, und es sieht aus, als ob unsere Truppen sie hier zu umfassen beabsichtigten. Gegenwärtig indeß gewahrt man deren Heranrücken nur auf der Rechten, indem sich die Linie ihrer feuernden Geschütze mit Ausnahme der baierischen unter unserm Standpunkte, welche stehen bleiben, langsam näher und näher schiebt. Allmählich geht Pulverrauch auch hinter dem Höhenzug mit der Schlucht im Mittelgrunde auf, und man erkennt daran, daß die den Feind einschließenden Corps den Halbkreis, den sie bilden, stetig weiter zum Kreise zu machen bestrebt sind. Auf der Linken des Bildes dagegen ist es noch völlig still. Um elf Uhr steigt auch in der Festung, die beiläufig nicht selbst schießt, eine schwarzgraue Rauchsäule mit gelben Rändern empor. Jenseits heftiges Feuern der Franzosen und über dem Walde der Schlucht unaufhörlich zu gleicher Zeit eine Anzahl kleiner, weißer, man weiß nicht, ob deutscher oder französischer Granatwölkchen. Bisweilen auch das Geknarr und Gerassel einer Mitrailleuse.

Auf unserm Berge glänzende Versammlung: der König,

Bismarck, Moltke, Roon, eine Anzahl Fürstlichkeiten, Prinz Karl, die Hoheiten von Weimar und Coburg, der mecklenburgische Erbgroßherzog, Generale, Flügeladjutanten, Hofmarschälle, Graf Hatzfeld, der nach einer Weile verschwunden war, Kutusoff, der russische, Oberst Walker, der englische Militärbevollmächtigte, General Sheridan, sein Adjutant, Alles in Uniform, Alles mit Feldstechern vor den Augen. Der König stand, Andere, darunter zuweilen auch der Kanzler, hatten auf einem Rain vor den Stoppeln Platz genommen. Ich hörte, daß der König habe herumsagen lassen, man möge nicht in größere Gruppen zusammentreten, weil die Franzosen in der Festung dann auf uns schießen könnten.

Eben entwickelte sich nach elf Uhr unsre Angriffslinie auf dem rechten Ufer der Maas durch weiteres Vorrücken um die Stellung der Franzosen zu engerer Einschließung, und ich verbreitete mich im Eifer darüber, vermuthlich etwas lauter als nothwendig und dem Orte angemessen, gegen einen älteren Herren vom Hofe, als der Chef mich mit seinem scharfen Ohre hörte, sich umsah und mich zu sich heranwinkte. „Wenn Sie strategische Ideen entwickeln, Herr Doctor", sagte er, „so wäre es gut, wenn das weniger vernehmlich geschähe; sonst fragt der König, wer das ist, und ich muß Sie ihm dann vorstellen". Bald nachher hatte er Telegramme erhalten, kam und gab mir deren sechs zu dechiffriren, sodaß das Zuschauen für mich einstweilen ein Ende nahm.

Ich ging zu den Wagen hinunter und fand hier in dem unsern in Graf Hatzfeld einen Gefährten, der ebenfalls in die Lage versetzt worden war, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, der dem Wechsel der Situation aber weniger Befriedigung abgewinnen zu können schien. Der Chef hatte ihm einen vier Seiten langen französischen Brief, der von unsern

Truppen aufgefangen worden, zu sofortigem Abschreiben gegeben. Ich bestieg den Kutschbock, nahm den mitgebrachten Chiffre und meinen Bleistift und machte mich ans Entziffern, während die Schlacht jenseits unsrer Höhe wie ein halb Dutzend Gewitter brüllte. Im Eifer, rasch fertig zu werden, wurde ich dabei nicht einmal gewahr, daß die stechende Sonne der Mittagsstunde mir das eine Ohr mit Brandblasen bedeckte. Das erste übersetzte Telegramm sandte ich dem Minister mit Engel, der auch etwas von der Schlacht sehen sollte, hinauf, die nächsten beiden überbrachte ich ihm selbst, da — sehr nach dem Geschmack meiner Schaulust — auf die letzten drei der Chiffre nicht paßte. Wahrscheinlich war dabei nicht viel verloren, wie der Chef meinte.

So war es ein Uhr geworden. Unsere Feuerlinie umfaßte jetzt die größere Hälfte der feindlichen Stellung auf dem Höhenzuge jenseits der Stadt. In weitem Bogen stiegen Wolken von Pulverdampf auf und erschienen und zersprangen die wohlbekannten weißen Nebelkugeln der Shrapnels; nur links war noch immer eine stille Lücke. Der Kanzler saß jetzt auf einem Stuhle und studirte ein mehrere Bogen starkes Aktenstück. Ich fragte, ob er etwas zu essen und zu trinken wünsche, wir wären damit versehen. Er lehnte ab: „Ich möchte wohl, aber der König hat auch nichts", erwiderte er.

Die Gegner drüben über dem Flusse mußten sich nun sehr nahe sein; denn man vernahm häufiger als vorher die häßliche Stimme der Mitrailleusen, von denen man beiläufig in der Zwischenzeit behaupten gehört hatte, sie bellten mehr, als sie bissen. Zwischen zwei und drei Uhr nach meiner Uhr ging der König nahe an meinem Standpunkte vorüber und sagte, nachdem er durch sein Glas eine Weile nach der Vorstadt hingeblickt, zu seiner Umgebung: „Sie schieben da links große

Massen vor — ich halte das für einen Durchbruch". In der That rückten dort Infanteriecolonnen vor; gingen aber bald wieder zurück, vermuthlich, weil sie gemerkt, daß diese Gegend zwar still, aber keineswegs offen war. Kurz darauf sah man durch das Fernglas französische Reiterei auf dem Hügelkamme links vom Walde und der Schlucht mehrere Angriffe machen, denen Schnellfeuer begegnete, und nach denen, besonders bei einem auch mit unbewaffnetem Auge sichtbaren halbmondförmigen Wege der Boden mit weißen Gegenständen, Pferden oder Mänteln, bedeckt war. Bald nachher wurde das Artilleriefeuer auf allen Punkten schwächer, und die Franzosen gingen überall nach der Stadt und ihrer nächsten Nachbarschaft zurück. Sie waren, wie soeben angedeutet, seit einiger Zeit auch von links her, wo die Württemberger, die nicht weit von unserm Berge ein paar Batterien aufgestellt hatten und, wie es hieß, das fünfte und das elfte Armeecorps herangezogen, bis auf eine schmale Lücke nach der belgischen Grenze zu eingeschlossen. Nach halb fünf Uhr schwieg ihr Geschütz allenthalben, und etwas später verstummte auch das unsere.

Noch einmal wurde die Scene lebendiger. Plötzlich erheben sich erst an der einen, dann an einer zweiten Stelle in der Stadt große weißlichblaue Wolken, zum Zeichen, daß es an zwei Stellen brennt. Auch Bazeilles steht noch in Flammen und schickt hinter dem Horizonte zur Rechten eine Säule dicken graugelben Qualms in die klare Abendluft empor. Das brennende Licht des Spätnachmittags beginnt, immer intensiver werdend, das Thal drunten zu verklären und zu vergolden. Die Hügel des Schlachtfeldes, die Schlucht in deren Mitte, die Dörfer, die Häuser und Thürme der Festung, die Vorstadt Torcy, die zerstörte Brücke links in der Ferne heben sich in der Gluth plastisch ab und werden mit ihren Einzelnheiten von Minute

zu Minute deutlicher, wie wenn man schärfere und immer schärfere Brillen vornähme.

Gegen fünf Uhr spricht General Hindersin mit dem Könige, und ich glaube zu hören, daß er von „Stadt beschießen" und „Trümmerhaufen" redet. Eine Viertelstunde später sprengt ein baierischer Offizier den Berghang vor uns heran: General von Bothmer läßt dem König sagen, daß General Maillinger melde, daß er mit den Jägern in Torcy stehe, daß die Franzosen kapituliren wollen, und daß man bedingungslose Uebergabe verlangt habe. Der König erwidert: „Niemand kann über diese Sache unterhandeln als ich selbst. Sagen Sie dem General, daß der Parlamentär zu mir kommen müsse".

Der Baier reitet wieder ab in's Thal. Der König spricht hierauf mit Bismarck, dann Gruppe der Beiden mit dem Kronprinzen, der vor einiger Zeit von links heraufgekommen ist, Moltke und Roon. Die Hoheiten von Weimar und Coburg stehen etwas abseits auch dabei. Nach einer Weile erscheint ein preußischer Adjutant und berichtet, daß unsre Verluste, so weit sie bis jetzt zu übersehen, nicht groß sind, bei der Garde mäßig, bei den Sachsen etwas stärker, bei den übrigen engagirt gewesenen Corps geringer. Nur kleine Abtheilungen der Franzosen sind nach den Wäldern an der belgischen Grenze entkommen, die man nach ihnen absucht. Alle Uebrigen sind nach Sedan hineingedrängt.

„Und der Kaiser"? fragt der König.

„Das weiß man nicht", antwortet der Offizier.

Gegen sechs Uhr aber erscheint wieder ein Adjutant und meldet, der Kaiser sei in der Stadt und werde unverzüglich einen Parlamentär herausschicken.

„Das ist doch ein schöner Erfolg"! sagt der König, sich

nach seiner Umgebung umwendend. „Und ich danke Dir (zum Kronprinzen), daß auch Du dazu beigetragen hast".

Damit gab er dem Sohne die Hand, die dieser küßte. Dann reichte er sie Moltke, der sie ebenfalls küßte. Zuletzt gab er auch dem Kanzler die Hand und unterhielt sich darauf längere Zeit allein mit ihm — was einigen der Hoheiten Unbehagen zu verursachen schien.

Etwa halb sieben Uhr kommt, nachdem inzwischen eine Ehrenwache von Kürassieren zur Seite erschienen, der französische General Reille als Parlamentär Napoleons langsam den Berg heraufgeritten. Zehn Schritte vor dem Könige steigt er ab und geht auf ihn zu, zieht die Mütze und übergiebt ihm einen großen rothgesiegelten Brief. Der General ist ein ältlicher, mittelgroßer, hagerer Herr in schwarzem, offenem Rocke mit Achselschnur und Epauletten, schwarzer Weste, rothen Hosen und lackirten Reitstiefeln. Er trägt keinen Degen, in der Hand aber ein Spazierstöckchen. Alle treten von dem Könige zurück, der das Schreiben öffnet und liest und hierauf den jetzt allgemein bekannten Inhalt Bismarck, Moltke, dem Kronprinzen und den übrigen Herrschaften mittheilt. Reille steht noch etwas weiter unten vor ihm, erst allein, dann im Gespräche mit preußischen Generalen. Auch der Kronprinz, Moltke und die Coburger Hoheit unterhalten sich mit ihm, während der König sich mit dem Kanzler beräth, der dann Hatzfeld beauftragt, die Antwort auf den kaiserlichen Brief zu entwerfen. Nach einigen Minuten bringt er sie, und der König schreibt sie aufs Reine, indem er auf einem Stuhle sitzt und den Sitz eines zweiten Stuhles, den Major von Alten, sich vor ihm auf ein Knie niederlassend, auf das andere Knie gehoben hat, als Tischplatte benutzt.

Kurz vor sieben Uhr reitet der Franzose in Begleitung eines Offiziers und eines Ulanentrompeters mit weißer Fahne

durch die Dämmerung nach Sedan zurück. Die Stadt brennt jetzt an drei Stellen lichterloh und auch in Bazeilles scheint nach der roth angestrahlten Rauchsäule, die über ihm steht, die Feuersbrunst noch fortzudauern. Im Uebrigen hat die Tragödie von Sedan ausgespielt, und die Nacht läßt den Vorhang fallen.

Es konnte am nächsten Tage nur noch ein Nachspiel geben. Für jetzt ging man nach Hause. Der König begab sich wieder nach Vendresse. Der Chef, Graf Bismarck-Bohlen und ich fuhren nach dem Städtchen Donchery, wo wir bei völliger Dunkelheit ankamen und in dem Hause eines Doctors Jeanjot Quartier fanden. Der Ort war voll württembergischer Soldaten, die auf dem Markte lagerten. Der Grund, weshalb wir hierher ablenkten, war ein Arrangement, nach welchem der Kanzler mit Moltke an diesem Abend noch französische Bevollmächtigte treffen sollte, mit welchen man sich über die Bedingungen der Kapitulation der in Sedan eingeschlossenen vier französischen Armeecorps zu verständigen versuchen wollte.

Ich schlief hier in einem kleinen Alkoven neben dem Hinterzimmer der ersten Etage Wand an Wand mit dem Kanzler, welcher die große Vorderstube inne hatte. Früh gegen sechs Uhr weckten mich hastige Tritte. Ich hörte, daß Engel sagte: „Excellenz, Excellenz, 's ist ein französischer General da, unten vor der Thür; ich verstehe nicht, was er will". Darauf scheint der Minister rasch aufgestanden zu sein und aus dem Fenster mit dem Franzosen — es war wieder der General Reille — kurz verhandelt zu haben. Die Folge war, daß er sich hastig anzog, sich, wie er gestern gekommen, ohne zu frühstücken zu Pferde setzte und eiligst davon ritt. Ich ging schnell in sein Zimmer und ans Fenster, um zu sehen, in welcher Richtung er sich entfernte. Er trabte auf den Markt zu. In der Stube

war Alles in Unordnung umhergeworfen. Am Boden lagen die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870", auf dem Nachttischchen befand sich ein anderes Andachtsbuch: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" — Schriften, in denen der Kanzler, wie Engel sagte, des Nachts zu lesen pflegte.

Eilig fuhr ich nun ebenfalls in die Kleider, und nachdem ich unten in Erfahrung gebracht, daß der Graf nach Sedan zu geritten sei, um dem Kaiser Napoleon, der sich aus der Festung entfernt, entgegen zu gehen, folgte ich ihm, so flink als ich vermochte. Etwa achthundert Schritt von der Maasbrücke bei Donchery steht rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee ein einzelnes Haus, das damals von einem Weber aus Belgien bewohnt war. Es ist gelblich angestrichen und einstöckig, hat vier Fenster in der Front, im Erdgeschoß weiße Läden, im ersten Stock Jalousien von gleicher Farbe, und ist mit Schiefer gedeckt wie die meisten Dächer von Donchery. Daneben befand sich links ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Ich sehe hier, daß der Kanzler den Kaiser bereits gefunden hat. Vor dem Weberhäuschen befinden sich sechs höhere französische Offiziere, von denen fünf rothe, mit Goldtressen besetzte Mützen aufhaben, während der sechste eine schwarze trägt. Auf der Chaussee hält eine viersitzige Kutsche, anscheinend ein Miethwagen. Den Franzosen gegenüber stehen Bismarck, sein Vetter, Graf Bohlen, ein Stück davon Leverström sowie ein brauner und ein schwarzer Husar. Um acht Uhr kommt Moltke mit einigen Offizieren vom Generalstabe, entfernt sich aber nach kurzem Verweilen wieder. Bald nachher tritt ein kleiner untersetzter Mann, der eine rothe, mit Goldborte verzierte Mütze, einen schwarzen

rothgefütterten Paletot mit Kapuze und rothe Hosen trägt, hinter dem Hause hervor und spricht zunächst mit den zum Theil auf dem Rain neben den Kartoffeln sitzenden Franzosen. Er hat weiße Glacéhandschuhe an und raucht eine Papiercigarre. Es ist der Kaiser. Ich konnte sein Gesicht in der geringen Entfernung, in der ich mich von ihm befand, genau sehen. Der Blick seiner lichtgrauen Augen hatte etwas Weiches, Träumerisches wie der von Leuten, die stark gelebt haben. Die Mütze saß ihm ein wenig nach rechts, wohin auch der Kopf neigte. Die kurzen Beine standen nicht im rechten Verhältniß zu seinem langen Oberkörper. Die ganze Erscheinung hatte etwas Unmilitärisches. Der Mann war zu sanft, ich möchte sagen, zu schwammig für die Uniform, die er trug, man hätte meinen können, daß er im Stande sei, bei Gelegenheit sentimental zu werden — lauter Empfindungen, die sich einem um so mehr aufdrängten, wenn man den kleinen molluskenhaften Herrn mit der hohen strammen Gestalt unseres Kanzlers verglich. Napoleon sah abgespannt, aber nicht sehr niedergeschlagen aus, auch nicht so alt, als ich mir ihn vorgestellt hatte, er hätte ein leidlich conservirter Fünfziger sein können. Nach einer Weile ging er auf den Chef zu und sprach ungefähr drei Minuten mit ihm, worauf er wieder allein, rauchend, die Hände auf dem Rücken, an dem weißblühenden Kartoffelfelde hin- und herwandelte. Dann nochmals kurze Besprechung zwischen dem Kanzler und dem Kaiser, die der erstere begann, und nach welcher Napoleon sich wieder mit seiner französischen Begleitung unterhielt. Gegen drei Viertel auf neun Uhr entfernten sich Bismarck und sein Vetter in der Richtung von Donchery, wohin ich ihnen folgte.

Der Minister erzählte zu wiederholten Malen von den Vorgängen dieses Morgens und des vorhergegangenen Abends.

Ich verbinde diese verschiedenen Mittheilungen in Folgendem überall sinn-, großentheils wortgetreu zu einem Ganzen.

„Moltke und ich waren nach der Schlacht vom ersten September zum Zweck von Unterhandlungen mit den Franzosen nach Donchery, ungefähr fünf Kilometer von Sedan, gegangen und die Nacht dort geblieben, während der König und das Hauptquartier nach Vendresse zurückkehrten. Die Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht, ohne zum Abschluß zu kommen. Von uns waren außer Moltke und mir Blumenthal und drei oder vier andere Generalstabsoffiziere dabei. Für die Franzosen führte der General Wimpffen das Wort. Die Forderung Moltkes war kurz: die ganze französische Armee ergiebt sich in Kriegsgefangenschaft. Wimpffen fand das zu hart. Die Armee habe durch die Tapferkeit, mit der sie sich geschlagen, Besseres verdient. Man solle sich damit begnügen, sie unter der Bedingung abziehen zu lassen, daß sie während dieses Krieges nicht mehr gegen uns diene und nach einer Gegend Frankreichs, die wir bestimmen sollten, oder nach Algier abmarschire. Moltke blieb kühl bei seinem Verlangen. Wimpffen stellte ihm seine unglückliche Lage vor. Er sei erst seit zwei Tagen aus Afrika bei den Truppen angekommen, habe erst gegen das Ende der Schlacht, als Mac Mahon verwundet worden, das Kommando übernommen und solle nun seinen Namen unter eine solche Kapitulation setzen. Lieber würde er sich in der Festung zu halten suchen oder einen Durchbruch wagen. Moltke bedauerte, auf die Lage des Generals, die er würdige, nicht Rücksicht nehmen zu können. Er erkannte die Tüchtigkeit der französischen Truppen an, erklärte aber, Sedan sei nicht zu halten und ein Durchschlagen ganz unmöglich. Er sei bereit, einen der Offiziere des Generals unsere Stellungen besichtigen zu lassen, damit er sich davon überzeuge. Wimpffen meinte nun, vom politischen

Standpunkte aus sei es für uns gerathen, ihnen bessere Bedingungen zu gewähren. Wir müßten einen baldigen und einen dauernden Frieden wünschen, und den könnten wir nur haben, wenn wir uns großmüthig zeigten. Schonung der Armee würde diese und das ganze Volk zur Dankbarkeit verpflichten und freundschaftliche Gefühle erwecken. Das Gegentheil wäre der Anfang endloser Kriege. Darauf nahm ich das Wort, weil das in mein Gewerbe einschlug. Ich sagte ihm, man könne wohl auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten, aber nicht wohl auf die eines Volkes bauen und am wenigsten auf die der Franzosen. Hier gebe es keine dauerhaften Verhältnisse und Einrichtungen, unaufhörlich wechselten die Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten brauche, wozu die andere sich verpflichtet fühle. Säße der Kaiser fest auf seinem Throne, so wäre mit seiner Dankbarkeit für die Gewährung guter Bedingungen zu rechnen. Wie die Dinge stünden, würde es Thorheit sein, wenn man seinen Erfolg nicht voll ausnutzte. Die Franzosen seien ein neidisches, eifersüchtiges Volk. Sie hätten Königsgrätz übelgenommen und nicht verzeihen können, das ihnen doch nichts geschadet, wie sollte irgendwelche Großmuth von unsrer Seite sie bewegen, Sedan uns nicht nachzutragen? Wimpffen wollte das nicht Wort haben, Frankreich habe sich in der letzten Zeit geändert, es habe unter dem Kaiserreiche gelernt, mehr an friedliche Interessen als an den Ruhm des Krieges zu denken, es sei bereit, die Verbrüderung der Völker zu proclamiren und dergleichen mehr. Es war nicht schwer, ihm das Gegentheil zu beweisen, und daß seine Forderung, wenn sie bewilligt würde, viel eher eine Verlängerung des Krieges als eine Beendigung desselben zur Folge haben werde. Ich schloß damit, daß wir bei unsern Bedingungen bleiben müßten. Darauf nahm Castelneau das Wort und erklärte im Auftrage

des Kaisers, derselbe habe am Tage vorher dem Könige seinen Degen nur in der Hoffnung auf eine ehrenvolle Kapitulation übergeben. Ich fragte: wessen Degen war das, der Degen Frankreichs oder der des Kaisers? Er erwiderte: Nur des Kaisers. — Nun, dann kann von andern Bedingungen nicht die Rede sein, sagte Moltke rasch, indem über sein Gesicht ein Zug vergnügter Befriedigung ging. — Wohlan, dann werden wir uns morgen noch einmal schlagen, erklärte Wimpffen. — Um vier Uhr werde ich das Feuer wieder beginnen lassen, versetzte Moltke, und die Franzosen wollten darauf fort. Ich bewog sie aber, noch zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen, und es kam schließlich dahin, daß sie um eine Verlängerung des Waffenstillstandes baten, damit sie sich über unsere Forderungen mit ihren Leuten in Sedan berathen könnten. Moltke wollte erst nicht darauf eingehen, gab aber endlich nach, als ich ihm vorgestellt hatte, daß es nichts schaden könne". —

„Am zweiten, früh gegen sechs Uhr, erschien vor meiner Wohnung in Donchery der General Reille und sagte mir, der Kaiser wünsche mich zu sprechen. Ich ziehe mich gleich an und setze mich beschmutzt und staubig, wie ich war, in alter Mütze und mit meinen großen Schmierstiefeln zu Pferde, um nach Sedan zu reiten, wo ich ihn noch vermuthete. Ich traf ihn aber schon bei Fresnois, drei Kilometer von Donchery, auf der Chaussee. Er saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelneau, Moscowa und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt, und sein Auge haftete einen Moment daran. — — —*) Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls,

*) Ich muß hier eine Aeußerung des Kanzlers übergehen, die für ihn wie für den Kaiser ungemein bezeichnend ist.

worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: „couvrez-vous donc“. Ich behandelte ihn durchaus wie in Saint Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät zwei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm ins Reine wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schadete nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinüber gegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am Wenigsten der König einen Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine

deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor Allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dieß eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangner und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für competent hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unsern alten Forderungen in Betreff der Armee in Sedan bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, war derselben Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen.

Draußen vor dem Hause lobte der Kaiser unsre Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zugab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschloßnen Corps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und interniren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß Dieß eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständniß mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangner die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan commandirenden Obergeneral geführt werden.

Inzwischen hatte man nach einem bessern Unterkommen

für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Fresnois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und rieth ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehreneskorte, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmüthigkeit — doch wünschte er auch, daß ich theilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wollte mich sprechen, was denn auch geschah. In Betreff des Königs theilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser darnach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen".

Wir hatten von diesen Vorgängen am Vormittage des 2. September nichts Genaues erfahren, und in der Zeit von dem Augenblicke an, wo der Chef in guter Uniform, den Kürassierhelm auf dem Kopfe, aus Donchery wieder wegritt, bis spät in die Nacht hinein kamen uns nur unbestimmte Gerüchte zu Ohren. Gegen halb zehn Uhr ging württembergische

Artillerie im Trabe an unserm Hause vorüber, und es hieß, die Franzosen wollten sich noch wehren, und Moltke habe ihnen bis elf Uhr Frist gegeben, sich zu besinnen, dann solle das Bombardement aus fünfhundert Geschützen zugleich eröffnet werden. Ich begab mich, um das mit anzusehen, mit Willisch über die Maasbrücke, wo an der Kaserne viele französische Gefangne standen, nach der Chaussee, an der das historisch gewordene Weberhäuschen, und auf den Gipfel des jene überragenden Hügelzugs, wo wir einen weiten Ueberblick über Donchery mit seinen grauen Schieferdächern und die ganze Gegend hatten. Ueberall auf den Wegen und Feldern qualmten unter den Hufen von Kavalleriegeschwadern Staubwolken auf und blitzten die Waffen von Infanteriecolonnen. Seitwärts von Donchery, nach der gesprengten Brücke zu, sah man ein Lager. Die Chaussee zu unsern Füßen war von einer langen Reihe von Wagen mit Gepäck und Fourage eingenommen. Als nach elf Uhr das Schießen noch auf sich warten ließ, stiegen wir wieder hinunter. Hier trafen wir den Polizeileutnant von Czernicki, der mit einem Wägelchen nach Sedan hinein wollte und uns einlud, mitzufahren. Wir gelangten mit ihm bis in die Nähe von Fresnois, als uns — es war gegen ein Uhr — der König mit großem Reitergefolge, darunter auch der Kanzler, von da entgegen kam. Da zu vermuthen, daß der Chef nach Hause wollte, so stiegen wir aus und kehrten um. Der Reiterzug aber, bei dem sich auch Hatzfeld und Abeken befanden, ging durch Donchery hindurch, und man erfuhr, daß es auf einen Rundritt über das Schlachtfeld abgesehen sei. Da wir nicht wußten, wie lange der Minister dabei wegbleiben werde, blieben wir im Orte.

Um halb zwei Uhr marschirten einige Tausend Gefangne, zum Theil zu Fuße, zum Theil zu Wagen, ein General zu Pferde, sechzig bis siebzig Offiziere andrer Chargen dabei, auf

dem Wege nach Deutschland durch die Stadt. Man sah Kürassiere mit weißen Blechhelmen, blaue Husaren mit weißer Schnürung und Infanterie vom 22., 52. und 58. Regiment dabei. Die Escorte bestand aus württembergischem Fußvolk. Um zwei Uhr folgten ihnen wieder ungefähr zweitausend Gefangne, darunter Neger in arabischer Tracht, große, breitschulterige Gestalten und wilde Gesichter mit affenartiger Bildung, desgleichen mehrere alte Troupiers mit der Krim- und der Mexiko-Medaille. Dabei soll sich der folgende tragikomische Vorfall ereignet haben. Ein daher marschirender Gefangner gewahrt auf dem Markte einen Verwundeten und erkennt in ihm seinen Bruder. „Eh, mon frère“! ruft er und will auf ihn zu. Gevatter Schwab' aus der Escorte aber sagt: „Ach, was frieren, mich friert auch“! und stößt ihn in die Kolonne zurück. Ich bitte um Entschuldigung, wenn das ein Kalauer ist; ich habe ihn dann nur nacherzählt, nicht selbst verbrochen.

Nach drei Uhr gingen zwei eroberte Geschütze mit ihren Munitionswagen durch unsere Straße, alle noch mit französischen Pferden bespannt. An der einen Kanone stand, mit Kreide geschrieben: „5. Jäger, Görlitz“. Etwas später brannte es auf einer Gasse rechts hinter unserm Quartier. Die Württemberger hatten dort ein Branntweinfaß aufgeschlagen und unvorsichtig Feuer dabei angezündet. Ein anderes Haus sollte von ihnen demolirt worden sein, weil man ihnen da den verlangten Schnaps verweigert; die Zerstörung kann aber nicht schlimm gewesen sein, denn als wir nach der Stelle hingingen, war nichts davon zu bemerken.

Unter den Einwohnern unsres Städtchens herrschte Noth, und selbst unser Wirth, beiläufig wie seine Frau eine gute Seele, litt Mangel an Brot. Der Ort war überfüllt mit Einquartierung und Verwundeten, die man theilweise in Ställen untergebracht hatte. Hofvolk wollte unser Haus für den Erb-

großherzog von Weimar in Anspruch nehmen. Wir wehrten es mit Erfolg ab. Dann wollte ein Offizier für einen mecklenburgischen Prinzen bei uns Quartier. Wir vertraten ihm den Weg und sagten auch ihm, das ginge nicht, hier wohnte der Bundeskanzler. Als ich dann aber eine Weile weg war, hatten sich die weimarischen Herren doch eingedrängt, und man mußte froh sein, daß sie nicht auch unserm Chef sein Bett genommen hatten.

Um zehn Uhr war der Minister noch nicht zurück, und wir waren in Sorge und Verlegenheit. Es konnte ihm ein Unfall widerfahren sein, oder er konnte sich mit dem Könige vom Schlachtfelde nach Vendresse begeben haben. Nach elf Uhr indeß kam er an, und ich speiste mit ihm. Der weimarische Erbprinz, als hellblauer Husar gekleidet, und Graf Solms-Sonnenwalde, früher bei der Gesandtschaft in Paris, jetzt eigentlich zu unserm Bureau gehörig, aber bisher selten zu sehen gewesen, aßen auch mit.

Der Kanzler erzählte Allerlei von seinem Ritt über die Wahlstatt. Er war mit kurzen Unterbrechungen fast zwölf Stunden im Sattel gewesen. Sie hatten das ganze Schlachtfeld besucht und hatten überall in den Lagern und Bivouacs große Begeisterung getroffen. In der Schlacht selbst sollten über 25,000, in Sedan nach der gegen Mittag abgeschloßnen Kapitulation mehr als 40,000 Franzosen zu Gefangnen gemacht worden sein.

Der Minister hatte die Freude gehabt, seinem jüngern Sohne zu begegnen. „Ich entdeckte an ihm“, so berichtete er bei Tische, „eine neue rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entwischen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arme wie ein Kind. Es wird den gefangnen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen“.

„An einer andern Stelle", so erzählte er weiter, „roch man plötzlich einen kräftigen Duft wie von gebratnen Zwiebeln. Ich bemerkte aber, daß er von Bazeilles herüberkam, und es waren vermuthlich die französischen Bauern, die von den Baiern, weil sie aus den Fenstern auf sie geschossen, niedergemacht worden und dann in ihren Häusern verbrannt waren". Man sprach dann von Napoleon, der am folgenden Morgen nach Deutschland, und zwar nach Wilhelmshöhe, abreisen sollte. „Es handelte sich", sagte der Chef, „darum, ob über Stenay und Bar le Duc oder über Belgien". — „Hier wäre er aber nicht mehr Gefangner", versetzte Solms. — „Nun, das schadete nichts", erwiderte der Minister, „auch wenn er da eine andere Richtung einschlüge. Ich war dafür, daß er über Belgien ginge, und er schien auch geneigt dazu. Wenn er sein Wort nicht hielte, so thäte uns das keinen Schaden. Aber wir müßten bei dieser Tour erst in Brüssel anfragen und hätten unter zwei Tagen keinen Bescheid".

Als ich wieder nach meinem Alkoven kam, hatte Krüger, der neuangekommene Kanzleidiener, meine Matratze und Decke für Abeken mit Beschlag belegt. Letzterer, der dabei stand, sagte: „Nun aber haben Sie kein Bett". Ich entgegnete: „Es gehört selbstverständlich Ihnen", und das war nicht mehr als billig; denn der alte Herr hatte die ganze weite Expedition des Königs wacker zu Pferde mitgemacht.

Ich verbrachte dann die Nacht ganz erträglich auf dem Fußboden der Hinterstube gegenüber der Küche unseres Doctors. Mein Lager, von dem erfindungsreichsten der Diener, meinem braven Theiß, construirt, bestand aus vier mit blauem Tuch überzognen Wagenkissen, von denen eins, gegen die Lehne eines umgestülpten Stuhles gelegt, einen bequemen Kopfpfühl abgab. Als Decken dienten meine Müdigkeit und der Regenmantel aus

Kautschuk, zu denen Krüger am Morgen, wo es bitterkalt geworden war, noch eine Decke von brauner Wolle hinzufügte, die von den Franzosen erbeutet war. Neben mir schliefen rechts Engel, links Theiß, in der einen Ecke auf Bockbetten zwei baierische Soldaten. Im Nebenzimmer lag, durch den Arm geschossen, Rittmeister von Dörnberg, der Adjutant des Generals von Gersdorf, der das elfte Armeecorps befehligte. Frühzeitig durch den Lärm der Leute, welche in der Stube Hosen ausbürsteten, Stiefel wichsten und Knöpfe putzten, mit der Magd französisch radebrechten, nach Wasser, nach dem Barbier u. dgl. fragten, allmählich wach geworden, trank ich aus einer Bowle, in der ein Eßlöffel steckte, Kaffee und aß ein Stück Brot dazu. Man hatte so wenigstens ein Mal ein wenig von den Entbehrungen des Feldzugs zu kosten.

Um acht Uhr, als ich eben noch mit meinem Frühstück beschäftigt war, klang es genau so, als ob wieder heftig geschossen würde. Es waren aber nur die Pferde in einem benachbarten Stalle, die auf Holzboden stampften — vielleicht verdrießlich darüber, daß heute auch bei ihnen Schmalhans Küchenmeister war; denn die Kutscher konnten ihnen nur eine halbe Metze Hafer geben. Es herrschte eben Noth an Allem. Später hörte ich, daß Hatzfeld mit einem Auftrag des Chefs nach Brüssel gegangen. Bald nachher ließ dieser mich an sein Bett rufen. Er hatte 500 Stück Cigarren bekommen, und die sollte ich an unsere Verwundeten vertheilen. Ich verfügte mich daher in die Kaserne, die in ein Lazareth verwandelt worden war, dann in die Stuben, Scheunen und Ställe auf der Gasse hinter unserm Hause. Als ich hier Anfangs nur den Preußen von meinem Vorrathe mittheilen wollte, machten die zwischen ihnen sitzenden Franzosen so sehnsüchtig entsagende Gesichter, und ihre deutschen Nachbarn auf dem Stroh baten so schön für sie — „sie

dürfen nicht zusehen" — „sie haben auch Alles mit uns getheilt" — daß ich es nicht für einen Raub hielt, sie ebenfalls zu bedenken. Alle klagen über Hunger, Alle fragten, ob sie nicht bald von hier fortgebracht werden würden. Doch kam mit der Zeit Suppe und Brot, auch Wurst, ja die in den Scheunen und Ställen wurden von einem baierischen freiwilligen Krankenpfleger sogar mit Bouillon und Chocolade erfreut.

Der Morgen war kalt, trüb und regnerisch. Die in Massen durchziehenden preußischen und württembergischen Truppen aber schienen in bester Stimmung zu sein. Die Musik spielte, und die Leute sangen. Mehr im Einklange mit dem unbehaglichen Wetter und der verhüllten Sonne stand vermuthlich die Stimmung, die unter den Insassen eines Wagenzugs herrschte, der um dieselbe Zeit das Städtchen in einer Richtung passirte, welche derjenigen der Truppen entgegengesetzt war. Als ich gegen zehn Uhr mich zur Besorgung meines Auftrags bei den Verwundeten aufgemacht hatte und bei nieselndem Regen durch den ungeheuren Koth des Marktplatzes nach der Kaserne watete, drängte mich eine lange Reihe von Wagen, die von der Maasbrücke her kam und von schwarzen Todtenkopfshusaren escortirt war, zur Seite. Es waren meist verdeckte Kutschen, dann Gepäck- und Küchenwagen, zuletzt eine Anzahl von Reitpferden. In einem geschloßnen Coupé unmittelbar hinter den Husaren aber saß neben dem General Castelneau der „Gefangne von Sedan", der Kaiser Napoleon, auf seinem Wege über Belgien nach Wilhelmshöhe. Ihm folgte mit dem Fürsten Lynar und einigen von den französischen Offizieren, die am Tage vorher bei der Zusammenkunft des Kanzlers und des Kaisers zugegen gewesen, in einem offnen Charabanc der General der Infanterie und Generaladjutant von Boyen, der vom Könige zum Reisebegleiter des Kaisers gewählt worden. „Boyen paßt ganz vortreff-

lich dazu", hatte der Chef in der Nacht vorher zu uns gesagt, indem er wahrscheinlich an die Möglichkeit dachte, daß die Offiziere in der Umgebung des hohen Gefangnen anmaßend auftreten konnten. „Er kann sehr grob sein in höflicher Form".

Man erfuhr einige Zeit später, daß der Umweg über Donchery eingeschlagen worden war, weil der Kaiser dringend gewünscht hatte, Sedan nicht wieder zu berühren. Bis nach der Grenze vor Bouillon, der nächsten belgischen Stadt, waren die Husaren mitgeritten. Dem Kaiser war von Seiten der gefangnen französischen Soldaten, die der Zug passirt, nichts Unrechtes widerfahren. Die Offiziere dagegen hatten zuweilen unerfreuliche Bemerkungen zu hören bekommen — sie waren natürlich „Verräther", wie von jetzt an jeder, welcher eine Schlacht verlor oder sonst gegen uns Unglück hatte. Ein besonders schmerzlicher Moment scheint für die Herren gekommen zu sein, als man an einer großen Menge in unsre Hände gefallner Feldgeschütze vorüberfuhr. Abeken erzählte davon folgende kleine Anekdote: „Einer der Adjutanten des Kaisers — ich glaube, es war der Prinz de la Mosova — hielt die Kanonen, weil sie preußische Bespannung hatten, für Geschütze von uns, und doch mußte ihm etwas daran auffallen. Er fragte: Quoi, est ce que vous avez deux systèmes d'artillerie? — Non, monsieur, nous n'avons qu'un seul, wurde ihm erwidert. — Mais ces canons là? — Ils ne sont pas de nôtres, monsieur".





Sechstes Kapitel.

Von der Maas zur Marne.

Ich lasse mein Tagebuch selbst wieder eine Weile sprechen.

„Sonnabend, 3. September. Wir verließen Donchery Mittags kurz vor ein Uhr. Auf dem Wege überfiel uns ein kurzdauerndes, aber ungemein heftiges Gewitter, dessen Donner in den Thälern lange widerhallten, und dem später noch ein heftiger Platzregen nachrauschte, der den Kanzler, wie dieser Abends bei Tisch erzählte, in seinem offnen Wagen bis unter die Arme hinauf durchnäßte. Er hatte den Regenrock zwar angezogen, sich aber nicht darauf gesetzt. Zum Glück hatte es keine schlimmere Folgen. Die Zeit schien gekommen, wo die Diplomatie die Weiterführung unsrer Sache wieder mehr in die Hand nehmen mußte, und wenn der Chef erkrankte, wer hätte ihn ersetzt?

Ich fuhr mit den Räthen, und Graf Bohlen berichtete allerhand Einzelnheiten über die Vorgänge der letzten Tage. Napoleon ist deshalb so zeitig von Sedan aufgebrochen — es muß vor oder bald nach Tagesanbruch gewesen sein — weil er sich inmitten der wüthenden Soldaten, die in der Festung Kopf an

Kopf zusammengedrängt gestanden, laut getobt, Gewehre und Säbel zerbrochen haben, als die Kunde von der Kapitulation sich verbreitet, nicht sicher gefühlt hat. Zu Wimpffen hat der Minister während der ersten Besprechung in Donchery u. A. auch gesagt, er wisse recht wohl, daß die Anmaßung und Streitsucht der Franzosen und ihr Scheelsehen bei den Erfolgen der Nachbarvölker nicht von der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung ausgingen, sondern von den Journalisten und den Parisern: aber diese beherrschten und zwängen die öffentliche Meinung. Deshalb könnten uns die moralischen Garantien, auf die der General hingewiesen, nichts nützen, vielmehr müßten wir materielle haben, jetzt die Unschädlichkeit der Armee in Sedan, dann die großen Festungen im Osten. Die Waffenstreckung hat auf einer von den Windungen der Maas gebildeten Halbinsel stattgefunden. Bei der Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser, vor der Moltke jenem auf dem Wege nach Vendresse eine Strecke entgegen geritten ist, sind die beiden Souveräne in dem Salon neben der verglasten Veranda des Schlößchens Bellevue etwa zehn Minuten allein miteinander gewesen. Später hat der König die Offiziere seines Gefolges zusammenrufen und ihnen die Kapitulation vorlesen lassen, worauf er ihnen mit Thränen in den Augen gedankt hat, daß sie dazu mitgeholfen. Den hessischen Regimentern soll der Kronprinz gesagt haben, zur Belohnung dafür, daß sie so tapfer gefochten, habe der König den gefangnen Kaiser nach Kassel geschickt.

Der Minister speiste in Vendresse, wo wir noch einmal für die Nacht Quartier machten, beim König, aß aber dann noch den Eierkuchen mit uns. Er las uns eine Stelle aus einem Briefe seiner Gemahlin vor, die in biblischen Ausdrücken sehr energisch den Untergang der Franzosen hoffte. Er sagte dann

nachdenklich: „Hm, 1866 in sieben Tagen. Dießmal vielleicht sieben mal sieben. Ja — wann gingen wir über die Grenze? — Am 4., nein am 10. August. — Seitdem sind noch nicht fünf Wochen verflossen. Siebenmal sieben — es wäre möglich".

Blos um wieder einmal zu notiren, wie die Mythe um uns arbeitet, und wie grimmig ihre Phantasie ist, verzeichne ich, daß Bohlen wissen will, Bazeilles, dessen Einwohner sich in verrätherischer Weise am Kampfe der französischen Soldaten mit den anrückenden Baiern betheiligt — sie hätten baierische Verwundete ermordet, eine Frau habe vier Mann von hinten erschossen, u. dergl. — wäre von unsern Leuten „säuberlich Haus für Haus angesteckt", und man habe 35 Bauern nebst jener Frau gehenkt*).

Keudell berichtet, daß er den Hofrath Freytag getroffen, der zwischen der Hoheit von Coburg und der Durchlaucht von Augustenburg mit in den Krieg gezogen ist. Derselbe habe — überflüssige, durch nichts motivirte Weisheit! — Zwang gegen die Süddeutschen widerrathen und die Rückforderung gewisser von den Franzosen während des dreißigjährigen Krieges aus Heidelberg entführter Manuscripte — wohl der Manesseschen Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte — befürwortet.

Ich lasse wieder ein paar Artikel nach Deutschland abgehen, darunter einen über die Ergebnisse der Schlacht vom 1. September. Dieselben sind seit gestern erheblich gewachsen, stufenweise wie bei Königsgrätz: wir haben Alles in Allem über 90,000 Rothhosen zu Gefangnen gemacht und über 300 Geschütze, eine Menge Pferde und ungeheures anderes Kriegsmaterial erbeutet. In ein paar Tagen wird es noch mehr sein; denn von

*) Der wahre Sachverhalt wird weiter unten an seiner Stelle mitgetheilt werden.

der Armee Mac Mahons, die nach Beaumont noch auf ungefähr 120,000 Mann geschätzt wurde, sind offenbar nicht viele Leute entkommen.

Der Chef ist wieder im Hause der Wittwe Baudelot einquartiert. Ich wohne dießmal nicht in der Feldpost, sondern in einer nahen Seitengasse bei einem ältlichen Wittwer, einer guten weichen Seele, der mir mit Thränen den Verlust ihrer „pauvre petite femme“ klagt, mir alle Gefälligkeit erweist und mir unverlangt die Stiefeln wichst. — Es heißt, daß wir morgen in der Richtung auf Reims zu und zunächst nach der Stadt Rethel weiter gehen.

Rethel, 4. September, Abends. Heute früh ließ mich der Chef, als wir noch in Vendresse waren, rufen, um mir zuletzt wie dictirend, für die Zeitungen Mittheilungen über seine Begegnung mit Napoleon zu machen*). Bald nachher, gegen halb zehn Uhr, fuhren die Wagen vor, und die Reise in die Champagne hinein begann. Zuerst passirten wir Hügelland, dann eine sanft gewellte Ebne, wo es viele Obstgärten gab, zuletzt ärmliche Strecken, wo selten ein Dorf zu sehen. Wir fahren an langen Truppenzügen, zuerst an Baiern, dann am 6. und 50. preußischen Regimente, vorüber, in welchem letzteren Willisch seinen Bruder begrüßt, der die Schlacht mitgemacht hat und unverletzt geblieben ist. Ein Stück weiterhin nehmen wir, da die Achse eines der Wagen des Prinzen Karl in Brand gerathen ist, und derselbe in einem Dorfe zurückbleiben muß, den Stallmeister des Prinzen, Graf Dönhoff, und den Adjutanten des Prinzen Luitpold von Baiern, Major von Freyberg, in unsre Kutsche auf, wodurch die Gruppe der Insassen derselben erheblich malerischer wird; denn der Graf trägt

*) Dieselben sind in das vorige Kapitel verflochten

hellrothe Husarenuniform und der Major das bekannte Himmelblau der baierischen Truppen. Die Tragödie von Bazeilles wird wieder besprochen, und der Major berichtet über sie wesentlich anders als gestern Bohlen. Es sind nach ihm etwa zwanzig Bauern dabei umgekommen, darunter eine Frau, aber alle im Kampfe mit den heranstürmenden Soldaten. Später wäre noch ein Priester kriegsrechtlich erschossen worden. Der Erzähler scheint indeß nicht Augenzeuge gewesen zu sein, und so mag auch seine Version der Geschichte noch nicht historisch sein. Von Bohlens „Gehenkten" weiß er nichts. Es giebt Leute, deren Zunge grausamer ist als ihr Gemüth.

Ungefähr halb fünf Uhr kamen wir hier in Rethel an. Der Ort ist eine Mittelstadt und voll von württembergischem Kriegsvolk. Aus den Fenstern des ersten Stockes eines Hauses der Straße, durch die wir nach dem Markte fahren, sehen auch gefangne Franzosen herunter. Die Quartiermacher haben für uns Wohnungen in dem geräumigen und elegant ausgestatteten Hause eines Herrn Duval auf der Rue Grand Pont ausgesucht, wo ich neben Abeken ein hübsches Zimmerchen mit Mahagony-Möblement und ein Himmelbett mit gelbseidenen Vorhängen zur Verfügung habe — ein behaglicher Gegensatz zur letzten Nacht in Donchery. Das gesammte mobile Auswärtige Amt ist hier untergebracht. Die zahlreiche Familie Duval trauert in Krepp und Flor — wenn ich recht hörte, um's Vaterland. Abends nach Tische dreimal zum Vortrag beim Chef gerufen. Er sagte dabei u. A.: „Metz und Straßburg ist's, was wir brauchen und uns nehmen wollen — die Festungen. Das Elsaß" — er meinte damit offenbar die starke Betonung des Deutschgewesenseins und des Deutschredens der Elsasser durch die periodische Presse — „ist Professorenidee". Später beim Thee, bei dem nur Keudell, Bohlen und ich zugegen — las er uns

wieder aus einem Briefe seiner Gemahlin vor, nach welchem Graf Herbert glücklich in Frankfurt a. M. eingetroffen war.

Inzwischen waren Zeitungen aus der Heimath angekommen. In denselben gewahrte man, wie auch die süddeutsche Presse sich in hocherfreulicher Weise gegen die fremdländische Diplomatie zu verwahren beginnt, die den Frieden zwischen uns und Frankreich vermitteln will, und es war sicher ganz im Sinne des Chefs gesprochen, wenn der „Schwäbische Merkur“ in dieser Beziehung sagte: „Als die deutschen Völker zum Rheine zogen, das heimische Land zu schützen, da hieß es in den europäischen Kabinetten, man müsse die beiden Kämpfenden allein lassen, auf sich selbst beschränken, den Krieg localisiren. Wohlan! Wir h a b e n den Krieg gegen die Bedroher Europas allein geführt, wir wollen auch den Friedensschluß localisiren, wir wollen in Paris die Bedingungen, welche das deutsche Volk vor einer Erneuerung eines solchen räuberischen Ueberfalls, wie es der Krieg von 1870 gewesen, schützen werden, selbst dictiren, und kein Diplomat fremder Mächte, welche die Hände in den Schooß gelegt, soll uns drein sprechen. Wer nichts geleistet, soll auch nichts vermitteln“. „Dieser Artikel muß Junge kriegen“, sagte der Chef, und er bekam Junge.

Reims, 3. September. Die Franzosen scheinen uns doch am Ende nicht alle für Barbaren und Bösewichter zu halten. Manche setzen augenscheinlich voraus, daß wir ehrliche Leute sind. So ging ich heute Morgen in Rethel in ein Wäschgeschäft, um mir Hemdkragen zu kaufen. Der Kaufmann sagte mir den Preis für die Schachtel, und stellte mir, als ich ihm zwei Thaler hinlegte, einen Korb mit Kleingeld hin, damit ich mir selbst nehme, was er darauf herauszugeben hatte. Das Gewässer, welches durch Rethel fließt, die Aisne, ist schön grün wie der Rhein. Nicht weit von unserm Quartier führt eine Stein-

brücke darüber, über welche am ganzen Vormittag große Massen von Truppen zogen. Zuletzt kamen vier preußische Infanterieregimenter. Es waren auffallend wenige Offiziere dabei, mehrere Kompagnien wurden von jungen Leutnants oder Fähndrichen commandirt. So namentlich beim 6. und beim 46. Regiment, von dessen Bataillonen eins einen erbeuteten französischen Adler mit sich führte. Dann folgten die Fünfziger und die Siebenunddreißiger. Es war glühend heiß, die Leute waren dick bedeckt mit dem weißen Kreidestaub der Champagne, marschirten aber durchgehends stramm und fest auf den Beinen dahin. Unsere Kutscher stellten ihnen Eimer mit Wasser an den Weg, aus denen sich die Durstigen im Vorbeigehen mit Zinntassen, Blechnäpfen, Gläsern, zuweilen auch mit der Pickelhaube ihren Trunk schöpften.

Zwischen zwölf und ein Uhr wird nach Reims aufgebrochen. Die Gegend, welche unsere Straße durchschneidet, ist großentheils flach gewelltes Land mit wenigen Dörfern und einem weißlichen Boden. Häufiger Triften als Aecker, wo Getreide gestanden. Hier und da eine Windmühle — ein Institut, das ich bis dahin in Frankreich noch nicht bemerkt. Zuletzt zur Seite niedriger Kiefernwald. An einer Stelle der Straße unterhält sich Keudell mit einem Rittmeister von den schwarzen Dragonern. „Es war ein Sohn des Ministers von Schön", sagt er. „Er hat bei Wörth und Sedan mitgefochten".

Endlich tauchen in der Ferne über dem flimmernden Gefilde die Thürme der Kathedrale von Reims und jenseits der Stadt bläuliche Höhen auf, die später grün werden und an ihren Abhängen weiße Ortschaften zeigen. Wir fahren durch ärmliche, dann durch anspruchsvollere Gassen und über einen Platz mit Denkmal nach der Rue de Cloitre, wo wir schräg über von dem großen Münster in dem stattlichen Hause eines

Herrn Dauphinot Quartier finden. Der Chef wohnt hier in dem Flügel rechts vom Eingange in den Hof und zwar im ersten Stock, das Bureau etablirt sich im erhöhten Parterre unter seinem Zimmer, die Stube daneben wird zum Speisesaal eingerichtet. Ich bekomme mein Logis im linken Flügel neben Abeken. Das ganze Gebäude ist, soweit ich sehen kann, elegant möblirt. Wieder schlafe ich in einem Mahagony-Himmelbett mit seidnen Gardinen, habe Polsterstühle, die mit rothem Rips überzogen sind, eine Mahagony-Kommode mit Marmorplatte, einen Wasch- und einen Nachttisch der Art und einen Marmorkamin im Zimmer. Auf den Straßen wimmelts von Preußen und Württembergern. König Wilhelm hat dem Erzbischof die Ehre erwiesen, in dessen Palast sein Absteigequartier zu nehmen. Ich höre, daß unser Wirth der Maire von Reims ist. Keudell will wissen, das von uns am Schlusse des Krieges zu behaltende Land würde wahrscheinlich nicht zu einem Einzelstaate gehören, und ebensowenig unter mehrere getheilt werden, sondern als Besitz ganz Deutschlands eingerichtet werden.

Abends ist der Chef bei Tische, und wir probiren, da wir uns hier mitten zwischen den großen Champagnerfirmen des Landes befinden, verschiedene Sorten Sect. Man erzählte, daß gestern aus einem Kaffeehause auf eine Schwadron unsrer Husaren geschossen worden ist. Der Minister sagt, dann müsse es gleich zerstört und der Besitzer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Stieber solle ohne Verzug angewiesen werden, die Sache zu untersuchen. Der von Graf Bohlen besorgte Champagner war gut, und so wurde ihm fleißig zugesprochen, vermuthlich auch meinerseits. Der Minister sagte: „Unser Doctor unterscheidet sich von andern Sachsen: er trinkt nicht blos Kaffee". Ich erwiderte: „Ja Excellenz, und auch dadurch, daß ich aufrichtig bin und zuweilen nicht höflich sein kann" — worüber

großes Gelächter. Es heißt, daß wir zehn bis zwölf Tage hier bleiben.

Dienstag, 6. September. Früh bei Zeiten nach der Kathedrale, deren Glockenspiel mich die Nacht mehrmals mit seinem Melodiengebimmel geweckt hat. Ein großartiger Bau aus der besten Zeit der Gothik, Unsrer lieben Frau geweiht. Herrliche Hauptfaçade unter den beiden unvollendeten Thürmen, drei reich mit Sculpturen gezierte Portale, im Innern magisches Licht von gemalten Fenstern auf dem Fußboden und an den Flanken der Säulen. Der Hochaltar im Hauptschiff, wo man die französischen Könige krönte, ist mit Goldblech bekleidet. In einer der Seitenkapellen an dem Gange, der um den Chor herumläuft, wird Messe gelesen. Davor knien neben den französischen Frauen mit ihren Rosenkränzen Mitchristen derselben in Gestalt schlesischer und polnischer Musketiere und Kürassiere. Außen um die Kirche herum viel Bettelei, die ihre Anliegen zum Theil singend vorträgt.

Von zehn bis drei Uhr ohne Umsehen fleißig gearbeitet, u. A. an einem ausführlichen und einem kürzeren Artikel über die Bedingungen, unter denen Deutschland Frieden schließen kann. „Sehr vernünftig und werth, daß man darauf aufmerksam mache“, fand der Chef einen Artikel der „Volks-Zeitung“ vom 31. August, der sich gegen die Einverleibung der eroberten Gebietstheile Frankreichs in Preußen erklärte, und der, nachdem er zu zeigen versucht, daß dieß keine Stärkung, sondern eine Schwächung Preußens sein würde, mit den Worten schloß: „Nicht die Vergrößerung Preußens, sondern die Einheit Deutschlands und die Unschädlichmachung Frankreichs ist das wünschenswerthe Ziel“. Bamberger hat in Nancy ein französisches Blatt gegründet, dem von Zeit zu Zeit Nachrichten von uns zugehen sollen.

Vor Tische bemerkte Graf Bohlen, indem er die Couverts überzählte: „Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen? — Nein. Das ist gut; denn der Minister hat das nicht gern". Bohlen, dem unser Leibliches anbefohlen scheint, hat den Genius unseres chef de cuisine offenbar angespornt, heute sein Bestes zu leisten. Das Diner ist sumptuös. Der Gardekapitän von Knobelsdorf, der Graf York und ein schlankgewachsner, etwas schüchterner junger Mann in Dragonerleutnants-Uniform mit rosenrothem Kragen, der, wie wir später hören, ein Graf Brühl ist, sind dabei Gäste des Kanzlers. Der letztere bringt die große Nachricht mit, daß in Paris die Republik proclamirt und eine provisorische Regierung eingesetzt worden ist, in der die bisherigen Oppositionsredner Gambetta und Favre sitzen. Auch der Laternenträger Rochefort tagt mit im hohen Rathe. Die Herren wollen, wie es heißt, den Krieg gegen uns fortsetzen. So hätte sich die Lage für uns nicht gebessert, so weit wir den Frieden wünschen müssen, aber auch keineswegs verschlimmert, zumal wenn die Republik sich hält und es sich später einmal darum handelt, Frankreich an den Höfen gute Freunde zu gewinnen. Mit Napoleon und Lulu ist's vorläufig vorbei, die Kaiserin hat es wie Ludwig Philipp im Februar 1848 gemacht, sie hat das Feld geräumt und soll sich in Brüssel befinden. Was die Advocaten und Literaten, die an ihre Stelle getreten sind, für Seide spinnen werden, wird sich bald zeigen müssen. Auch ob Frankreich ihre Autorität anerkennt, ist noch abzuwarten.

Unsere Ulanen stehen schon bei Chateau Thierry. Zwei Tage noch, und sie können vor Paris sein. Wir aber werden, wie jetzt sicher, mindestens noch eine Woche in Reims verweilen. — Graf Bohlen berichtet dem Chef über die Affaire mit dem Kaffeewirth, aus dessen Lokal man auf unsere Reiter geschossen. Der Mann ist ein Sieur Jacquier, die Husaren gehören einem

westfälischen Regimente an, und ihr Führer war der Rittmeister von Vaerst, ein Sohn des Abgeordneten. Das Haus ist auf flehentliches Bitten Jacquiers, der in der Hauptsache unschuldig sein soll, nicht zerstört worden, zumal der meuchlerische Schuß nicht getroffen hat. Man hat dem Wirthe einfach auferlegt, der Schwadron zweihundert oder zweihundertundfünfzig Flaschen Sect zu spenden, und er ist mit Freuden darauf eingegangen.

Beim Thee brachte, ich weiß nicht mehr, wer, das Gespräch auf die exceptionelle Stellung, die Sachsen in Betreff der militärischen Einrichtungen innerhalb des Norddeutschen Bundes eingeräumt sei. Der Kanzler wollte darauf kein zu großes Gewicht gelegt wissen. „Uebrigens habe ich diese Einrichtung nicht veranlaßt", fügte er hinzu. „Savigny hat den Vertrag abgeschlossen; denn ich lag damals schwer krank darnieder. Noch weniger genau nehme ichs mit den auswärtigen Angelegenheiten der kleinen Staaten. Mit Unrecht wird von manchen Leuten viel darauf gegeben, und Gefahr in der Beibehaltung diplomatischer Vertreter neben denen des Bundes gewittert. Wären solche Staaten sonst mächtig, so könnten sie auch ohne offizielle Repräsentanten an fremden Höfen Briefe austauschen und mündlich gegen das Eine und das Andere, was wir vorhaben, intriguiren. Ein Zahnarzt oder eine andere Persönlichkeit der Art könnte das besorgen". — — —

Mittwoch, 7. September. Früh einen Gang durch die Stadt gemacht. Sie scheint wohlhabend zu sein, und hat einige ziemlich vornehme Straßen. Die Läden sind fast ohne Ausnahme offen, und einige machen, wie mir vorkommt, recht gute Geschäfte mit unsern Offizieren und Soldaten. Auf dem Platze an unsrer Gasse ist ein schönes Denkmal Ludwigs des Fünfzehnten. In der Mitte einer marktartig breiten Straße, die zu beiden Seiten Arkaden mit Kaufmannsgeschäften und Kaffeehäusern hat,

steht ein Standbild des Marschalls Drouet von mäßigem Kunstwerthe. Auf dem Rückwege begegne ich bei der Kathedrale wieder vielen und darunter recht originellen Bettlern. Ein kleiner Junge mit einem noch viel kleineren auf dem Rücken galoppirt neben mir her und wimmert: „Je me meurs de faim, M'sieur, je me meurs, donnez-moi un petit sou". Ein Mensch ohne Füße rutscht auf den Knien über das Pflaster, während sein Begleiter, die Ziehharmonika spielend, Almosen für ihn einsammelt. Eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme will eine Gabe „pour acheter du pain". Ein großer starker Mann, nichts weniger als schlecht bei Leibe, singt mit tiefer Baßstimme einen Vers mit den Schlußworten: „O, c'est terrible de mourir de faim"! Fünf oder sechs unsagbar schmutzige kleine Rangen umwimmeln einen unserer Musketiere, der ein Brot hat, — man bäckt sie hier in der Form von Hufeisen — und balgen sich, als er ihnen ein tüchtiges Stück davon abbricht, mit lautem Geschrei um die milde Spende. Es soll wegen Stillstandes der Fabriken bittere Noth unter der zahlreichen Fabrikbevölkerung von Reims herrschen, und die Väter der Stadt befürchten einen Aufstand, wenn wir abziehen.

Ich mache, nach Hause zurückgekehrt, verschiedene Aufsätze, u. A. einen zur Aufklärung über Rußlands Stellung zum Kriege. Am Nachmittag, als der Chef fortgegangen, wurde mit Abeken eine größere Excursion nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt unternommen, die im Verhältniß zur Zahl ihrer Einwohner — ungefähr 60,000 — sehr ausgedehnt ist, da die Häuser zum größern Theil nur ein oder zwei Stockwerke haben. Wir gingen als Leute, die einmal ihre Lateiner gelesen haben, zuerst nach der Promenade hinaus, um uns den altrömischen Triumphbogen zu besehen. Außer seinem Alterthum ist nicht viel an ihm zu rühmen. Er zeigt nur wenige Säulentrommeln und Sculptur=

reste, und seine Krönung ist ganz neu. Dann bei heftigem Regen weiter durch die Anlagen nach der Statue Colberts, am Circus vorbei, der jetzt auch Einquartierung beherbergt, und am Kanal der Vesle und dem Hafenbassin hin, wo große plumpe Frachtkähne liegen. An einem Pfahle steht: „Pêche interdite“, aber inter arma silent leges: unmittelbar unter dem Verbot angeln drei unbefangene Blousenmänner, und weiterhin sieht man wohl noch dreißig solcher Fischer ihre Ruthen über das lichtgrüne Wasser halten. Von hier links hinauf durch eine ärmliche Straße nach der zweiten Hauptkirche der Stadt. Sie ist dem heiligen Remus geweiht, gehört der Zeit des Ueberganges aus dem romanischen in den germanischen Baustil an und macht durch ihre gewaltige Tiefe, ihre edle Einfachheit und ihre massigen Säulen einen bedeutenden Eindruck. Das Grab des Heiligen hinter dem Chor erinnert lebhaft an das Grab Christi in Jerusalem. Es ist ein nach allen vier Seiten freistehendes Tempelchen unter der Kuppel der Apsis. Das Material ist weißer Marmor mit rothgeäderten Säulen, der Stil Renaissance. Seitwärts befindet sich eine Kapelle, wo über dem Altar eine kunstgeschichtliche Seltenheit, vielleicht ein Unicum, hängt: ein gekreuzigter Christus, der eine goldne Königskrone trägt und nicht nackt, sondern mit einem purpurnen Rocke bekleidet ist, auf dem Goldsterne glänzen. Der Gesichtsausdruck und die Behandlung des Gewandes lassen auf hohes Alterthum schließen. Auf der andern Seite, in der Sakristei, zeigt uns der Küster mehrere alte Bilder, die Stickereien sind.

Donnerstag, den 8. September. Früh mit Willisch in die Vesle baden gegangen bei kaltem Wind, aber hellem Wetter. Abends bei uns großes Diner, bei welchem der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, dessen Adjutant Nettelblatt, der Oberpostdirector Stephan und die drei Amerikaner

zugegen sind. — — — Man spricht u. A. von den verschiedenen Gerüchten über die Vorfälle in Bazeilles. Der Minister äußert, ein Mitkämpfen der Bauern bei der Vertheidigung von Ortschaften könne nicht geduldet werden. Sie wären nicht uniformirt und deshalb, wenn sie die Flinte ungesehen wegwürfen, nicht als Kämpfer zu erkennen, die Chancen müßten aber für beide Theile gleich sein. Abeken findet das Schicksal von Bazeilles zu hart und meint, der Krieg müsse menschlicher geführt werden. Einen andern Standpunkt nimmt Sheridan ein, dem Mac Lean die Sache übersetzt hat. Er findet auch die strengste Behandlung der Bevölkerung in einem Kriege in der Ordnung und zwar aus politischen Rücksichten. „Die richtige Strategie", so sagte er ungefähr, „besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, so weit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen". Ein wenig herzlos, dünkt mich, aber vielleicht beachtenswerth.

Freitag, den 9. September. Vormittags und bis drei Uhr an allerlei Artikeln geschrieben, u. A. an einigen über die unbegreifliche Anhänglichkeit der Elsaßer an Frankreich, über ihr freiwilliges Helotenthum und die Verblendung, mit der sie nicht sehen und fühlen, daß sie dem Gallier doch nur als Franzosen zweiter Klasse gelten und in vielen Beziehungen darnach behandelt werden. — Es kommt die Nachricht, Paris solle nicht gegen uns vertheidigt, sondern für eine offene Stadt erklärt werden, was zu bezweifeln ist, da sie andern Meldungen zufolge noch reguläre Soldaten, wenn auch nicht viele mehr, zur Verfügung haben. Hofrath Freytag in der Nähe des Hauses, wo der Kronprinz wohnt, gesehen und einen Augenblick gesprochen.

Er kehrte heute mit einem von unsern Feldjägern nach Hause zurück, da es, wie er zu Keudell geäußert hat, für ihn hier nichts zu thun giebt. Eine rühmliche Selbsterkenntniß und ein verständiger Entschluß, zu dem einige andere Herren, die sich den verschiedenen Hauptquartieren als Schlachtenbummler angehängt haben, schon längst hätten kommen sollen.

Sonnabend, 10. September. Der Chef fährt früh mit Hatzfeld und Bismarck-Bohlen nach Chalons, wohin sich der König ebenfalls begiebt. Sie kommen Nachmittags halb sechs Uhr zurück. Inzwischen ist nach vier Uhr der Minister Delbrück eingetroffen, der über Hagenau und Bar le Duc gereist ist und dabei mancherlei Unannehmlichkeiten zu überwinden gehabt hat. Er hat die Tour mit dem General Boyen gemacht, welcher Napoleon, oder wie er sich jetzt nennt, den Grafen Pierrefonds, glücklich nach Kassel gebracht hat. Er beklagt, daß er eine Kiste mit uraltem Nordhäuser, die ihm, ich weiß nicht mehr, wo, für das große Hauptquartier angeboten worden, nicht habe mitnehmen können. Ferner erzählte er, daß Napoleon auch zu Boyen gesagt, er sei durch die öffentliche Meinung zum Kriege gedrängt worden, und daß er unsere Truppen, namentlich aber die Ulanen und die Artillerie, sehr gelobt habe.

Der Chef speiste heute beim Könige, kam aber auf eine halbe Stunde auch bei uns noch zu Tische, wo Bohlen, der das kaiserliche Schloß Mourmelon bei Chalons besucht hatte, uns vorher allerhand Schlimmes von den Verwüstungen erzählte, die das Volk an den Möbeln und Spiegeln dort angerichtet habe. Nach dem Diner, an dem Boyen und Delbrück theilgenommen hatten, besprach sich der Kanzler lange Zeit allein mit den beiden Herren. Später ließ er mich rufen, um mir den Auftrag zu ertheilen, für die beiden hier herauskommenden französischen Blätter „Courier de la Champagne“ und „Indépendant

Remois" ein Communiqué des Inhalts zu machen: „Wenn die in Reims erscheinenden Blätter mit der Erklärung der Republik in Frankreich einverstanden sind und die neue Staatsgewalt dadurch anerkennen, daß sie ihre Erlasse abdrucken, so könnte man, da die Stadt von deutschen Truppen occupirt ist, schließen, daß diese Blätter ihre Meinung unter dem Einverständnisse deutscher Regierungen aussprächen. Dieß ist indeß nicht der Fall. Die deutschen Regierungen achten wie daheim so auch hier die Freiheit der Presse. Sie haben aber in Frankreich bis jetzt eine andere Regierung als die des Kaisers Napoleon nicht anerkannt. Sie können daher bis auf Weiteres auch nur die kaiserliche Regierung als eine zu internationalen Verhandlungen berechtigte ansehen". — Dann (ich entnehme das Folgende meinem Tagebuche nur, um die große Herzensgüte und die einfache, natürliche Leutseligkeit unseres Chefs zu zeigen) fragte er: „Sie sahen heute Morgen schon elend aus — fehlt Ihnen was"? — „Ein leichter Ruhranfall, Excellenz", sagte ich. — „Auch Fieber? Kopf"? — „Ja, ein wenig, Excellenz". — „Haben Sie denn einen Arzt gefragt"? — „Nein, ich habe mir selbst was verordnet und in der Apotheke geholt". — „Was denn"? Ich sagte es ihm. „Das ist nichts", erwiderte er, „Sie sind wohl Autodidakt? Halten nichts von den Doctoren"? — „Ich habe seit vielen Jahren keinen gebraucht". — „Nun ja, sie können einem gewöhnlich auch nicht viel helfen, machen's oft nur schlimmer. Aber hier ist doch nicht zu spaßen. Schicken Sie zu Lauer, das ist ein netter Mann. Ich weiß freilich nicht, was ich ihm an Gesundheit zu danken haben werde, ehe ich nach Hause komme. Und nun legen Sie sich zwei Tage ins Bett, da ist die Sache gehoben; sonst kommen Rückfälle, und Sie können unter drei Wochen nicht wieder aufstehen. Ich leide auch oft an so was, und da auf dem Kamin, das einge-

wickelte Fläschchen — 30 bis 35 Tropfen auf ein Stück Zucker. Nehmen Sie's, aber geben Sie mirs hernach wieder. Und wenn ich Sie rufen lassen sollte, so sagen Sie nur, daß Sie nicht könnten. Ich komme dann zu Ihnen, wenn ich was für Sie habe — Sie können dann vielleicht im Bette schreiben".

Sonntag, den 11. September. Das Fläschchen des Chefs war eine gute Kur. Ich stand früh schon wieder wohl auf und konnte flott arbeiten. Der Inhalt des Communiqués wurde dem Blatte in Nancy sowie deutschen Zeitungen mitgetheilt. Gewissen Preßstimmen gegenüber wurde daran erinnert, daß Preußen den Prager Frieden nicht mit Frankreich, sondern mit Oesterreich abgeschlossen, und daß ersteres infolge dessen so wenig in Artikel V. hineinzureden habe wie in irgend einen andern jenes Vertrags.

Um zwölf Uhr ging ich mit Abeken in die protestantische Kirche, oder, wie man hier sagt, in den protestantischen Tempel, am Boulevard, in dem man einen hohen Betsaal mit Emporkirche, Kanzel und kleiner Orgel, aber ohne Thurm fand. Der Gottesdienst, welchen der Feldgeistliche Frommel abhielt, und welchem der König, Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Bismarck und Roon sowie einige preußische und viele württembergische Offiziere und Soldaten beiwohnten, begann statt mit Orgelspiel mit Militärmusik, die zuerst den Psalm: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren" vortrug, worauf die Soldaten aus ihren Gesangbüchern sangen. Dann folgte statt der Epistel ein andrer Psalm und hiernach das Evangelium vom 13. Sonntage nach Trinitatis. Die Predigt lehnte sich an die Stelle 1. Sam. 7, 11 und 12 an: „Da zogen die Männer Israel aus von Mizpa und jagten die Philister und schlugen sie bis unter Beth-Kar. Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen

und hieß ihn Eben-Ezer und sprach: Bis hierher hat der Herr geholfen". Die letzten Worte waren der Hauptsatz, die Nebensätze behandelten den Dank für die Hülfe des Herrn, das Gelübde auf dem Opferstein Eben-Ezer, nicht so wie die von Gott gerichteten Feinde zu sein, und die Hoffnung, daß der Herr weiter helfen werde, namentlich zu bleibender Einheit Deutschlands. Die Rede war nicht uneben, mancher gute Gedanke darin gut gesagt, doch kam Chlodwig darin zu unverdienter Ehre, weil er sich (es geschah bekanntlich in Reims) taufen lassen, was ihn, wie heutzutage jeder Studirte wissen sollte, nicht gebessert hat, da er auch nach der Taufe ein blutiger, tückischer Wütherich war, und ebenso ungeschichtlich war, was der Prediger über Ludwig den Heiligen vorbrachte.

Später besuchte ich, wieder mit Abeken, den katholischen Gottesdienst in der Kathedrale, die heute fast ohne Unterlaß ihre Glocken und Glöckchen arbeiten läßt. Das Chor war voll von Geistlichen aller Arten und Sorten: veilchenblaue, schwarze und weiß und schwarze Kleriker, rothe Kragen, violette Gewänder, schwarze Bäffchen mit weißem Saum, seidene Kleider, tuchene Kleider, leinene Kleider zogen an uns vorüber, der Erzbischof mit langer Schleppe voran, neben ihm zwei andere vornehme Priester, hinter ihm seine Pagen, die weiß und roth gekleideten Chorknaben. Als er hinausrauschte und der andächtigen Weiberschaft an der Thür des Gitters mit zwei erhobenen Fingern der rechten Hand seinen Segen spendete, bekam ich auch was davon ab.

Im Laufe des Tages war ein Herr Werle beim Chef, ein alter hagerer Mann mit wackelndem Kopfe und dem bei anständig gekleideten Franzosen, wie es scheint, unvermeidlichen rothen Bändchen im Knopfloch. Er sollte Mitglied des Corps legislatif und Besitzer oder Partner der Firma Clicquot Veuve

sein, und es hieß, er wolle mit dem Minister über die Mittel reden, mit denen man der in der Stadt herrschenden Noth steuern und einen Aufstand der Armen gegen die Reichen verhüten könne. Die letzteren fürchten eine Erklärung der rothen Republik durch die Arbeiter, unter denen es bedenklich gähren soll, und da Reims eine Fabrikstadt ist, die zehn bis zwölftausend Ouvriers in ihren Mauern zählt, so mag in der That Gefahr für den Fall vorhanden sein, daß unsre Soldaten die Stadt wieder verlassen. Das hätte man sich vor vier Wochen auch nicht träumen lassen: deutsche Truppen die Beschützer von Franzosen vor dem Communismus — fürwahr, Wunder auf Wunder! Herr Werle spricht übrigens Deutsch, ja er ist, wie man sagte, von Geburt ein Landsmann von uns, wie mehrere von den Besitzern der großen Champagnergeschäfte hier und in der Nachbarschaft. Auch sonst erschienen Leute der Stadt, der mit diesem und der mit jenem Anliegen im Bureau und wollten den Kanzler sprechen. Unter andern eine Frau, die sich beklagte, daß ihr die Soldaten mehrere Säcke mit Kartoffeln weggenommen, und die ihr Eigenthum nun wieder haben wollte. Wir verwiesen sie an die Polizei, die ihr Recht verschaffen werde. Sie weigerte sich, wir müßten ihr helfen. „Quoi, je suis mère de famille“! Aber wir stehen nicht mehr bei dem Acte des Schauspiels, wo die Kuh von Faulquemont bezahlt wurde.

Bei Tische speiste Knobelsdorf wieder mit uns. Später wurde ich mehrmals zum Chef geholt, um Aufträge zu erhalten. Die Belgier und Luxemburger haben sich unfreundlich gegen unsre Verwundeten betragen, und man vermuthet wohl nicht mit Unrecht ultramontane Hetzerei dahinter. Die Mitrailleusenkugeln scheinen mit einer giftigen Substanz legirt zu sein; denn sie verursachen brandige Wunden. Favre, „der für uns nicht

existirt", hat auf dem Umwege über London anfragen lassen, ob man bei uns auf Waffenstillstand und Unterhandlungen einzugehen geneigt sei. Er scheint es eilig damit zu haben, der Kanzler nicht.

Abends nach zehn Uhr kam der Chef zum Thee herunter. Er wollte dann eine „schlechte leichte Cigarre", die ich ihm geben konnte, da meine Tasche jetzt nur solches Kraut enthielt. Man sprach erst von der Predigt Frommel's, in welcher dem Minister der ungeschichtliche Chlodwig und der stark verklärte heilige Ludwig auch aufgefallen waren. Dann erzählte er von seinem Sohne, dessen Schenkelwunde sich verschlimmert habe und brandige Ränder zeige. Der Arzt habe die Vermuthung geäußert, die Kugel werde eine giftige Substanz enthalten haben.

Zuletzt kam die Rede auf die Politik der letztvergangenen Jahre, und der Kanzler äußerte: „Am Stolzesten bin ich doch auf unsere Erfolge in der schleswig-holsteinischen Sache, aus der man ein diplomatisches Intriguenspiel für's Theater machen könnte. — — — Oesterreich freilich konnte nach dem, was über sein Verhalten in den Bundestagsakten stand, worauf es doch einige Rücksicht nehmen mußte, für's Erste nicht gut mit dem Augustenburger gehen. Dann wollte es auch aus der Verlegenheit, in die es mit dem Fürstentage gerathen war, auf gute Manier herauskommen. Was ich wollte, habe ich gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark in einer Sitzung des Staatsraths gesagt — in einer langen Rede. — — — Die Hauptstelle hatte der Protokollführer weggelassen — er dachte wohl, ich hätte zu stark gefrühstückt, und es würde mir lieb sein, wenn das wegbliebe — ich sorgte indessen, daß es wieder hineingesetzt wurde. Mein Gedanke war aber schwer durchzuführen. Nicht mehr als Alles war dagegen: die Oesterreicher, die Engländer, die liberalen

und nichtliberalen Kleinstaaten, die Opposition im Landtage, einflußreiche Leute am Hofe, die Mehrzahl der Zeitungen. — — — Ja es gab damals harte Kämpfe, zu denen bessere Nerven gehörten, als ich sie hatte". — — — „Vor dem Frankfurter Fürstentage war's, als der König von Sachsen dagewesen, ähnlich". — — — „Ich war, als ich das Zimmer verließ, nervös so aufgeregt und erschöpft, daß ich kaum auf den Beinen stehen konnte und beim Zumachen der Thür des Adjutantenzimmers die Klinke abriß. Der Adjutant fragte mich, ob ich unwohl wäre. — Nein, jetzt ist mir wieder wohl, sagte ich". — — — Es war unter der ausführlichen Erzählung dieser Vorgänge spät geworden, und der Chef empfahl sich mit den Worten: „Ja, meine Herren, ein zartbesaitetes Nervensystem muß viel aushalten. Drum will ich jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht".

Montag, den 12. September. Bis Mittag verschiedene Aufsätze gemacht. In Laon haben sich die Franzosen — vielleicht auch nur ein Einzelner — eine arge Verrätherei zu Schulden kommen lassen: sie haben gestern nach Abschluß der Kapitulation und Einmarsch unsrer Truppen die Citadelle in die Luft gesprengt, wobei gegen hundert Mann von unserm vierten Jägerbataillon getödtet oder verwundet worden sind. In deutschen Blättern liest man, der Chef habe sich geäußert, in der Schlacht bei Sedan hätten die Alliirten Preußens das Beste gethan. Er hat gesagt, sie hätten in bester Weise mitgewirkt. Den Belgiern, die einen solchen Haß gegen uns und eine so heiße Liebe zu Frankreich zur Schau tragen, könnte unter Umständen geholfen werden: es kann der dortigen öffentlichen Meinung angedeutet werden, daß selbst Arrangements mit der jetzigen französischen Regierung nicht völlig ausgeschlossen seien, durch welche dieser Neigung der Belgier zu Frankreich Befriedigung zu verschaffen wäre. Der baierische Graf Luxburg, der sich bei Kühlwetter befindet,

hat sich durch Geschick und Eifer ausgezeichnet. Er soll künftig zur Besprechung wichtiger Fragen hinzugezogen werden.

Die Meldung trifft ein, daß Amerika seine Vermittelung zwischen uns und der neuen französischen Republik angeboten habe. Man wird diese Vermittelung nicht ablehnen, sie anderer vorziehen, nur ist nicht zu glauben, daß man in Washington gewillt sei, die nothwendigen militärischen Operationen von unsrer Seite zu stören. Der Chef scheint den Amerikanern schon lange gewogen zu sein, und bereits vor einiger Zeit verlautete, er hoffe in Washington zu erlangen, daß man uns gestatte, in amerikanischen Häfen Schiffe auszurüsten, mit denen man die französische Marine schädigen könne — wozu jetzt wohl keine Aussicht mehr ist.

Die allgemeine Lage wird von ihm, wenn ich ihn recht verstehe, folgendermaßen aufgefaßt. Der Friede scheint noch in weiter Ferne zu liegen, da es in Paris an einer Regierung fehlt, welche Dauer verheißt. Ist die Zeit zu Unterhandlungen gekommen, so wird der König seine Verbündeten zu einer Verständigung über das, was unsrerseits zu fordern, einladen. Hauptziel ist und bleibt uns die Sicherung der südwestdeutschen Grenze gegen die von Jahrhunderten her datirende Gefahr einer französischen Invasion. Ein neuer neutraler Zwischenstaat wie Belgien oder die Schweiz ist nichts für uns, da ein solcher bei wieder ausbrechendem Kriege sich unzweifelhaft Frankreich anschließen würde. Metz und Straßburg mit unsern Bedürfnissen entsprechender Umgebung müssen Vorland, Allen gehörig werden. Eine Vertheilung dieses Gebietes an Einzelstaaten empfiehlt sich nicht. Die gemeinsame Kriegführung wird nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Förderung der Einheit Deutschlands in andern Beziehungen bleiben, doch wird Preußen selbstverständlich nach wie vor den freien Willen des Südens achten und selbst den Ver-

dacht einer Pression in jeder Weise vermeiden. Sehr viel wird dabei auf die persönliche Stimmung und die Entschließung des Königs von Baiern ankommen. — Die Erklärung der Republik in Paris hat in Spanien Beifall gefunden, und in Italien ist Gleiches möglich. Die Regierungen der monarchisch regierten Staaten müssen darin eine Gefahr erblicken, welche sie auf Annäherung an einander und festen Zusammenhalt hinweist. Jeder derselben ist gleich bedroht, auch Oesterreich. In Wien sollte man das erkennen. Ist hier von Beust, der in seiner Rancune gegen Deutschland und Rußland mit den Polen, auch den roth republikanischen, kokettirt, nichts zu erwarten, so wird sich vielleicht der Kaiser Franz Joseph einer an sein Ohr gebrachten Aufklärung nicht verschließen. Er wird sich überzeugen lassen, daß das Interesse auch seiner Monarchie der Republik gegenüber, die sehr leicht eine socialistische Gestalt annehmen kann, wirklich und in allem Ernste gefährdet ist. Diese Republik macht Propaganda unter den Nachbarn und würde auch in Deutschland Anhänger gewinnen, wenn man von Seiten der Fürsten den Willen des Volkes, das für große Opfer an Gut und Blut wirksame Sicherung gegen Frankreich und dauernden Frieden fordert, nicht erfüllen wollte.

Heute vor Tische hatte der Prinz Luitpold von Baiern eine Unterredung mit dem Chef, wobei ihm dieser „historische und politische Vorträge gehalten" hat.

Dienstag, den 13. September. Heute früh bekam unser Chef ein Morgenständchen von einem Militärmusikchor der Württemberger, das ihn sehr gefreut haben wird. Aber wenn das die Herren vom Stuttgarter „Beobachter" erfahren! Im Laufe des Vormittags ließ der Kanzler mich sechsmal rufen, und ich machte ebenso viele Artikel für die Presse, darunter zwei für die hiesigen französischen Blätter, welche auch

die Tage vorher Nachrichten von uns bekommen hatten. Ferner wurden Vorkehrungen getroffen, daß General von Blumenthal mit Portrait und Biographie in den befreundeten illustrirten Blättern die ihm gebührende Stelle erhielt. „Die Zeitungen erwähnen ihn, soweit man sieht, gar nicht, obwohl er Generalstabschef des Kronprinzen ist und nächst Moltke bisher die größten Verdienste um die Leitung des Krieges hat“. — — —

Am 14. September früh kurz vor zehn Uhr verließen wir Reims, dessen Kathedrale uns lange über die Ebene nachsah, und begaben uns nach Chateau Thierry. Wir durchschnitten dabei zunächst eine breite Fläche mit Ackerfeldern, die von einem Höhenzuge mit Weinbergen und Dörfern auf den Flanken und Gehölzen auf dem Kamme begrenzt war, und fuhren dann über diesen Hügelrand in wellenförmiges Land hinunter, welches allerlei kleine Kessel und Seitenthälchen zeigte. Im Städtchen Dormans an der Marne, die wir hier zweimal passirten, wurde eine Weile Halt gemacht. Der Fluß ist hier ungefähr noch ein Mal so breit wie die Mosel bei Pont à Mousson und hat klares hellgrünes Wasser. Der Himmel hing voll grauer Wolken, und ein paar Mal wurden wir von heftigen Regenschauern überfallen. Die Fahrt ging immer rechts von der Eisenbahn, die von den weichenden Feinden lahm gelegt worden war, und nicht weit vom Flusse hin. Zur rechten Hand hatten wir Weinberge, zur linken an den Bergwänden meist Laubwald, aus dem zuweilen ein hübsches Schloß heraustrat. Wir berührten drei oder vier Dörfer mit alten Kirchen und malerischen Seitengassen, aus denen kleine Häuser von grauen Quadern erbaut und im Schatten von Weinlaub halb versteckt zu uns herüberschauten. Auch weiterhin Weinberg an Weinberg, hoch und breit, die Rebstöcke sehr niedrig, die Trauben blau. Man

sagte, daß auch sie den Most lieferten, aus dem in Reims und Epernay der Sect bereitet wird.

Die Orte hatten sämmtlich württembergische Einquartierung, die auf dem Wege Infanterie und Kavallerieposten zu unserm Schutze aufgestellt hatte. Es mußte also hier wieder gefährlich sein, obwohl die Bauern, die mit ihren Holzschuhen über die Gassen humpelten oder vor den Häusern standen, ziemlich harmlos aussahen und ihren Physiognomien nach nicht gescheidt genug sein konnten, um böse Tücken gewandt auszuführen. Um deutlicher zu sein, sie hatten recht einfältige Gesichter. Aber vielleicht gab ihnen die Zipfelmütze, die sie größtentheils trugen, dieses verschlafene, blöde Wesen, und wenn sie die Hände fast ohne Ausnahme in den Hosentaschen begraben hatten, so war das möglicherweise nicht apathische Gemächlichkeit, es konnte sein, daß sie die Fäuste drin ballten.

Um fünf Uhr kamen wir in Chateau Thierry an, wo wir an dem Platze vor der Kirche in dem großen Hause eines Herrn Sarimond allesammt bequeme Unterkunft fanden. Der Wirth war nach den Mittheilungen des Ministers, der sich mit ihm unterhalten hatte, ein angenehmer Mann, mit dem sich über Allerlei reden ließ. Chateau Thierry ist ein reizendes Städtchen, das etwas erhöht über dem Ufer der Marne unter den grünüberwachsenen Wallresten einer alten Burg liegt. Es ist großentheils sehr weitläufig gebaut und hat viele Gärten. Nur der Kern der Stadt, eine lange Straße, die an der Kirche vorbeiläuft, und einige auf diese mündende Nebengassen zeigen dicht an einander stehende Häuser. Die alte Kirche ist dem heiligen Schuster und barmherzigen Lederdieb Crispin, französisch Crepin, geweiht, vielleicht ein Hinweis darauf, daß neben der Gerberei, die jetzt hier stark florirt, ehedem auch das Schuhmachergewerbe einen großen Theil der Einwohner nährte.

Der Chef war Abends beim Diner ungewöhnlich heiter und aufgelegt. Später genoß man eine wundervolle Mondnacht auf der Gartenterrasse hinter dem Hofe.

Am nächsten Mittag wurde, nachdem wir im Hotel Nogeant gefrühstückt, nach Meaux aufgebrochen, welches ungefähr 50 Kilometer von Chateau Thierry und nur noch etwa gleichweit von Paris entfernt ist. Auf dem Wege wieder Weinberge von ungeheurer Ausdehnung stundenlang. Wir gingen über die Marne und fuhren durch kleine Gehölze und über Ausläufer der Höhen des linken Thalrandes. Im Dorfe Lusancy wurde auf eine halbe Stunde Halt gemacht. Wir hatten jetzt vor den Wagen zum Theil Pferde aus der Beute von Sedan. Je mehr wir uns Paris näherten, desto häufiger wurden, besonders in den Wäldchen und Baumalleen, die Wachtposten, die hier wieder aus preußischer Infanterie (mit gelben Achselklappen) bestanden, und desto seltener war in den Dörfern etwas von den Bewohnern zu bemerken. Fast nur die Schankwirthe und die betagten Leute schienen zurückgeblieben zu sein. Mädchen und junge Frauen schien es nicht zu geben und Kinder eben so wenig. In Lusancy stand an einer Hausthür, mit Kreide geschrieben: „Pockenkranke“.

Eine Strecke vor dem Städtchen Trillport fuhren wir wieder über die Marne und zwar auf einer Brücke von rothen preußischen Pontons, da sowohl die schöne neue Brücke, über welche die Eisenbahn läuft, als auch die, über welche nicht weit davon die Chaussee führt, von den Franzosen gesprengt war. Von dem Pfeiler neben dem zerstörten Bogen jener hingen die Schienen mit den darauf geklammerten Schwellen traurig auf die im Flußbette liegenden Quadern des Trümmersturzes herab. Bald nachher ging es auf hölzerner Ersatzbrücke wieder über Wasser und ein Stück weiterhin abermals auf einer solchen

über einen Kanal, da auch hier die ursprünglichen Uebergänge unpassirbar gemacht worden waren. Es sah wie ein ziemlich nutzloses Schneiden ins eigne Fleisch aus; denn das Vordringen der Unsern konnte durch solche Zerstörungen, namentlich bei den schmalen Wasserläuften, doch kaum stundenlang aufgehalten werden.

Meaux ist eine Stadt von etwa 12,000 Einwohnern in anmuthiger, baumreicher Gegend. Sie hat schöne schattenreiche Promenaden und große grüne Gärten. Die Straßen im älteren Theile des Ortes sind meist eng und düster. Der Chef wohnt auf der Rue Tronchon in dem stattlichen Hause des Vicomte de la Motte, das hinter sich einen ausgedehnten Garten hat. Ich habe mein Quartier unmittelbar gegenüber bei einem Baron Vaudeuvre, einem alten Herrn, der ausgeflogen ist, und an dessen Schreibtisch ich in aller Bequemlichkeit arbeiten kann. Auch habe ich die Wahl zwischen zwei verschiedenen Schlafzimmern und einem Himmelbett mit seidnen und einem mit leinenen oder baumwollnen Vorhängen. Endlich ist die Aussicht von der Studirstube des Barons, deren Fenster auf einen kleinen Garten mit alten Bäumen und Schlinggewächsen hinausgehen, der Art, daß man bald heimisch wird, und die Bibliothek an der Wand könnte, wenn man zum Zeitvertreib hier wäre, gleichfalls willkommen sein. Sie ist gut gewählt. Ich finde in ihr u. A. Sismondi's Histoire des Français, A. Thierry's sämmtliche Schriften, Cousin's philosophische Essays, Renan's Histoire religieuse, Rossi's Nationalökonomie und andere historische und volkswirthschaftliche Werke. Das Haus hat eine Menge kleine Seitenstübchen, Alkoven, Tapetenthürchen, verborgene Wandschränke, und es wohnt in ihm außer mir niemand als unten im Erdgeschoß die beiden heute aus Berlin angekommenen Schutzmänner, die dem Minister von jetzt an, wenn er ausgeht, in Civil folgen sollen. Ausgeht — wenn er nun aber ausreitet?

Vor Tische heißt es, daß ein Parlamentär aus Paris angekommen sei, und man zeigt mir im Hofe vor dem Hause des Chefs einen schlanken dunkelhaarigen jungen Mann. Das wäre der Besagte. Der Sprache nach schien er ein Engländer zu sein. Beim Diner sind die beiden Grafen York zu Gaste da. Sie geben uns die Erklärung, warum wir in den Dörfern so wenig Menschen angetroffen haben. Im Walde haben sie ganze Schaaren von Bauersleuten gefunden, die, mit einem Theil ihrer Habe, namentlich mit dem Vieh dahingeflüchtet, sehr erfreut gewesen sind, als man sie, die durchgehends ohne Waffen, aufgefordert hat, ohne Furcht und Sorge in ihr Dorf zurückzukehren. „Wenn ich Militär wäre und zu befehlen hätte", sagte der Chef zu diesem Berichte, „so wüßte ich, wie ich's machte. Ich würde dann die, welche geblieben wären, mit aller irgend möglichen Schonung und Rücksicht behandeln. Die aber, welche weggelaufen sind, — deren Häuser und Möbeln würde ich als herrenloses Gut ansehen und darnach verfahren. Und wenn ich sie selber kriegte, würde ich ihnen ihre Kühe wegnehmen und was sie sonst bei sich hätten, unter der Behauptung, sie hätten es gestohlen und sich damit in den Wald versteckt. Es wird übrigens besser werden — wenn sie nur erst gewahr geworden sind, daß die verschiedenen Saucen, mit denen wir kleine Franzosenkinder verspeisen, erlogen sind".

Freitag, den 16. September. Früh prachtvoller, sonnenheller Morgen und tiefblauer Himmel über Bossuets Stadt. Ich übersetzte früh für den König einen Brief, den James Purkinson, ein englischer Prophet an ihn gerichtet hat, und in welchem ihm geweissagt wird, wenn er dem Blutvergießen nicht Einhalt thue, so werde ihn die Rache des Himmels für den „Mord der Dänen" und „das Blut der Söhne Oesterreichs" treffen, mit deren Vollzug der Kaiser Napoleon beauftragt sei. Die Er-

mahnung datirt vom 29. August; drei Tage später hätte sie der Telegraph verhütet. Der zudringliche Hansnarr, der sie geleistet, hätte übrigens wie einige höher gestellte englische Hansnarren, die sich in unsere Angelegenheit mischen, etwas Besseres thun, er hätte sich erinnern können, daß England vor seiner Thüre zu fegen hat, daß wir in einem gerechten Kriege uns nur gegen die schnödeste Anmaßung wehren, und daß wir noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, friedliche Dörfer muthwillig zu verbrennen und Menschen mit Kanonen zu „zerblasen“ wie seine Landsleute in zehnmal weniger gerechten Kriegen.

Der junge schwarzköpfige Gentleman von gestern, der ein Parlamentär sein sollte, und mit dem sich der Chef Abends bei einer Flasche Kirschwasser noch geraume Zeit unterhalten hat, ist Sir Edward Mallet, ein Attaché der englischen Gesandtschaft in Paris. Er hat einen Brief von Lord Lyons überbracht, in welchem angefragt wird, ob der Graf mit Favre über die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandeln wolle. Der Kanzler soll ihm geantwortet haben: „Ueber die Bedingungen eines Friedens, ja, über die eines Waffenstillstandes, nein“.*)

Aus Briefen von Berliner Freunden ersehe ich, daß manchen wohlmeinenden Leuten der Gedanke, das zu behaltende französische Gebiet nicht zu Preußen zu schlagen, nicht in den Kopf will. Ein Schreiben von einem guten Patrioten in Baden fürchtet, daß man das Elsaß und Deutsch-Lothringen Baiern geben könne, und sieht daraus einen neuen Dualismus erwachsen. Er meint in einer Zuschrift an den Chef, „daß allein Preußen die Kraft besitzt, die deutschen Provinzen Frankreichs wieder zu

*) Diese Aeußerung kann er, wenn man die späteren Vorgänge damit vergleicht, nicht wohl gethan haben.

germanisiren, liegt ja auf flacher Hand". Er weist auf „die im Norden allzuwenig beachtete Thatsache hin, daß alle vernünftigen Männer im Süden das Elsaß in Preußens Händen zu sehen wünschen", und erklärt: „Es ist ein grober Irrthum, wenn man im Norden wähnt, den Süden mit Land und Leuten belohnen zu müssen". Woher er das von dem Irrthume hat, weiß ich nicht. Bei uns hegt ihn meines Erachtens Niemand. Ich denke, man meint hier, daß es genügt, wenn der Lohn des Südens in seiner endlichen Sicherstellung gegen die französische Eroberungslust besteht. Andere Gedanken des Briefschreibers könnten unter Umständen richtig sein. Unzweifelhaft richtiger und den obwaltenden Verhältnissen entsprechender ist der von mir früher verzeichnete Gedanke unseres Chefs, jene Provinzen zu Reichsland und damit nicht zu einem Gegenstande des Neides und der Verstimmung der Verbündeten Preußens, sondern zu einem Vereinigungspunkte und Bindemittel des Südens mit dem Norden zu machen. — — —

Man spricht davon, daß der König nicht nach Paris gehen, sondern die weitere Entwickelung der Dinge in Ferrières, der Besitzung Rothschilds, abwarten werde, die etwa auf halbem Wege zwischen Meaux und Paris liegen soll.

Beim Diner ist Fürst Hohenlohe als Gast zugegen. Der Chef ist ebenfalls anwesend, nachdem er vom Essen beim Könige zurückgekehrt ist. Man erfährt, daß der Mittelpunkt der Verwaltung der von unsrer Armee occupirten französischen Provinzen, abgesehen von Elsaß und Lothringen, Reims werden, daß der Großherzog von Mecklenburg als Generalgouverneur an die Spitze der dortigen Oberbehörden treten und daß Hohenlohe unter ihm eine Stelle einnehmen soll.

Im Gespräch sagt der Chef zu seinem Vetter, der über Uebelbefinden klagt: „Wie ich so alt wie Du war (jener zählt

38 Jahre) da war ich noch ganz intact und konnte mir Alles zumuthen, aber in Petersburg, da kriegte ich den ersten Knax".

Jemand lenkte das Gespräch auf die Stadt Paris und die Franzosen neben den Elsassern, und der Chef äußert sich ausführlich über das Thema, wobei er zuletzt zu mir spricht — wohl eine Erlaubniß oder ein Wink, seine Worte oder deren Sinn in die Zeitungen zu bringen. Die Elsasser und Deutsch-Lothringer, so sagte er, lieferten den Franzosen viele tüchtige Leute, vorzüglich für die Armee, wären aber bei ihnen gering geachtet, brächten es selten zu höheren Stellen im Staatsdienste und würden von den Parisern durch allerhand Anekdoten und Karikaturen verspottet. „Das geht übrigens", so fuhr er fort, „andern französischen Provinzialen auch so, wenn auch nicht so schlimm. Frankreich zerfällt gewissermaßen in zwei Nationen: Pariser und Provinziale, und diese sind die freiwilligen Heloten der andern. Es gilt jetzt der Emancipation, der Befreiung Frankreichs von der Herrschaft der Pariser. Wer sich draußen in der Provinz fühlt, wer sich was werden zu können getraut, der siedelt nach Paris über, wird dort in die herrschende Kaste aufgenommen und herrscht dann mit. — Ob wir ihnen nicht den Straffkaiser aufnöthigen? Es ist immer noch möglich; denn die Bauern wollen nicht tyrannisirt sein von Paris. Frankreich ist eine Nation von Nullen, ein Heerde; sie haben Geld und Eleganz, aber keine Individuen, kein individuelles Selbstgefühl — nur in der Masse. Es waren dreißig Millionen gehorsame Kaffern, jeder Einzelne von ihnen ohne Klang und Werth. — — — Es war leicht, aus diesen Person- und Charakterlosen eine schockweise Masse zu bilden, welche die Andern erdrückte, so lange sie noch nicht einig waren".

Abends mehrere Auffätze gemacht. Themata: Die Liebhaber der Republik in Deutschland, die Leute von der Farbe

Jacobys, die socialistischen Demokraten und ihre Verwandten wollen nichts von Abtretungen Frankreichs an uns wissen; denn sie sind in erster Linie Republikaner und dann erst ein wenig Deutsche. Die Sicherstellung Deutschlands durch den Gewinn von Straßburg und Metz ist ihnen als eine Sicherstellung gegen die von ihnen herbeigewünschte Republik, als eine Schwächung der Propaganda für diese Staatsform, als eine Verminderung der Aussichten auf Verbreitung derselben über den Rhein verhaßt. Ihre Partei geht ihnen über ihr Vaterland. Die Bekämpfung Napoleons war ihnen recht, weil er der Gegner ihrer Doctrin war; seit die Republik an seine Stelle getreten ist, sind sie Franzosen an Gesinnung und Neigung. — Rußland hat das Verlangen einer Revision des Vertrags geäußert, der das Ergebniß seiner Niederlagen im Krimkriege war. Die Abänderung gewisser Punkte dieses Tractats, die es im Auge hat, ist eine solche, für welche die Billigkeit spricht. Der Pariser Frieden enthält in Betreff des Schwarzen Meeres Bestimmungen, die ungerecht sind, da die Küsten dieses Gewässers zum großen Theile zu Rußland gehören.

Sonnabend, den 17. September. Früh mit Willisch eine Stunde spazieren gegangen, nach der grünen Marne hinab, wo Weiber an einer großen öffentlichen Waschanstalt mit Schlägeln Hemden und Bettzeug reinigen, nach der alten Brücke, über deren einer Hälfte sich Mühlgebäude von mehreren Stockwerken erheben, und nach der Vorstadt auf dem linken Ufer des Stromes. Am Ende der Rue Cornillon folgt wieder eine Brücke, die aber gesprengt ist. Sie hat über eine Schlucht oder einen tiefen Durchstich geführt, durch welchen ein Kanal geht. Die Störung des Verkehrs, welche die Sprengung veranlaßt hat, ist von unsern Pontonieren bereits insofern wieder beseitigt, als nicht weit von dem Trümmersturz, der den Kanal verschüttet hat, eine Noth-

brücke errichtet ist, über welche einzelne Reiter einer soeben ankommenden Schwadron baierischer Kürassiere einer nach dem andern passiren können.

Auf dem Rückwege begegnen wir einer großen Wagencolonne mit Armeevorräthen, die von der Sprengung bis tief in die Stadt hineinreicht. An einer Ecke finden sich mehrere Anschläge, darunter eine meilenlange Ansprache Victor Hugos an die Deutschen, weinerlich und hochtrabend, empfindsam und pomphaft zugleich, Rührei mit dicken Phrasenrosinen drin — echt französisch. Wofür der komische Mann uns halten muß, wenn er meint, daß unsere Pommern und Ostpreußen mit ihrem gesunden Menschenverstande solch Gequassel mögen können. Ein Blousenmann, der es halb laut neben mir las, sagte zu mir: „C'est bien fait, Monsieur, n'est ce pas"? Ich erwiderte, es thäte mir in der Seele leid, ihm sagen zu müssen, daß es completer Unsinn wäre. — Was er da für ein Gesicht machte!

Wir besuchen die Kirche, die ein schönes altes Gdbäude mit vier Reihen gothischer Säulen ist, welches in dem Kapellengang hinter dem Chor einen in passendem Stil ausgeführten großen Anbau erhalten hat. Zur Seite des Chors, rechter Hand, wenn man durch das Hauptportal hereinkommt, befindet sich ein Marmordenkmal Bossuets, der hier Bischof war und auf der Kanzel dieser Kirche vermuthlich gepredigt hat. Der berühmte Verfasser der vier Artikel der gallikanischen Kirche ist hier sitzend dargestellt.

Bei Tische fehlte der Chef, wie er denn diesen Tag bis gegen Abend nicht sichtbar war. Man hörte dann, er sei zu seinem Sohne Bill geritten, der dritthalb Meilen von Meaux bei seinem Regimente stand. Er hatte ihn wohl und munter gefunden. Dann berichtigte er seine Mittheilungen über die Muth- und Kraftproben des jungen Grafen, die oben verzeichnet sind,

in einigen Punkten. Darnach war Graf Bill während der Attacke bei Mars la Tour etwa fünfzig Schritt vor dem französischen Quarré mit seinem Pferde über einen vor ihm liegenden todten oder verwundeten Gaul gestürzt. „Er schoß eine Lerche", sagte der Chef, „rappelte sich nach einigen Augenblicken wieder auf und führte seinen Braunen im Kugelregen zurück, da er nicht aufsteigen konnte. Er fand dann einen verwundeten Dragoner, setzte ihn auf sein Pferd und gelangte, indem er sich mit diesem gegen das Feuer von der einen Seite deckte, zu seinen Leuten zurück". Das Pferd fiel todt nieder, nachdem Deckung erreicht war.

Heute nach gestriger Information früh und am Nachmittag viel gearbeitet und u. A. folgenden für die Denkart des Kanzlers charakteristischen Gedanken in einem Artikel Gestalt gegeben:

„Die Morgenausgabe der National-Zeitung vom 11. September enthielt einen Aufsatz: ‚Auf Wilhelmshöhe', welcher, indem er, namentlich in seinem ersten Abschnitte, über die rücksichtsvolle Behandlung des Gefangnen von Sedan klagt, einem weitverbreiteten Irrthum huldigt. Die ‚Nemesis' hätte gegen den ‚Mann des zweiten Decembers, den Urheber der Sicherheitsgesetze, den Anstifter des mexikanischen Trauerspiels, den Anzettler dieses greuelvollen Krieges' weniger galant sein sollen. Der Sieger sei ‚allzuritterlich' gewesen. So urtheile das ‚Volksgemüth', dem der Verfasser dann Beifall zu geben scheint. Wir theilen diese Ansicht in keiner Weise. Allerdings ist die öffentliche Meinung nur zu sehr geneigt, politische Verhältnisse und Ereignisse in der Weise von privatrechtlichen und privaten überhaupt aufzufassen und unter Anderm zu verlangen, daß bei Conflicten zwischen Staaten der Sieger sich mit dem Moralcodex in der Hand über den Besiegten zu Gericht setze und ihn für das, was er gegen ihn, wo möglich auch für das, was er gegen Andere begangen, zur Strafe ziehe. Ein

solches Verlangen ist aber völlig ungerechtfertigt; es stellen, heißt die Natur politischer Dinge, unter welche die Begriffe Strafe, Lohn, Rache nicht gehören, gänzlich mißverstehen, ihm entsprechen, hieße das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Versündigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung, dem Lenker der Schlachten, zu überlassen. Sie hat weder die Befugniß noch die Pflicht, das Richteramt zu üben, sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein zu fragen: was ist hierbei der Vortheil meines Landes, wie nehme ich diesen Vortheil am Besten und Fruchtbarsten wahr? Gemüthliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handels. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe.

Indem wir diese Grundsätze auf unsern Fall, auf das Verfahren gegen den besiegten und gefangnen Kaiser der Franzosen anwenden, erlauben wir uns die Frage: wie kämen wir dazu, den zweiten December, die Sicherheitsgesetze, die Vorgänge in Mexiko — wie sehr wir alles das mißbilligen mögen — an ihm zu strafen? Nicht einmal an Rache für den jetzt von ihm heraufbeschwornen Krieg erlaubt uns das Gesetz der Politik zu denken, und gestattete es den Gedanken, so wäre nicht blos an Napoleon, sondern so ziemlich an jedem einzelnen Franzosen, etwa in der von der National-Zeitung erwähnten Blücherschen Weise, Rache zu nehmen; denn ganz Frankreich hat, wie seine fünfunddreißig Millionen Einwohner die mexikanische Expedition guthießen, auch den jetzigen Krieg, und zwar mit dem höchsten Eifer, gewollt. Deutschland hat sich einfach die weitere Frage vorzulegen: was nützt uns unter so bewandten Umständen mehr, ein schlechtbehandelter oder ein gutbehandelter Napoleon? und wir denken, daß die Frage sich nicht schwer beantworten läßt.

Auch 1866 ist es nach diesen Grundsätzen gehalten worden. Könnte man in gewissen Maßregeln dieses Jahres, gewissen im Prager Frieden enthaltenen Bestimmungen Rache für vorhergegangene Beleidigungen, Strafe für die Sünden erblicken, die den Krieg von damals herbeiführten, so wären diejenigen, die unter jenen Maßregeln und Bestimmungen litten, wirklich nicht gerade die gewesen, welche am Meisten die Rache herausgefordert und die schwerste Strafe verdient hätten".

Sonntag, den 18. September. Früh Aufsätze für Berlin, Hagenau und Reims gemacht: Unter Anderm handelte es sich dabei um die Favresche Phrase: „La république c'est la paix". Der Gedankengang war dabei in der Hauptsache folgender. Frankreich hat in den letzten vierzig Jahren immer und unter allen Gestalten der Friede sein wollen und ist immer und unter allen Gestalten das stricte Gegentheil davon gewesen. Vor zwanzig Jahren wollte das Kaiserthum, jetzt will die Republik der Friede sein. 1829 hieß es: die Legitimität ist der Friede, und zu gleicher Zeit kam ein russisch-französisches Bündniß zum Abschluß, welches nur durch die Revolution von 1830 gehindert wurde, seinen Zweck, einen Angriffskrieg gegen Deutschland, zu erfüllen. Daß die „friedliche" Regierung des „Bürgerkönigs" uns 1840 den Rhein nehmen wollte, ist ebenfalls bekannt, und unvergessen ist, daß das zweite Kaiserreich mehr Kriege geführt hat, als unter allen andern Regierungsformen vorgekommen sind. Wir können daraus schließen, was wir von Herrn Favres Versicherung in Betreff seiner Republik zu erwarten haben. Allen solchen Vorspiegelungen hat Deutschland das Wort entgegenzusetzen: La France c'est la guerre! und dieser Ueberzeugung gemäß handeln wir, wenn wir die Abtretung von Metz und Straßburg fordern.

Wenn die Angaben eines Berichts aus Amerika, dem ein Telegramm vorausgeeilt zu sein scheint, nicht eine Täuschung

absichtlicher oder unabsichtlicher Art zur Ursache haben, so wäre ein Attentat auf das Leben des Bundeskanzlers beabsichtigt gewesen oder noch beabsichtigt. Ein durchaus achtbarer, den bessern Ständen angehöriger Mann in Baltimore will in einem dortigen Bierhause gehört haben, wie ein Mensch, den er deutlich beschreiben kann, und welcher der Sprache nach ein Oesterreicher sein müsse, zu einem Andern geäußert habe, er werde, falls ein Krieg ausbreche, Bismarck erschießen. Er habe, so erzählte er weiter, zunächst nicht viel auf diese Aeußerung gegeben. Aber kurz nachher habe er den Burschen an Bord eines Bremer Dampfers, der nach Europa bestimmt gewesen, wieder gesehen, auch habe ihm zweimal geträumt, daß der Bösewicht ein Pistol auf einen Offizier in einem Zelte abzudrücken im Begriff sei, der nach Photographien Bismarck sein müsse. Infolge dessen sind wohl die Schutzmänner herbeordert worden. Die Vorsehung wird aber das Beste thun müssen, wenn die Sache nicht etwa eine pia fraus ist, bestimmt, den Kanzler zu bewegen, überhaupt mehr auf seiner Hut zu sein.

Der Chef ist heute mit beim Frühstück, an dem zwei von den Gardedragonern theilnehmen. Beide haben das eiserne Kreuz. Der Minister küßt den einen und nennt ihn Du. Ich höre, daß er der Leutnant Philipp von Bismarck und ein Brudersohn des Chefs ist. Der andere ist der Adjutant von Dachröden. Der Neffe des Kanzlers, im Frieden beim Kammergericht, macht den Eindruck eines tüchtigen und bescheidenen Menschen. Als der Minister sich freute, daß er das eiserne Kreuz auf den Vorschlag seiner Kameraden bekommen, erwiderte er, er habe es wohl blos der Anciennetät nach. Beim Thee fragte ihn der Chef in Bezug auf den Fürsten von Hohenzollern, der bei seinem Regimente steht: „Ist er denn auch Soldat oder blos Fürst"? Die Antwort lautete günstig. Der Minister erwiderte: „Das ist mir lieb. Mich hat das sehr für ihn eingenommen,

daß er seine Wahl zum Könige von Spanien seinem Commandeur auf dienstlichem Wege angezeigt hat". — Es wurde erwähnt, daß ein bei Sedan in Gefangenschaft gerathener General Ducrot zum Danke dafür, daß man ihm gegen sein Ehrenwort mehr Freiheit als Andern gestattet, auf dem Wege nach Deutschland — ich glaube, es war in Pont à Mousson — schmählicher Weise durchgebrannt sei. Der Chef bemerkte dazu: „Wenn man solche Schurken, die ihr Wort gegeben haben, — Andere, die ausreißen, sind nicht zu tadeln — wiederkriegt, so sollte man sie hängen in ihren rothen Hosen und auf das eine Bein parjure, und auf das andere infame schreiben. Inzwischen muß das in der Presse ins rechte Licht gestellt werden". — — — Als von der grausamen Kriegführung der Franzosen die Rede war, äußerte der Minister: „Zieht man einem solchen Gallier die weiße Haut ab, so hat man einen Turco vor sich".

Nachzutragen: Heute war der württembergische Kriegsminister von Suckow ziemlich lange drüben beim Chef, und es heißt, daß es im Schwabenlande mit der deutschen Sache recht gut stehe. Weniger erfreulich sähe es in Baiern aus, und namentlich wäre der Minister Bray so unnational, als er in Anbetracht der Umstände nur sein könnte.

Nachmittags erschien in meinem Hause ein Herr H., der sich ganz unbefangen mit seinen zwei Koffern unten bei den Schutzleuten einquartierte. Er hatte dann mit dem Chef eine Unterredung, und soll seines Zeichens Kaufmann sein und für den Grafen Pierrefonds reisen.

Montag, den 19. September. Früh besorgte ich für das Militärkabinet einen deutschen Auszug aus einem an den König gerichteten englischen Briefe. Der Verfasser, der von den Plantagenets abstammen will, ist der ehemalige Locomotivführer Weale in Jenley, Pembrokeshire. Er hat offenbar wie jener

Purkinson, der sich vor einigen Tagen mit seinen Prophezeiungen herandrängte, einen Sparren im Kopfe, aber derselbe ist gutartiger Natur. Mit gottseligen Redensarten warnt er in schrecklicher Orthographie auf Grund eines Gespräches zwischen einem Irländer und einem Franzosen, welchem er zugehört haben will, vor den Fallen und Schlingen, die den Preußen in den Wäldern von Meudon, Marly und Bondy gelegt sind. Schließlich segnet er den König, sein Haus und alle seine Unterthanen.

Man hört für gewiß, daß Jules Favre heute um zwölf Uhr hier eintreffen will, um mit dem Chef zu verhandeln. Schönes Wetter hat er dazu. Gegen zehn Uhr kommt der Graf Bismarck-Bohlen vom Kanzler herunter. Es soll sogleich fortgehen, nach Schloß Ferrières, vier oder fünf Stunden Wegs von hier. Ueber Hals oder Kopf wird eingepackt. Mit Mühe verschafft mir Theiß von der Wäscherin mein Zeug wieder. Dann heißt es, Abeken und ich soll mit einem Wagen und einem Diener noch dableiben und später nachkommen. Wir frühstückten zuletzt um elf Uhr mit dem Chef, wobei es einen köstlichen alten weißen Bordeaux gab, den die Besitzerin des Hauses, beiläufig eine Legitimistin, dem Minister verehrt hatte — wie es schien, weil wir ihr und den Ihrigen nichts zu Leide gethan hatten. Die legitimistische Gesinnung der alten Dame hatte der Chef aus dem Luzerner Löwen über seinem Bette geschlossen.





Siebentes Kapitel.

Bismarck und Favre in Haute-Maison. — Zwei Wochen im Schlosse Rothschilds.



Jules Favre ließ am 19. September um zwölf Uhr Mittags noch auf sich warten, und es wurde aufgebrochen. Doch ließ der Minister auf der Mairie einen Brief für Jenen zurück und sagte dem Diener unsrer Vicomtesse, er möge ihn, falls er noch käme, darauf aufmerksam machen. Der Chef und die Räthe waren bei dieser Tour nach dem Landsitze des Pariser Goldonkels zu Pferde und ritten nach einiger Zeit den Wagen voraus, von denen ich das Innere des zweiten allein einnahm. Wir fuhren erst bei der Wohnung des Königs vorbei, die sich in einem schönen schloßartigen Hause an der Promenade befand, und dann aus der Stadt hinaus nach dem Kanal auf dem linken Ufer des Flusses, bis wir auch jenen auf einer Nothbrücke überschritten. Beim Dorfe Mareuil stieg der Weg etwas bergan, und wir gelangten auf eine Art Vorstufe des Höhenzugs, der auf dieser Seite den Kanal und den Strom begleitet, wo man durch wohlcultivirtes Land, Gemüsegärten, Obstbäume und Rebenpflanzungen mit blauen Trauben weiterfuhr.

Hier kam uns zwischen den Dörfern Mareuil und Montry, an einer Stelle, wo die Chaussee unter breitwipfeligen Bäumen stark bergab ging, eine zweispännige Kutsche mit zugeklappter Decke entgegen, in der drei Herren im Civilanzuge und ein preußischer Offizier saßen. Unter den Civilisten befand sich ein ältlicher graubärtiger Herr mit hervortretender Unterlippe. „Das ist Favre", sage ich zum Kanzleidiener Krüger, der hinter mir sitzt, „wo ist der Minister"? — Er war nicht zu sehen, aber wahrscheinlich vor uns und der langen Colonne von Fuhrwerken, welche, zum Theil hoch beladen, uns die Aussicht versperrten. Ich ließ rascher fahren, und nach einer Weile begegnete uns der Chef mit Keudell zurückreitend in einem Dorfe, welches, glaube ich, Chessy hieß, und wo Bauern ein todtes Pferd mit Stroh und Häckerling bedeckt hatten — Stoffen, die man angezündet hatte, und die einen ganz abscheulichen Geruch verbreiteten.

„Favre ist vorbei, Excellenz", sagte ich, „da hinauf".

„Weiß schon", erwiderte er lächelnd und trabte weiter.

Tags nachher erzählte uns Graf Hatzfeld Einiges von der Begegnung des Bundeskanzlers mit dem Pariser Advocaten und Regenten. Der Minister, der Graf und Keudell waren uns eine gute halbe Stunde Wegs voraus gewesen, als Hofrath Taglioni, der sich im Wagenzuge des Königs befand, ihnen gesagt hatte, daß Favre vorbeigefahren sei. Er war eine andere Straße gekommen und hatte die Stelle, wo diese in die unsrige mündete, später als der Chef und seine Begleiter passirt. Der letztere war ungehalten, daß er davon nicht eher benachrichtigt worden. Hatzfeld jagte Favre dann nach und kehrte, als er ihn gefunden, mit ihm um. Nach einer Weile kam ihnen Graf Bismarck-Bohlen entgegengeritten, der es dem mit Keudell noch weit entfernten Minister melden mußte. Endlich sahen

sie denselben bei Montry herankommen. Man wollte hier mit den Franzosen in ein Haus. Sie wurden aber auf das hochliegende Schlößchen Haute-Maison, zehn Minuten Wegs von da, als auf einen geeigneteren Ort aufmerksam gemacht, und so begab man sich dahin.

Hier trafen sie zwei württembergische Dragoner, von denen der eine seinen Karabiner nehmen und vor dem Hause Wache stehen mußte. Auch ein französischer Bauer fand sich vor, der im Gesichte aussah, als ob er eben eine Tracht Prügel bekommen hätte, und den man fragte, ob es hier wohl etwas zu essen und zu trinken gäbe. Während sie noch mit ihm sprachen, trat Favre, der inzwischen mit dem Kanzler hineingegangen war, auf einen Augenblick heraus und hielt seinem Landsmann eine Rede voll Pathos und Hochsinn. Es wären Ueberfälle vorgekommen, das dürfe nicht sein. Er sei kein Spion, sondern Mitglied der neuen Regierung, welche das Wohl des Vaterlandes in die Hand genommen und dessen Würde zu vertreten habe, und er fordere ihn im Namen des Völkerrechts und der Ehre Frankreichs auf, zu wachen, daß man diese Stätte heilig halte. Seine, des Regenten, und ebenso seine, des Bäuerleins, Ehre forderten dieß gebieterisch, und dergleichen schöne Sachen mehr. Der gute dumme Bauernknabe zeigte diesem Wortschwall ein sehr einfältiges Gesicht, er verstand davon offenbar so wenig, als ob es Griechisch gewesen wäre, und machte eine Figur, daß Keudell sagte: „Wenn der uns vor Ueberfall behüten soll, da ist mir der Soldat dort doch viel lieber".

Von andrer Seite erfuhr ich diesen Abend noch, daß Favre von den Herren Rink und Hell, früheren Legationssekretären Benedetti's und von dem Fürsten Biron begleitet gewesen sei, und daß man für ihn im Dorfe beim Schlosse Ferrières Quartier bestellt habe, da er sich weiter mit dem Chef zu besprechen

wünsche. Keudell aber erzählte: „Als der Bundeskanzler aus dem Zimmer, wo er mit jenem verhandelt, wieder heraustrat, fragte er den Dragoner vor der Thür, woher er wäre. — ‚Aus Schwäbisch-Hall‘. — ‚Na, Sie können sich was darauf einbilden, bei der ersten Friedensverhandlung in diesem Kriege Wache gestanden zu haben‘“.

Wir Andern hatten mittlerweile eine Zeit lang in Chessy auf die Rückkunft des Kanzlers gewartet und waren dann, vermuthlich mit dessen Erlaubniß, weitergefahren, bis wir nach ungefähr zwei Stunden Ferrières erreicht hatten. Auf dem Wege passirten wir den Rand der Zone welche die Franzosen um Paris herum geflissentlich verwüstet hatten. Doch war die Zerstörung hier noch mäßig; nur schien die Bevölkerung der Dorfschaften, die wir berührten, von den Mobilgarden zum großen Theil verjagt worden zu sein. Nirgends hörte man meines Wissens einen Hund, dagegen sahen wir in einigen Höfen Hühner umhergehen. An den meisten Thüren, an denen wir vorüber kamen, stand mit Kreide geschrieben: „Korporalschaft N.“ oder „1 Offizier und 2 Pferde“ oder etwas Anderes der Art. In den Dörfern stieß man zuweilen auf städtisch gebaute Häuser, und seitwärts lagen Villen und Schlösser mit Parks, was auf die Nähe der Großstadt deutete. Bei dem einen der Dörfer, durch die wir kamen, lagen viele Hunderte ausgetrunkner Weinflaschen im Graben und auf dem Felde neben der Straße. Ein Regiment hatte hier eine gute Quelle entdeckt und bei ihr Rast gehalten. Von Wachtposten an der Landstraße und andern Vorsichtsmaßregeln, wie man sie vor Chateau Thierry und Meaux getroffen, war hier nichts zu bemerken, was für den Chef, wenn er spät und mit schwacher Begleitung nachkam, bedenklich werden konnte.

Endlich, als es zu dämmern begann, fuhren wir in das

Dorf Ferrières und bald darauf in das daneben gelegene Gut Rothschilds hinein, in dessen Schlosse der König und mit ihm die erste Staffel des Großen Hauptquartiers für längere Zeit Wohnung nahmen. Der Minister sollte in den letzten drei Zimmern im ersten Stock des rechten Flügels Quartier haben, wo er auf die Wiesen, den Teich und den Park des Schlosses hinaussah, das Bureau nahm eine der größeren Stuben des Parterre in Beschlag, und in einer kleineren auf demselben Corridor sollte gespeist werden. Baron Rothschild war ausgeflogen und in Paris und hatte nur einen Bettmeister oder Kastellan, der sich auf das Wichtigthun verstand, sowie drei oder vier dienstbare Geister weiblichen Geschlechts zurückgelassen.

Es war schon dunkel, als der Chef auch eintraf und sich bald nachher mit uns zu Tische setzte. Während wir noch aßen, ließ Favre anfragen, wann er kommen könne, um die Unterhandlungen fortzusetzen, und von halb zehn bis nach elf Uhr hatte er in unserm Bureau mit dem Kanzler eine Conferenz unter vier Augen. Als er wieder ging, sah er — „vielleicht noch Rest einer Mimik, die drinnen rühren gesollt", bemerkt mein Tagebuch — bedrückt, niedergeschlagen, fast verzweifelnd aus. Die Besprechung schien also noch zu keiner Verständigung geführt zu haben; die Herren in Paris mußten erst mürber werden. Im Uebrigen erschien ihr Gesandter und Vertreter als ein ziemlich großer Mann mit grauem Backenbart, der sich um das Kinn zog, etwas jüdischem Gesichtstypus und dicker, hängender Unterlippe.

Beim Diner hatte der Chef, daran anknüpfend, daß der König nach Clayes gefahren war, um einen Angriff von unsrer Seite zu verhüten, u. A. davon gesprochen, daß manche unsrer Generale „die Hingebung des Troupiers stark gemißbraucht, um zu siegen". — — — „Zwar mögen", so

fuhr er fort, „die hartherzigen Bösewichter im Generalstabe Recht haben, wenn sie sagen, falls die fünfmalhunderttausend Mann, die wir jetzt etwa in Frankreich haben, draufgingen, so wäre das eben unser Einsatz beim Spiel, wenn wir nur gewännen. Aber den Stier bei den Hörnern fassen, ist leichte Strategie". — — — „Der 16. bei Metz war ganz in der Ordnung; denn hier mußten sie allerdings auch mit Opfern aufgehalten werden. Die Opferung der Garde am 18. war nicht nöthig. Man hätte bei Saint Privat warten sollen, bis die Sachsen ihren Umgehungsmarsch vollendet hatten". — — —

Während des Essens hatten wir auch eine Probe von der Gastlichkeit und dem Anstandsgefühl des Herrn Baron zu bewundern, dessen Haus der König mit seiner Gegenwart beehrte, und dessen Besitz infolge dessen in jeder Weise geschont wurde. Herr von Rothschild, der hundertfache Millionär und überdieß bis vor Kurzem Generalconsul Preußens in Paris gewesen, ließ uns durch seinen „Regisseur" oder Haushofmeister patzig den Wein verweigern, dessen wir bedurften, wozu ich bemerke, daß derselbe wie jede andere Lieferung bezahlt werden sollte. Vor den Chef citirt, setzte der dreiste Mensch seine Renitenz fort, leugnete erst ganz und gar, überhaupt Wein im Hause zu haben, und gab dann zwar zu, daß er „ein paar hundert Flaschen Petit Bordeaux im Keller habe" — in Wahrheit lagen circa 17,000 darin — erklärte aber, uns davon nichts abtreten zu wollen. Der Minister machte ihm jedoch den Standpunkt in sehr kräftiger Rede klar, hob hervor, was das für eine unartige und filzige Art sei, mit der sein Herr die Ehre erwidere, die ihm der König dadurch erwiesen, daß er bei ihm abgestiegen sei, und fragte, als der vierschrötige Patron Miene machte, sich wieder aufzubäumen, kurz und bündig, ob er wisse, was ein Strohbund sei. Jener

schien das zu ahnen; denn er wurde blaß, sagte aber nichts. Es wurde ihm dann bemerkt, daß ein Strohbund ein Ding sei, auf welches halsstarrige und freche Regisseure so gelegt würden, daß ihre Rückseite oben sei, und das Weitere könne er sich vielleicht vorstellen. — Andern Tags hatten wir, was wir verlangt, und auch später kam meines Wissens keine Klage vor. Der Herr Baron aber erhielt für seinen Wein nicht nur den geforderten Preis, sondern, wie man hörte, obendrein Pfropfengeld, sodaß er an uns noch etwas Anständiges verdiente.

Ob das so geblieben, als wir fort waren, war mir eine Zeit lang zweifelhafter als die Beantwortung der Frage, ob es so hätte bleiben sollen. Deutlicher gesprochen: ich wußte keinen vernünftigen Grund für ein Verhalten aufzufinden, bei dem man den Millionär Rothschild mit Requisitionen, und zwar seinem Vermögen angemessenen Requisitionen, auch dann noch verschont hätte, als man nicht mehr sagen konnte, sie seien für den König und seine Umgebung. In der That wurde später in Versailles erzählt, daß schon am Tage nach unsrer Abreise ein halb Dutzend Requisitionscommandos in Ferrières erschienen sei und eine Menge eß- und trinkbarer Dinge abgeholt habe, und daß selbst die Hirsche im Gehege am Teiche von unsern Soldaten vergnügt aufgegessen worden seien. Zu meiner tiefen Betrübniß aber mußte ich dann aus glaubwürdiger Quelle erfahren, daß dem nicht so war. Jene Erzählungen waren fromme Wünsche, die sich, wie das oft geht, in Mythen verwandelt hatten. Die Ausnahmestellung des Schlosses war bis zum Ende des Krieges in jeder Beziehung gewahrt worden. Um so widerwärtiger fühlte man sich durch die Nachricht berührt, daß Rothschild in der Pariser Gesellschaft, jene Rede unseres Chefs lügenhaft übertreibend, verbreitet haben sollte, die Preußen hätten seinen Regisseur in

Ferrières prügeln wollen, weil die Fasanen, die er ihnen vorgesetzt, nicht getrüffelt gewesen wären.

Am andern Morgen kam der Minister in die mit hübsch geschnitzten Eichenholzmöbeln und einigen kostbaren Porzellanvasen ausgestattete „Chambre de Chasse" des Schlosses, die wir zum Bureau umgewandelt hatten, sah sich das auf dem Mitteltische liegende Jagdbuch an und zeigte mir das Blatt vom 3. November 1856, welches besagt, daß er an diesem Tage mit Galiffet und Andern hier gejagt und zweiundvierzig Stück Wild, vierzehn Hasen, ein Kaninchen und siebenundzwanzig Fasanen geschossen. Jetzt jagte er mit Moltke und Andern ein vornehmeres Wild, den Wolf von Grand Pré, wovon er damals wohl noch nichts ahnte und seine Jagdgenossenschaft sicherlich noch weniger.

Um elf Uhr hatte er die dritte Zusammenkunft mit Favre, nach welcher eine Berathung beim Könige stattfand, bei der auch Moltke und Roon zugegen waren. Das gab, nachdem einige Briefe nach Berlin, Reims und Hagenau geschrieben waren, ein paar Stunden Zeit, mich mit der neuen Wohnstätte bekannt zu machen. Ich benutzte dies zu einer Besichtigung des Schlosses, soweit es uns zugänglich war, sowie zu einem Streifzug durch seine Umgebung, die in einem nach Süden hin gelegenen Park, einem im Norden sich anschließenden Blumengarten, einem etwa vierhundert Schritt westlich vom Schlosse befindlichen Complexe von Ställen und Wirthschaftsgebäuden, denen gegenüber, jenseits der Fahrstraße, eine ausgedehnte Gärtnerei mit Obstpflanzungen, Gemüsebeeten und langgestreckten prächtigen Gewächshäusern liegt, sowie in einem noch vom Parke eingeschlossenen Schweizerhäuschen besteht, welches zur Wohnung für Dienstleute und zugleich zum Waschlokale dient.

Ueber das Schloß will ich kurz sein. Es ist der Form nach ein Viereck, das zwei Stockwerke und an jeder der vier Ecken einen dreistöckigen Thurm mit stumpf zulaufender Bedachung hat. Der Stil ist ein Gemisch aus verschiedenen Schulen der Renaissance, bei denen es zu keiner rechten Gesammtwirkung kommt und das Ganze namentlich nicht so groß aussieht, als es in Wirklichkeit ist. Am Besten nimmt sich noch die südliche Front mit ihrer mit stattlichen Vasen geschmückten Freitreppe aus, die zu einer Terrasse führt, auf welcher Orangen- und Granatbäume in Kübeln stehen. Der Haupteingang ist auf der Nordseite, wo man zunächst in ein Vestibül mit Büsten römischer Kaiser gelangt, die ganz hübsch sind, von denen aber nicht wohl zu begreifen ist, was sie im Hause des Krösus der modernen Judenheit zu suchen haben. Von hier führt ein etwas gedrücktes Treppenhaus, dessen Wände mit Marmor bekleidet sind, in den Hauptsaal des Gebäudes, um den eine von vergoldeten jonischen Säulen getragene Gallerie herumläuft. Die Wand über derselben schmücken Gobelins. Unter den Gemälden des mit allerlei Prunk ausgestatteten Saales befindet sich ein Reiterbild von Velasquez. Auch sonst haftet der Blick unter den prächtigen Sachen auf dem und jenem, was zugleich schön ist. Im Großen und Ganzen aber macht der Raum den Eindruck, als ob der Besitzer weniger an Schönheit und Behagen, als daran gedacht hätte, recht Theueres zusammen zu stellen.

Läßt das Schloß hiernach ziemlich kalt, so verdienen die Garten- und Parkanlagen um dasselbe alles Lob. Das gilt sowohl von den Blumenbeeten vor der nördlichen Façade mit ihren Statuen und Springbrunnen, als, und zwar in noch höherem Grade, von den vorderen Partien des Parkes, der weiterhin zum Walde wird und hier nur von geradlinigen

Fahr- und Reitwegen durchschnitten ist, von welchen einige nach einem großen Vorwerke führen. Jene vorderen Theile zeigen schöne fremdländische Bäume und geschmackvoll zusammengestellte Gruppen von solchen und einheimischen, anmuthigen Wechsel von Wald, Wiese und Wasser und zuweilen überraschende Durchblicke durch Buschwerk und Wipfelkronen. Von dem Schlosse flachen sich Grasplätze, von Kieswegen durchschlängelt, nach einem Teiche mit schwarzen und weißen Schwänen, türkischen Enten und anderm bunten Geflügel ab. Jenseits des Wasserspiegels erhebt sich rechts ein künstlicher Hügel, wo Schlangenpfade durch Strauchwerk und Laub- und Nadelholz nach dem Gipfel führen. Links von dem kleinen See kommt man an ein Gehege mit Hirschen und Rehen, und weiterhin auf dieser Seite murmelt ein Bach zwischen hohen Waldbäumen am Saum einer Lichtung. Auf den Wiesen vor der Freitreppe weiden Schafe und gehen Hühner, denen sich zuweilen Fasanen zugesellen, welche auf den ferner gelegenen Blößen in ganzen Trupps auftreten, und deren der Park vier- bis fünftausend beherbergen soll. Diesen guten Dingen gegenüber verfahren unsre Soldaten, als ob das Alles ungenießbar wäre, und doch haben sie ohne Zweifel eine andere Ansicht und dazu mitunter einen gesunden Hunger.

„Tantalus in Uniform"! sagte ein mythologisch gestimmtes Gemüth, als wir drei von den leckern Vögeln, die auch ohne Sauerkraut à la Rothschild, d. h. in Champagner gekochtes, gut zu essen sind, so nahe an einer seitab aufgestellten Schildwache vorbeiwandeln sahen, daß sie von ihr mit dem Bayonnett aufgespießt werden konnten.

„Ob ein französischer Mobiler das wohl aushielte"? fragte ein andrer Begleiter.

Auf dem Hügel am Teiche suchten und fanden wir, von

Abekens Kunstliebe aufmerksam gemacht, eine Statue, mit welcher der Schloßherr diesen Theil seines Besitzes verzieren zu sollen geglaubt hatte. Sie scheint eine von seinen Nebengottheiten neben Adonai zu sein. Auf den Gipfel der Anhöhe postirt, von röthlichem Thon angefertigt, stellt sie eine Dame vor, die einen Spieß in der Hand und eine Mauerkrone auf dem Kopfe hat und ungefähr anderthalbmal so groß als gewöhnliche Damen ist. Auf dem Piedestal steht — vermuthlich, damit man dem preußischen Generalconsul nicht Unrecht widerfahren lasse und auf den Verdacht gerathe, er habe seinem Park eine Borussia einverleibt — mit großen Buchstaben AVSTRIA. Ich hatte den Gedanken: Es wird wohl ein Denkmal der Dankbarkeit sein, der Baron wird an Oesterreichs Finanznöthen viel verdient haben. Ein Besucher voll ungeregelte Hochgefühle hatte, jene Bezeichnung und Warnung vor Mißverständniß übersehend, der Dame mit Bleistift aufs Hemd geschrieben: „Heil Dir, Germania, Deine Kinder sind einig"! Ein Vetter des Kladderadatsch aber hatte darunter bemerkt: „Det war doch früher nich. Ein Berliner Kind" — eine Glosse, die ihm schnöderweise auch bei einem zweiten dithyrambischen Gefühlsausbruche eingefallen war, mit dem ein andrer Begeisterter den Schild der thönernen Mamsell betiselackt hatte, und der lautete: „Deine Kinder sind auf ewig vereint, Du große Göttin Deutschland"!

Im Schweizerhause herrschte oben in den Stuben eine greuliche Wirthschaft. Die Thüren waren aufgebrochen, die Sachen der hier wohnenden Dienstleute herumgestreut, auf dem Boden lagen Wäschestücke, Weiberröcke, Papier und Bücher — darunter die „Liaisons dangereuses", eine allerliebste Lectüre für Wäscherinnen und Mägde! — in wirrem Durcheinander umher.

Von unsern Entdeckungsreisen zurückgekehrt, erfuhren wir,

daß der Anfangs so anmaßliche Regisseur uns nach näherer Betrachtung nicht mehr als ganz und gar unwillkommene Gäste zu betrachten vermochte. Er fürchtete sich ungemein vor den „francvoleurs“, wie die Franctireurs jetzt vielfach von den Besitzenden auf dem Lande bezeichnet wurden, und diese Furcht hatte ihn unsrer Anwesenheit neben ihrer verdrießlichen Seite auch eine freundliche abgewinnen lassen. Er hatte gegen einen von uns gemeint, daß jene Herren, die mit den Mobilen und den Chasseurs d'Afrique um die Wette überall in der Nachbarschaft geplündert und Verwüstungen angerichtet, bei Clayes in den Landhäusern Alles kurz und klein geschlagen und die Bauern mit dem Säbel in der Hand gezwungen haben, ihre Wohnungen zu verlassen und in die Waldungen zu flüchten, wenn wir nicht in Ferrières wären, leicht auf den Einfall kommen könnten, dem Schlosse einen Besuch abzustatten, und sogar die Möglichkeit hatte sich seinem beklommenen Gemüthe präsentirt, sie könnten es für zweckgemäß halten, es niederzubrennen. Wahrscheinlich infolge dieser Betrachtungen hatte er sich besonnen, daß der Keller des Herrn Baron auch Champagner enthielt, und daß er uns davon eine Anzahl Flaschen zu einem guten Preise abtreten konnte, ohne eine Todsünde zu begehen. Wir fingen, auf Grund dieser Meinungsänderung an, uns heimischer zu fühlen.

Man erfuhr beim Frühstück, daß beim Generalstabe die Nachricht eingelaufen war, Bazaine, der in Metz lückenlos eingeschlossen sein mußte, habe beim Prinzen Friedrich Karl brieflich angefragt, ob die ihm durch ausgewechselte Gefangne zugekommene Kunde von der Niederlage bei Sedan und der Proclamirung der Republik begründet sei, und der Prinz habe ihm dieß ebenfalls brieflich und unter Beilegung von Pariser Zeitungen bejaht.

Abends wurde ich zum Chef hinaufgerufen, der nicht zu Tische erschienen und, wie es hieß, nicht recht wohl war. Eine kleine steinerne Wendeltreppe, die sich ehrerbietig stimmend „Escalier particulier de Monsieur le Baron" nannte, führte mich hinauf in ein sehr elegant ausgestattetes Zimmer, wo der Kanzler im Schlafrock auf dem Sopha saß. Ich sollte telegraphiren, daß die Franzosen am Tage zuvor — wir hatten die Kanonenschüsse gehört, aber gezweifelt, ob es solche gewesen — mit drei Divisionen in südlicher Richtung einen Ausfall gemacht hätten, aber in voller Deroute zurückgeworfen worden wären, wobei sie sieben Geschütze und über zweitausend Mann an Gefangnen verloren hätten.

Mittwoch, den 21. September, wo der Chef sich von seinem Unwohlsein erholt hatte, gab es wieder reichlicher zu thun, doch gehören Inhalt und Zweck der betreffenden Arbeiten zum großen Theil nicht vor die Oeffentlichkeit, wie denn überhaupt manche gute Dinge, die gethan, erlebt oder gehört wurden, sich selbstverständlich der Mittheilung entziehen. Ich sage das ein für alle Mal und lediglich zu dem Zwecke, damit nicht zuweilen der Verdacht entstehe, ich habe den Feldzug mehr als vergnügter Phäake als in dem Bewußtsein mitgemacht, als rechtschaffner „Soldat von der Feder" dienen zu sollen.

Mittheilbar wird jetzt folgende Stelle aus meinem Tagebuche sein:

„Die kaiserliche Emigration in London hat sich ein Organ zur Vertretung ihrer Interessen, ‚La Situation', geschaffen. Die von uns im Osten Frankreichs gegründeten Blätter werden ihr Publikum mit dem Inhalt unter Angabe der Quelle bekannt machen, aber so, daß wir unsere Meinung nicht mit der von jenem identificiren, d. h., es wird damit nicht beabsichtigt, auf Wieder-

einsetzung des Kaisers durch uns vorzubereiten; es gilt nur, Unsicherheit und Uneinigkeit unter den uns ohne Ausnahme feindlichen französischen Parteien zu erhalten, wozu auch die Beibehaltung der kaiserlichen Embleme und Ausfertigungsformulare dienen wird. Napoleon ist uns sonst gleichgültig, die Republik uns einerlei, das Chaos in Frankreich uns bis auf Weiteres nützlich. Die Zukunft der Franzosen geht uns nichts an, sie mögen selbst dafür sorgen, daß sie sich günstig für sie gestaltet. Für uns hat sie nur insofern Bedeutung, als unser Interesse dabei im Spiele ist, welches in der Politik überhaupt der Leitstern sein muß".

Als der Chef ausgegangen ist, und seine Aufgaben besorgt sind, wieder Ausflug in den Park, wo die Fasanen auch heute noch keine blasse Ahnung davon zu haben scheinen, daß es hienieden Jägersleute und Schrotflinten giebt, die ihnen nicht wohlwollen. Bei Tische ist Graf Waldersee aus dem benachbarten Lagny zugegen, wo die zweite Staffel des großen Hauptquartiers untergebracht ist. Er erzählt, daß der Ring von Truppen, der sich seit einigen Tagen um Paris herumzieht, sich nunmehr geschlossen hat, und daß der Kronprinz sich in Versailles befindet. Offiziere, die in Babel an der Seine gefangen gewesen, haben berichtet, die Mobilgarde sei den regulären Soldaten sehr abgeneigt und werfe ihnen vor, sich bei dem letzten Gefecht feig benommen zu haben, ja man habe schon auf einander geschossen. In drei Steinbrüchen ferner habe man geflüchtete Bauern gefunden. In einem Walde soll man auf Mobilgardisten oder Franctireurs gestoßen sein, die man mit Granatschüssen herausgetrieben hätte, und welche dann, da sie Offiziere ermordet, mit Ausnahme eines einzigen, „den man laufen lassen, um die Bestrafung warnend weiter zu erzählen", von den Truppen getödtet worden wären — wahrscheinlich ein Gebilde des in

aufgeregter Zeit blühenden Triebes zum Fabuliren, das immer nach demselben Muster webt, und dem wir schon wiederholt bei der Arbeit begegnet sind. Endlich sollen sich in Sèvres, zwischen Paris und Versailles, die Einwohner preußische Besatzung zum Schutze gegen die Plünderungen und Mißhandlungen erbeten haben, die ihnen von Seiten der Francvoleurs und Moblots widerfahren seien.

Beim Thee erfährt man noch Einiges über die letzte Verhandlung des Kanzlers mit Jules Favre. Es soll Letzterem dabei bemerkt worden sein, daß man ihm die näheren Bedingungen eines Friedens noch nicht mittheilen könne, da sie erst in einer Versammlung der deutschen Nächstbetheiligten festgestellt werden müßten, daß es aber ohne Abtretung von Land nicht abgehen werde, da wir eine bessere Grenze gegen französische Angriffe unumgänglich bedürften. Es habe sich indeß bei der Besprechung weniger um den Frieden und unsere mit demselben in Verbindung stehenden Forderungen gehandelt, als um die Zugeständnisse von Seiten der Franzosen, gegen die wir einen Waffenstillstand bewilligen könnten. Favre habe sich bei der Erwähnung von Landverlust höchst erregt geberdet, Seufzer ausgestoßen, die Augen gen Himmel gewendet und patriotische Thränen vergossen. Der Chef erwartet nicht, daß er wiederkommt. Das ist wohl auch dem Kronprinzen geantwortet, der diesen Morgen — ich schrieb die letzten Sätze am 22. früh — telegraphisch angefragt hat.

Donnerstag, den 22. September Abends. Die Franzosen werden nicht müde, uns der Welt als Barbaren und grausame Wütheriche zu denunciren, und die englische Presse, besonders der uns notorisch von Grund aus feindliche „Standard“, leiht ihnen dazu bereitwillig ihre Mitwirkung. Fast ohne Unterlaß schüttet jenes Blatt die ärgsten Verläumdungen unseres

Verhaltens gegen die französische Bevölkerung und gegen die Gefangnen vor seinen Lesern auf den Tisch', und immer sind's angeblich Augenzeugen oder sonst gut unterrichtete, aus erster Quelle schöpfende Leute, welche diese Lügen oder Verdrehungen und Uebertreibungen des Sachverhalts liefern. So hat in den letzten Tagen der Herzog von Fitz James ein Schaudergemälde von unsern Greuelthaten in Bazeilles geleistet, bei welchem er nur echte Farben verwendet haben will, und so lamentirt ein Herr L., der den bei Sedan gefangen genommenen und gemißhandelten französischen Offizier spielt, in kläglichen Tönen über die unmenschlichen Preußen. Man könnte das vielleicht auf sich beruhen lassen. Aber ein Herzog imponirt auch den uns günstiger Gestimmten über'm Kanal, und bei dreister Verleumdung bleibt immer etwas hängen. Daher geht heute eine Widerlegung dieser schmählichen Nachreden an die uns wohlwollenden Londoner Zeitungen ab. Sie lautet:

„Wie in jedem Kriege, so sind auch in diesem eine große Anzahl von Dörfern niedergebrannt, meist infolge von Artilleriefeuer, deutschem wie französischem. Dabei sind Weiber und Kinder, die sich in Keller geflüchtet und sich nicht rechtzeitig gerettet, in den Flammen umgekommen. Das gilt auch von Bazeilles, welches mit Gewehrfeuer genommen und mehrmals wieder genommen wurde. Der Herzog von Fitz James ist Augenzeuge lediglich in Betreff der Ruinen des Dorfes, die er nach der Schlacht gesehen hat, wie sie tausend Andere mit Bedauern gesehen haben. Alles Uebrige in seinem Bericht stammt aus Erzählungen unglücklicher und erbitterter Leute. In einem Lande, wo schon die Regierung eine unerhörte systematische Fertigkeit im Lügen entwickelt, ist kaum anzunehmen, daß zornige Bauern auf der Brandstätte ihrer Häuser große Neigung zu wahrheitsgemäßem Zeugniß über ihre Feinde haben

werden. Durch amtliche Meldung ist festgestellt, daß die Einwohner von Bazeilles, nicht etwa in Uniform, sondern in Blousen und Hemdsärmeln, aus den Fenstern auf die verwundeten und unverwundeten deutschen Truppen in den Straßen geschossen und die Verwundeten zu ganzen Zimmern voll in den Häusern ermordet haben. Auf gleiche Weise ist constatirt worden, daß Weiber, mit Messern und Flinten bewaffnet, sich der größten Grausamkeiten gegen todtwunde Soldaten schuldig gemacht, daß andere Frauen, gewiß nicht in Nationalgardenuniform, sich in Gemeinschaft mit den männlichen Einwohnern ladend und selbst schießend an dem Gefechte betheiligt haben, und daß sie dabei gleich andern Kämpfern verwundet oder getödtet worden sind. Diese Umstände sind dem Herzog von Fitz James von seinen Gewährsmännern natürlich nicht erzählt worden. Sie würden das Anzünden des Dorfes, selbst wenn es absichtlich geschehen wäre, um den Feind aus der Position darin zu vertreiben, vollständig entschuldigen. Es ist aber nicht einmal die Absichtlichkeit nachweisbar. Daß Frauen und Kinder ins Feuer zurückgetrieben worden wären, ist eine von den niederträchtigen Lügen, mit welchen die Franzosen die Bevölkerung ängstigen und zum Hasse gegen uns aufstacheln. Sie bewirken dadurch die Flucht der Leute, welche in der Regel wenige Tage nach dem Einrücken der Deutschen in ihre Dörfer zurückkehren, ganz erstaunt darüber, daß sie von letzteren besser behandelt werden als von den französischen Truppen. Wo die Angst nicht hinreicht, die Einwohner zur Flucht zu treiben, schickt die Regierung Horden von bewaffneten Blousenmännern, zuweilen durch afrikanische Truppen unterstützt, um die Bauern mit Säbelhieben aus ihren Wohnungen zu jagen und letztere zur Strafe für den Mangel an Patriotismus zu verwüsten.

Was den Brief „eines gefangnen Offiziers“ (Bouillon,

9. September) anlangt, so enthält auch dieser mehr Lüge als Wahrheit. In Betreff der Behandlung der Gefangnen kann Deutschland sich auf 150,000 bessere Zeugen, als dieser anonyme und verlogne Offizier einer ist, berufen, dessen ganzes Schreiben nur der Ausdruck der Rachsucht ist, welche die eitlen und übermüthigen Elemente des französischen Volkes, von denen letzteres sich leider beherrschen und leiten läßt, noch für eine lange Zukunft beseelen wird. Aus diesem Geiste der Rachsucht leuchtet die Gewißheit des neuen Angriffs hervor, dem Deutschland ausgesetzt sein wird, und diese Gewißheit zwingt uns, beim Friedensschlusse keinen andern Gesichtspunkt als den der Befestigung unsrer Grenzen zu verfolgen. Wahr ist in dem Briefe des angeblichen Offiziers, des Herrn L., daß es nach der Uebergabe von Sedan an Lebensmitteln fehlte, aber nicht blos für die Gefangnen, sondern ebenso für die Sieger, welche mit jenen getheilt haben, was sie hatten, so lange sie aber selbst nichts hatten, auch nichts geben konnten. Wenn sich Herr L. darüber beklagt, daß er in Regen und Schmutz habe bivouakiren müssen, so liegt darin der beste Beweis, daß er kein Offizier ist, und daß er den Krieg bis dahin nicht mitgemacht hat. Er ist irgend ein gemietheter Schreiber, der das Zimmer gar nicht verlassen hat, und diese Klage läßt vermuthen, daß die ganze Erzählung des Mannes von seiner Gefangennahme eine Erfindung ist; denn wäre er Offizier im Dienste, so würde er wissen, daß die meisten seiner Kameraden ganz sicher — wenigstens gilt das von den Deutschen – von den etwa vierzig Nächten seit Beginn des Krieges mindestens dreißig unter denselben Umständen zugebracht haben. Wenn es des Nachts regnete, haben sie im Regen, und wenn die Stelle des Bivouaks schmutzig war, haben sie im Schmutze gelegen. Nur jemand, der diesen Feldzug nicht mitgemacht hat,

kann darüber in Ungewißheit sein und sich über ein solches Vorkommniß wundern. Wenn Herr L. sich rühmt, seine lederne Geldtasche behalten zu haben, so ist dieß der klarste Beweis, daß er eben nicht ausgeplündert worden ist. Denn es giebt wohl keinen Soldaten, der nicht, wenn er Geld hat, dasselbe heute wie vor fünfzig und hundert Jahren in einer solchen Tasche auf dem bloßen Leibe trüge, und wenn die deutschen Soldaten das Geld des Herrn L. hätten haben wollen, so wußten sie aus eigner Erfahrung, wo es an ihm zu finden. Die wenigen Deutschen, die in französische Gefangenschaft gerathen sind, wissen davon zu erzählen, wie rasch die Fäuste ihrer Gegner die Uniform des Gefangnen aufreißen und, wenn das Ledertäschchen zu fest sitzt, ohne Rücksicht auf die Haut des Patienten mit Säbel oder Messer hinein schneiden. Die Behauptungen über die Mißhandlungen der Gefangnen bei Sedan erklären wir für dreiste, willkürliche Lügen. Eine große Anzahl der französischen Gefangnen, vielleicht ein Viertel derselben, war viehisch betrunken, da sie in den letzten Stunden vor der Kapitulation alle Wein- und Branntweinvorräthe in der Stadt geplündert hatten. Daß betrunkene Leute schwerer zu handhaben sind, als nüchterne, liegt auf der Hand, aber Mißhandlungen wie die in dem Artikel erzählten sind nach der Disciplin, welche unter den preußischen Truppen herrscht, weder bei Sedan noch sonstwo vorgekommen. Daß diese Disciplin selbst die Bewunderung der französischen Offiziere erregt hat, ist bekannte Thatsache. Den gegnerischen Truppen können wir leider in dieser Beziehung nicht dasselbe gute Zeugniß ausstellen wie in Betreff ihrer Tapferkeit im Feuer. Es ist den französischen Offizieren vielfach nicht gelungen, ihre Untergebnen von der Ermordung Schwerverwundeter, die am Boden lagen, abzuhalten, und zwar ist das nicht nur bei den afrikanischen Truppen der Fall ge-

wesen, selbst wenn einzelne höhere Offiziere die Bedrohten mit Gefahr ihres Lebens gegen die eignen Leute zu vertheidigen versuchten. Die deutschen Gefangnen, welche nach Metz gebracht wurden, sind bekanntlich mit Anspeien, Schlägen und Steinwürfen durch die Straßen geleitet worden, und bei ihrer Entlassung haben afrikanische Truppen ein Spalier gebildet und die Gefangnen mit Stöcken und Peitschen nach Art des alten Spießruthenlaufens durch ihre Glieder getrieben. Diese Vorkommnisse können wir durch amtliche Protokolle nachweisen, welche eine andere Bedeutung haben, als die anonymen Briefe des Herrn L. Aber ist dergleichen denn zu verwundern, wenn die Journale einer Stadt wie Paris, welche jetzt unter dem heuchlerischen Vorwande der Civilisation Schonung verlangt, ohne irgend welchen Widerspruch zu erfahren, dazu auffordern, den Verwundeten, welche man nicht mitnehmen könne, den Schädel zu spalten, oder wenn sie den Rath ertheilen, die Deutschen wie Wölfe zum Dünger der Felder zu benutzen? Die ganze mit dürftiger Kultur überzogene Barbarei der französischen Nation ist in diesem Kriege zu voller Entwickelung gediehen, und wenn der französische Uebermuth früher sagte: Grattez le Russe et vous trouverez le Barbare, so wird niemand, welcher das Verhalten der Russen gegen ihre Feinde im Krimkriege und das der Franzosen im jetzigen zu vergleichen im Stande ist, darüber noch zweifelhaft sein, daß diese Redensart auf die Franzosen zurückfällt".

Ich notire für jetzt und künftig: 1. Man hält in England die Schleifung der französischen Ostfestungen für genügend zu unsrer Sicherung. Aber die Verpflichtung zur Abtragung von Festungswerken auf fremdem Gebiet constituirt ein Servitut, das immer verletzender ist als die Abtretung. 2. Man schließt dort oder will schließen, daß Straßburg sich

so lange gegen uns wehre, beweise die Anhänglichkeit der Einwohner an Frankreich. Aber die Festung Straßburg wird von französischen Truppen, nicht von der deutschen Bürgerschaft vertheidigt, die hartnäckige Vertheidigung ist also kein Ausfluß deutscher Treue.

Als wir eben bei der Suppe saßen, kommt einer von der Hofdienerschaft und meldet, daß der Kronprinz sich für Diner und Nachtquartier habe ansagen lassen, womit er — der Sekretär, Fourier oder was er sonst ist — das Verlangen verbindet, ihm für die fünf Herren in der Begleitung Seiner Königlichen Hoheit das Bureau und den großen Salon oben neben der Wohnstube des Kanzlers einzuräumen. Der Chef antwortet: „Das Bureau, nein, das geht nicht, wegen der Geschäfte". Dann stellt er das Zimmer, wo er sich wäscht, zur Verfügung, will auch Blumenthal oder Eulenburg in sein Schlafgemach nehmen. Den Salon aber brauche er zum Empfang der französischen Unterhändler und wenn Fürsten zu ihm kämen. Der Quartiermacher zog mit einem langen Gesichte ab. Er hatte natürlich ein unbedingtes Ja für selbstverständlich gehalten.

Beim Essen war Graf Lehndorff zugegen, und es gab eine lebhafte Unterhaltung. Als von der Besteckung des alten Fritz vor den Linden mit schwarz-roth-gelben Fahnen die Rede war, mißbilligte der Minister, daß Wurmb die Aufrührung des Streites über die Farben zugelassen habe. — — — „Für mich", sagte er, „ist die Sache abgemacht, seit die norddeutsche Fahne einmal angenommen ist. Sonst ist mir das Farbenspiel ganz einerlei. Meinethalben grün und gelb und Tanzvergnügen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz. Nur will der preußische Troupier nichts von schwarz-roth-gelb wissen" — was ihm, wenn man an die Berliner Märztage und an das Erkennungszeichen der Gegner im Mainfeldzuge von

1866 erinnert, von Billigdenkenden nicht übel genommen werden wird.

Der Chef sprach hierauf davon, daß der Friede noch fern sei, und fügte hinzu: „Wenn sie nach Orleans gehen, so folgen wir ihnen nach, und wenn sie noch weiter gehen, bis an's Meer". Er las alsdann die eingelaufenen Telegramme vor, darunter die Liste der in Paris befindlichen Truppen. „Es sollen zusammen 180,000 Mann sein", sagte er, „es sind aber kaum 60,000 wirkliche Soldaten darunter. Die Mobilgarden und die Nationalgardisten mit ihren Tabatièren sind nicht zu rechnen". — — — Das Gespräch drehte sich hiernach eine Weile um Gegenstände der Tafel, wobei man u. A. hörte, daß Alexander von Humboldt, der ideale Mensch unsrer Demokratie, „ein ungeheurer Esser" gewesen, der bei Hofe „ganze Berge von Hummersalat und anderen schwer verdaulichen Delicatessen auf seinen Teller zusammengehäuft und dann in seinen Magen versenkt" habe. Wir hatten zuletzt Hasenbraten, und der Chef äußerte dabei: „So ein französischer Lampe ist doch eigentlich gar nichts gegen einen pommerschen Hasen, hat keinen Wildgeschmack. Wie anders unser Schmandhase, der sich seinen Wohlgeschmack von Haidekraut und Thymian holt"!

Nach halb elf Uhr ließ er herunterfragen, ob noch jemand beim Thee sei. Man meldete ihm: „Doctor Busch". Er kam, trank ein paar Tassen Thee mit etwas Cognac, den er mit Recht für gesund erklärte, wenn er gut sei, und aß ausnahmsweise einige Bissen kalte Küche. Später nahm er sich eine Flasche voll kalt gewordenen Thee mit, den er als Nachttrunk zu lieben scheint, da ich ihn während des Feldzugs mehrmals am Morgen noch auf seinem Nachttische sah. Er blieb bis nach Mitternacht, und wir waren die erste Zeit allein. Nach

einer Weile fragte er, woher ich gebürtig. Ich erwiderte, aus Dresden. Welche Stadt mir besonders lieb wäre? Wohl meine Geburtsstadt? Ich verneinte das mit einiger Entschiedenheit und sagte, nächst Berlin wäre Leipzig die Stadt, in der mir am Wohlsten wäre. Er erwiderte lächelnd: „So, das hätte ich nicht gedacht; Dresden ist doch eine so schöne Stadt". Ich gab ihm den hauptsächlichsten Grund an, weshalb es mir trotzdem dort nicht gefiele. — — — Er schwieg dazu.

Ich fragte, ob wegen des Kanonen- und Gewehrfeuers, welches man aus den Pariser Straßen her gehört haben wollte, telegraphirt werden sollte. — „Ja", sagte er, „thun Sie das" — „Ueber die Besprechung mit Favre aber wohl nicht"? — „Doch", und dann fuhr er fort: „Haute Maison bei — wie heißt es doch gleich? — Montry, erste, dann in Ferrières denselben Abend zweite, dann andern Mittag dritte Besprechung, aber sowohl wegen Waffenstillstand als wegen Frieden ohne jeden Erfolg. Auch von Seiten anderer französischer Parteien sind Unterhandlungen mit uns eingeleitet worden", worüber er sodann einige Andeutungen gab, aus denen zu schließen war, daß er damit die Kaiserin Eugenie gemeint hatte.

Der Chef lobt den auf dem Tisch stehenden Rothwein aus dem Schloßkeller, von dem er dann ein Glas trinkt. Er schilt darauf wieder auf das ungebührliche Benehmen Rothschilds und meint, der alte Baron hätte mehr Lebensart besessen. Ich spreche von dem Fasanengewimmel im Parke. Ob man da nicht eine Jagd anstellen werde? — „Hm", versetzte er, „es ist zwar verboten, im Park zu schießen; was will man aber machen, wenn ich hinaus gehe und ein paar hole? Arretiren is nich; denn da haben sie niemand, der den Frieden besorgt". — Er kommt später auf Jagd überhaupt zu reden. — „Wenn ich

jetzt mit dem Könige in Letzlingen jage, so ist's der alte Wald unsrer Familie. Burgstall ist uns abgedrückt worden — vor dreihundert Jahren — rein der Jagd wegen. Es gab damals dort wohl noch einmal so viel Wald als jetzt. Zu der Zeit war es nicht viel werth, mit Ausnahme der Jagd. Heutzutage ist es Millionen werth". — — — „Die Entschädigung war unbedeutend — nicht der vierte Theil des Werthes, und jetzt ist's fast ganz zu Wasser geworden", u. s. w.

Ein andrer Gegenstand brachte ihn auf Schützengeschicklichkeit, und er berichtete, wie er als junger Mann ein so gutes Pistol gehabt, daß er damit Papierblätter auf hundert Schritt getroffen und den Enten auf dem Teiche die Köpfe abgeschossen habe.

Wieder ein anderes von ihm oft behandeltes Thema ließ ihn bemerken: „Wenn ich tüchtig arbeiten soll, so muß ich gut gefüttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem Gewerbe".

Die Unterhaltung lenkte — ich weiß nicht mehr, wie — auf die alten Sprachen ab. „Als ich Primaner war", sagte er, „da konnte ich recht gut lateinisch schreiben und sprechen; jetzt sollte es mir schwer fallen, und das Griechische habe ich ganz vergessen. Ich begreife überhaupt nicht, wie man das so eifrig betreiben kann. Es ist wohl blos, weil die Gelehrten nicht im Werthe mindern wollen, was sie selbst mühsam erworben haben". Ich erlaubte mir an die disciplina mentis zu erinnern und bemerkte, die zwanzig oder dreißig Bedeutungen der Partikel ἄν wären doch auch etwas sehr Schönes für den, der sie an den Fingern herzählen könne. Der Chef entgegnete: „Ja, aber das ist im Russischen, wenn man an die disciplina mentis im Griechischen denkt, doch noch

viel schöner. Man könnte statt des Griechischen gleich das Russische einführen; das hätte auch einen unmittelbaren praktischen Nutzen. Da giebt's eine Menge Feinheiten, die bei der Unvollkommenheit der Conjugation aushelfen müssen, und die achtundzwanzig Declinationen, die man früher hatte, waren auch was für's Gedächtniß. Jetzt giebts zwar nur noch drei, aber dafür um so mehr Ausnahmen. Und wie werden die Stämme dabei verwandelt — von manchem Worte bleibt nur ein Buchstabe".

Wir reden von der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage im Bundestage der fünfziger Jahre. Graf Bismarck-Bohlen, der inzwischen dazu gekommen ist, bemerkt, das müsse doch zum Einschlafen gewesen sein. — „Ja", sagt der Chef, „in Frankfurt schliefen sie bei den Verhandlungen mit offnen Augen. Ueberhaupt eine schläfrige, fade Gesellschaft, die nur genießbar wurde, wie ich als der Pfeffer dazu kam. Er erzählte dann eine anmuthige Geschichte von dem damaligen Bundestagsgesandten Graf Rechberg. — — —

Ich frage darauf nach der „berühmten" Cigarrengeschichte. — „Welche meinen Sie"? — „Die, wo Excellenz, als Rechberg Ihnen was vorrauchte, sich auch eine ansteckten". — „Thun wollten Sie sagen. Ja, das war einfach. Ich kam zu ihm, als er arbeitete und dazu rauchte. Er bat mich, einen Augenblick zu verziehen. Ich wartete eine Weile; als es mir aber zu lange wurde, und er mir keine Cigarre anbot, nahm ich mir eine und ersuchte ihn um Feuer, das er mir mit etwas verwundertem Gesicht auch gab. Aber es ist noch eine andere Geschichte der Art zu erzählen. Bei den Sitzungen der Militärcommission hatte, als Rochow Preußen beim Bundestage vertrat, Oesterreich allein geraucht. Rochow hätte es als leidenschaftlicher Raucher gewiß auch gern gethan, getraute sich's

aber nicht. Als ich nun hinkam, gelüstete michs ebenfalls nach einer Cigarre, und da ich nicht einsah, warum nicht, ließ ich mir von der Präsidialmacht Feuer geben, was von ihr und den andern Herren mit Erstaunen und Mißvergnügen bemerkt zu werden schien. Es war offenbar für sie ein Ereigniß. Für dießmal rauchten nun blos Oesterreich und Preußen. Aber die andern Herren hielten das augenscheinlich für so wichtig, daß sie darüber nach Hause berichteten. Die Sache erforderte reifliche Ueberlegung, und es dauerte wohl ein halbes Jahr, daß nur die beiden Großmächte rauchten. Darauf begann auch Schrenkh, der baierische Gesandte, die Würde seiner Stellung durch Rauchen zu wahren. Der Sachse Nostitz hatte gewiß auch große Lust dazu, aber wohl noch keine Erlaubniß von seinem Minister. Als er indeß das nächste Mal sah, daß der Hannoveraner Bothmer sich eine genehmigte, muß er, der eifrig österreichisch war — er hatte dort Söhne in der Armee — sich mit Rechberg verständigt haben; denn er zog jetzt ebenfalls vom Leder und dampfte. Nun waren nur noch der Württemberger und der Darmstädter übrig, und die rauchten überhaupt nicht. Aber die Ehre und die Bedeutung ihrer Staaten erforderten es gebieterisch, und so langte richtig das folgende Mal der Württemberger eine Cigarre heraus — ich sehe ihn noch, es war ein langes, dünnes, hellgelbes Ding — und rauchte sie als Brandopfer für das Vaterland wenigstens halb".

Freitag, den 23. September. Heute Morgen herrliches, nach elf Uhr sehr heißes Wetter. Bevor der Chef aufgestanden, Ausflug in den Park. In einem Gehege links vom Bache ein starkes Rudel weidender Rehe. Weiter draußen eine prachtvolle Volière, in deren geräumigen Drahtkäfigen eine Menge ausländischer Vögel, darunter chinesische, japanesische, neuseeländische, seltene Tauben, Goldfasanen u. dgl., auch eine

Wachtelzucht. Zurückgekehrt, begegnete ich Keudell im Corridor. „Krieg“! ruft er. „Brief von Favre, der alle unsere Forderungen ablehnt“. Wir werden das mit Commentaren in die Presse besorgen und dabei andeuten dürfen, daß der gegenwärtige Bewohner von Schloß Wilhelmshöhe am Ende doch nicht so übel sei, und daß er uns von Vortheil sein könnte.

Nach dem Frühstück bekomme ich eine Anzahl aufgefangner englischer Briefe aus Paris zu etwaiger Benutzung des Inhalts, der meist für Zeitungen bestimmt ist. Es ist indeß für unsre Presse wenig davon von Interesse: Lamentos über die Verwüstung der hübschen Boulevards, über Angriffe des Volkes auf imperialistische Generale, z. B. Vaillant, Mittheilung eines Rundschreibens Jules Favres und Aehnliches.

Bei Tische, wo Taufkirchen, der in Reims angestellt werden soll, und Oberpostdirector Stephan Gäste des Chefs sind, erzählt letzterer, daß die Dörfer weiter nach Paris hin sammt den dortigen Schlössern und Villen alle verlassen und großentheils furchtbar verwüstet sind. In Montmorency, wo sich eine schöne Bibliothek und eine Münz- und Alterthümersammlung befunden haben, seien die Gold- und Silbermünzen gestohlen und nur die kupfernen zurückgeblieben, alles Uebrige zerfetzt, zerschlagen und herumgestreut. Der Chef sagt: „Das ist kein Wunder, wo die Regierung Leute, die sonst nur auf einen Tag weggelaufen und wieder gekommen wären, von den Mobilgarden und Chasseurs d'Afrique mit dem Säbel hat forttreiben und zur Strafe für ihre unpatriotische Seßhaftigkeit ihre Häuser hat verwüsten lassen. Unser Troupier stiehlt keine Münzen und zerreißt keine Bücher. Das haben die Mobilen gethan, die viel Gesindel enthalten. Unser Troupier, der nimmt sich zu essen und zu trinken, wo man ihm nichts giebt und das ist sein Recht, und wenn er beim Suchen darnach eine

Thür oder einen Schrank zusammenschlägt, so ist auch nichts dagegen zu sagen. Wer heißt sie weglaufen"?

Abends auf Befehl des Ministers telegraphirt, daß Toul sich unter denselben Bedingungen ergeben hat wie Sedan.

Sonnabend, den 24. September kam der Minister bei Tische u. A. auf die Prunksachen oben im großen Saale zu sprechen, die er sich erst jetzt angesehen hatte, und unter denen sich, wie man hörte, auch ein Thron oder Tisch befand, welcher einem französischen Marschall oder General in China — oder war's in Kochinchina — unversehens an den Fingern hängen geblieben und dann von ihm an unsern Herrn Baron verkauft worden war — eine Merkwürdigkeit, die ich bei unserm Besuch des Zimmers unbilligerweise nicht beachtet hatte. Das Urtheil des Chefs über diese Luxusentwickelung lautete ungefähr wie das vor ein paar Tagen notirte. „Alles recht theuer, aber wenig schön und noch weniger behaglich". Er fuhr dann fort: „So ein ausgebautes fertiges Besitzthum wie das hier könnte mir keine Befriedigung gewähren. Es wäre von Andern gemacht, nicht von mir. Es ist zwar Manches daran recht schön, aber es fehlt die Freude des Neuschaffens, des Umgestaltens. Auch ist es ganz was Anderes, wenn ich fragen muß: sollst du fünf- oder zehntausend Thaler auf diese oder jene Verbesserung verwenden? als wenn man nicht auf die Mittel zu sehen hat. Immer genug und mehr als genug haben, ist langweilig zuletzt". Wir aßen heute Fasanen (ungetrüffelt), und der Regisseur bethätigte in Betreff des Weines, daß die Erleuchtung und Besserung seines innern Menschen guten Fortgang genommen hatte. Ferner meldete der Oberproviantmeister des mobilen Auswärtigen Amtes, den dasselbe in Graf Bismarck-Bohlen verehrte, daß ein Berliner Wohlthäter dem Chef eine Liebesgabe von vier Flaschen Curaçao gewidmet habe, von dem

dann eine Probe gereicht wurde. „Der Steinhäger aber wird alle“, schloß der Graf seinen Bericht. — Der Kanzler fragte: „Kennst Du (Name unverständlich)“? — „Ja“. — „Nun dann telegraphire ihm doch: Alter Nordhäuser ganz unentbehrlich im Hauptquartier. Zwei Kruken sogleich“. Später waren Gutsverhältnisse, namentlich pommersche, das Thema des Tischgesprächs, wobei der Minister im Hinblick auf die früheren und die jetzigen Zustände der Herrschaft Schmoldin der Rücksichtnahme der Gutsherrn auf die kleinen Leute warm das Wort redete. — — —

Abends wurde wieder einmal in einem Aufsatz unsrer guten Freunde, der französischen Ultramontanen gedacht, die wie im Frieden so jetzt im Kriege nach Kräften gegen die deutsche Sache thätig sind, das Volk gegen uns aufwühlen, in den Zeitungen Lügen über uns verbreiten, sogar die Bauern gegen uns ins Gefecht führen wie bei Beaumont und Bazeilles.

Sonntag, den 25. September. Fast leerer Tag heute. Nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Der Chef war diesen Morgen mit dem König und Anderen in der Kirche und Nachmittags unsichtbar. Vielleicht ist etwas von besonderer Wichtigkeit im Werke. Wir bekommen Briefe aus Berlin, nach welchen die Biscuits, die wir von Reims im Depeschensacke des Feldjägers nach Hause geschickt haben, wohlbehalten angekommen sind und nicht einmal nach Leverströms Thranstiefeln geschmeckt haben, die mit ihnen reisten. Ein zurückkehrender Depeschensack dagegen hat Unglück gehabt: er entwickelt, als Bölsing ihn öffnet, einen starken Portweingeruch, und der Inhalt der zerbrochnen Flasche hat mehrere Acten tiefschamroth darüber werden lassen, daß sie es unterlassen, gegen solche Begleitung von vornherein zu protestiren. Sie haben vermuthlich, als die Flasche ihnen beigepackt wurde, harmlos an eine Sendung rother Tinte

gedacht. Bei Tische lenkte irgend etwas das Gespräch auf die Juden. „Sie haben doch eigentlich keine rechte Heimath", sagte der Chef. „Etwas Allgemein-Europäisches, Kosmopolitisches, sind Nomaden. Ihr Vaterland ist Zion (zu Abeken) Jerusalem. Sonst gehören sie der ganzen Welt an, hängen durch die ganze Welt zusammen. Nur der kleine Jude hat so was wie Heimathsgefühl. Auch giebt es unter diesen gute rechtschaffne Leute. So war da einer bei uns in Pommern (Name nicht zu verstehen), der handelte mit Häuten und ähnlichen Producten. Das muß einmal nicht gegangen sein; denn er wurde bankerott. Da kam er denn zu mir und bat mich, ich sollte ihn schonen und meine Forderung nicht anmelden. Er würde mich schon bezahlen, wenn er könnte, nach und nach. Nach alter Gewohnheit ging ich darauf ein, und er zahlte wirklich. Noch als Bundestagsgesandter in Frankfurt kriegte ich Abzahlungen von ihm, und ich glaube, daß ich, wenn überhaupt was, doch weniger als Andere verloren habe. Solche Juden wird's vielleicht nicht viele mehr geben. Uebrigens haben sie auch ihre Tugenden: Respect vor den Eltern, eheliche Treue und Wohlthätigkeit werden ihnen nachgerühmt". —

Montag, den 26. September. Früh in verschiedener Gedankenfolge für die Presse das Thema behandelt: man behauptet, es könne nicht gestattet sein, Paris mit seinen Sammlungen, Kunstbauten und Denkmälern zu beschießen, es sei das ein Verbrechen gegen die Civilisation. Warum nicht gar? Paris ist eine Festung; daß man darin Kunstschätze aufgehäuft, prächtige Paläste errichtet und anderes Schöne geschaffen hat, alterirt diesen Charakter nicht. Eine Festung ist ein Kriegsapparat, der ohne Rücksicht auf das, was sonst mit ihm verbunden ist, unschädlich gemacht werden muß. Wenn die Franzosen ihre Monumente, ihre Bücher- und Gemäldesammlungen

durch Krieg nicht gefährdet wissen wollten, so durften sie dieselben nur nicht mit Fortificationen umgeben. Uebrigens haben sie sich keinen Augenblick besonnen, Rom zu bombardiren, wo sich doch ganz andere Monumente, solche von unersetzlichem Werthe, befanden. — Dann Artikel über die Kriegslust der französischen Linken vor der Kriegserklärung zur Benutzung für unsere Blätter im Elsaß abgesandt.

Am Diner nahm heute der Leibarzt des Königs D. Lauer Theil. Das Gespräch drehte sich eine Zeit lang um allerlei Culinarisches und Gastronomisches. Man erfuhr dabei, daß das Lieblingsobst des Kanzlers die Kirschen sind, und daß er nächst ihnen „auf die blaue Bauernpflaume große Stücke hält". Die vier Karpfen, welche einen der Gänge bildeten, brachten den Chef auf seine Stellung zur Welt der eßbaren Fische, über die er sich eingehend ausließ. Unter den Flußfischen giebt er den Maränen, nicht mit den Muränen zu verwechseln, und den Forellen den Vorzug, von welchen letzteren er in den Gewässern bei Varzin sehr schöne hat. Von den großen Forellen, die in Frankfurt am Main bei Gastereien eine Rolle spielen, denkt er gering. Sonst mag er die Seefische lieber, und unter diesen zieht er den Dorsch allen andern vor. „Doch ist auch eine gut geräucherte Flunder nicht übel, und selbst den ganz gemeinen Hering möchte ich, wenn er frisch ist, nicht verachtet wissen". Man geht zu dem Kapitel Austern über, wobei der Minister sagt: „Ich habe mir um die Bewohner von Aachen in meinen jungen Jahren ein Verdienst erworben wie Ceres durch Erfindung des Ackerbaues um die Menschheit, nämlich dadurch, daß ich sie lehrte, Austern zu braten". Lauer fragt nach dem Recept, welches ihm darauf mitgetheilt wird. Wenn ich recht verstand, bestreut man die Thiere mit geriebener Semmel und Parmesankäse und bratet sie in ihrer Schale auf einem Kohlen-

feuer. Ich blieb dabei im Stillen bei meinem Glauben: Die Auster und die Kochkunst haben nichts mit einander gemein. Frisch und ohne Zuthat, das ist das einzige Recept. Der Chef redete dann noch Unterschiedliches über Waldbeeren, Bick-, Krons- und Moosbeeren, als genauer Kenner, desgleichen über die große Familie der Pilze, von denen er vorzüglich in Esth- und Finnland viele und sehr gute angetroffen habe, die bei uns unbekannt seien. Er sprach hierauf vom Essen überhaupt und bemerkte scherzhaft: „In unsrer Familie sind lauter starke Esser. Wenn Viele von solcher Capacität im Lande wären, könnte der Staat nicht bestehen. Ich würde auswandern". Ich erinnerte mich dabei, daß auch Friedrich der Große auf diesem Gebiete viel vermocht. Die Unterhaltung wendete sich dann militärischen Dingen zu, und der Minister äußerte u. A., die Ulanen wären doch die beste Reiterei. Die Lanze gäbe dem Manne großes Selbstvertrauen. Man behaupte, sie hindere im Busch; das sei jedoch irrig; im Gegentheil, sie sei ganz gut zum Wegbiegen der Zweige. Er wisse das aus eigner Erfahrung, da er zwar zuerst bei den Jägern, dann aber als Landwehr-Lanzenreiter gedient habe. Die Abschaffung der Lanze bei der ganzen Kavallerie der Landwehr sei ein Mißgriff. Der gekrümmte Säbel nütze, zumal er schlecht geschliffen, nur wenig; viel praktischer sei der gerade Stoßdegen, u. dergl. m.

Nach Tische läuft ein Brief von Favre ein, worin er bittet: erstens, daß der Beginn des Bombardements von Paris vorher angezeigt werde, damit das diplomatische Corps sich entfernen könne, zweitens, daß letzterem der briefliche Verkehr nach Außen gestattet werde. Abeken sagt, als er mit dem Schreiben vom Chef herunterkommt, er werde über Brüssel antworten. „Da kommt der Brief aber spät oder gar nicht an, sondern zu uns zurück", bemerkt Keudell. — „Nun, das schadet ja nichts",

erwidert Abeken. — — — Der König wünscht Zeitungen zu sehen und es soll ihm das Wichtigste angestrichen werden. Der Chef hat ihm die Norddeutsche Allgemeine Zeitung vorgeschlagen, und ich soll das Anstreichen besorgen und die Blätter dann zum Minister hinaufschicken.

Abends noch mehrmals zum Chef hinaufgerufen, um Aufträge zu empfangen, erfahre ich u. A., daß „der Bericht Favres über seine Unterredungen mit dem Kanzler zwar das Bestreben, wahrheitsgetreu zu sein, bekundet, aber nicht ganz genau ist, was unter den obwaltenden Umständen und bei drei Besprechungen nicht Wunder nehmen kann". Namentlich tritt darin die Waffenstillstandsfrage zurück, während sie doch im Vordergrunde gestanden hat. Von Soissons ist nicht die Rede gewesen, sondern von Saargemünd. Favre war zu einer erheblichen Geldentschädigung bereit. Die Waffenstillstandsfrage bewegte sich zwischen der Alternative: Erstens Einräumung eines Theils der Befestigungen von Paris, und zwar eines die Stadt beherrschenden Punktes, an uns und dafür Freigebung des Verkehrs der Pariser mit der Außenwelt; zweitens Verzicht auf jene Einräumung, aber Uebergabe von Straßburg und Toul. Das letztere beanspruchten wir, weil es in den Händen der Franzosen uns die Zufuhr unsrer Bedürfnisse erschwert. Ueber die Abtretung von Gebiet bei einem Friedensschlusse sprach sich der Bundeskanzler zunächst dahin aus, daß er sich über die Grenzen derselben erst erklären könne, wenn sie im Princip angenommen sei. Dann, als Favre wenigstens eine Andeutung über unsere Forderungen in dieser Hinsicht verlangte, wurde ihm bemerkt, daß wir Straßburg, „den Schlüssel zu unserm Hause", und die Departements Ober- und Niederrhein, desgleichen Metz und einen Theil des Mosel-Departements zu unsrer Sicherstellung für die Zukunft bedürften. Der Waffen-

stillstand sollte zum Zweck der Befragung der französischen Volksvertretung abgeschlossen werden. — — —

Nach dem Essen kommt eine große Nachricht an: Rom von den Italienern besetzt, der Papst und die Diplomaten im Vatican zurückgeblieben.

Dienstag, den 27. September. Bölsing zeigt mir im Auftrage des Chefs die von diesem umgeschriebene und kürzer und fester gemachte Antwort auf Favres Brief. Sie besagt ad 1: vorherige Anzeige sei nicht Kriegsgebrauch, ad 2: eine belagerte Festung scheine nicht der geeignete Sitz für Diplomaten; offne Briefe, die nichts Schädliches enthielten, werde man durchlassen können. Man hoffe sich in dieser Auffassung der Dinge mit dem diplomatischen Corps zu begegnen. Dasselbe könne ja nach Tours gehen, wohin sich dem Vernehmen nach auch die französische Regierung zu begeben beabsichtige. Die Antwort ist deutsch abgefaßt, was Bernstorff schon begonnen, Bismarck aber consequenter durchgeführt hat. „Früher", so berichtet Bölsing, „waren die meisten Sekretäre im Auswärtigen Amte Leute von der französischen Colonie, wovon Roland und Delacroix noch übrig sind, und auch von den Räthen wurde fast Alles französisch betrieben. Selbst die Ausgangs- und Eingangsregister wurden so geführt, die Gesandten berichteten gewöhnlich französisch u. s. w." Jetzt wird die Sprache des „schnöden Galliers", wie Graf Bohlen die Franzosen nennt, nur noch ausnahmsweise, z. B. gegen solche Regierungen und Gesandte gebraucht, deren Muttersprache wir nicht geläufig lesen können, die Register aber sind seit Jahren schon deutsch.

Abeken ist heute nicht im Bureau zu sehen, und man hört, daß er einen Schlaganfall gehabt, und daß Lauer gerufen worden ist. Es soll indeß nicht sehr gefährlich sein. Der Chef arbeitet ungewohnterweise schon seit früh acht Uhr. Er hat

wieder einmal nicht schlafen können. Ich bekomme von ihm verschiedene Aufträge, die im Laufe des Vormittags erledigt werden. Es gehen Artikel über das feindselige Betragen der Luxemburger, über die Unterredung des Chefs mit Favre, über England und Amerika ab. Wir bekommen jetzt auch reichlicher Zeitungen. Ferner treffen die Briefe aus Deutschland seit einigen Tagen rascher ein. B. ist von Hagenau weggegangen, weil es ihm unter den dort eingetroffenen Bureaukraten zu eng und unbequem geworden ist. Vorher hat er drei Wochen lang mit vielem Eifer und bekanntem Geschick gearbeitet und erreicht, was unter den schwierigen Verhältnissen erreichbar gewesen ist, und Alles in guten Gang gebracht. Er fühlt sich mit Andern beunruhigt durch die Möglichkeit, daß wir an eine Wiedereinsetzung Napoleons denken, hält sie aber für eine moralische Unmöglichkeit und ist somit geneigt, anzunehmen, daß Andeutungen in der Presse, in denen sie als denkbar erscheint, nur eine Pression auf die provisorische Regierung in Paris im Auge haben.

Beim Diner sind Fürst Radziwill und Knobelsdorff vom Generalstabe anwesend. Als von der Stelle in Favres Bericht über seine Verhandlungen mit dem Chef die Rede ist, wo er geweint haben will, meint der Minister: „Es ist wahr, er sah so aus, und ich versuchte ihn einigermaßen zu trösten. Wie ich mir ihn aber genauer betrachtete — ich glaube ganz bestimmt, daß er nicht eine Thräne herausgebracht hatte. Er dachte vermuthlich mit Schauspielerei auf mich zu wirken, wie die Pariser Advokaten auf ihr Publikum. Ich bin fest überzeugt, daß er auch weiß geschminkt war — besonders das zweite Mal. An diesem Morgen sah er viel grauer aus, um den Angegriffnen und Tiefleidenden vorzustellen. — Es ist auch möglich, daß es ihm wirklich nahe geht, aber er ist kein Politiker, er sollte wissen, daß Gefühlsausbrüche nicht in die Politik

gehören". Nach einem Weilchen fuhr der Minister fort: „Als ich was von Straßburg und Metz fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz von mir wäre. Ich hätte ihm da erzählen können, wie mir einmal — wie heißt er gleich? — der große Kürschner in Berlin sagte. Ich ging mit meiner Frau hin, um nach einem Pelze zu fragen, und da nannte er mir für den, der mir gefiel, einen hohen Preis. Sie scherzen wohl? versetzte ich. Nein, erwiderte er, in's Geschäft nie".

Später wurde ihm der amerikanische General Burnside gemeldet. Er antwortete, jetzt wäre er bei Tische, der Herr General möge die Gefälligkeit haben, wiederzukommen. — „In einer oder zwei Stunden"? — „Ach, meinetwegen in einer halben". Dann fragte er mich: „Sie, Doctor Busch, was war der eigentlich"? Ich sagte ihm, ein sehr achtbarer General im Bürgerkriege, nach Grant und Shermann, wenn man von den Conförderirten absähe, der bedeutendste.

Man sprach dann von der Einnahme Roms und dem Papste im Vatican, und der Chef äußerte über den letzteren u. A.: „Ja, Souverän muß er bleiben. Nur fragt sich's, wie. Man würde mehr für ihn thun können, wenn die Ultramontanen nicht überall so gegen uns aufträten. Ich bin gewohnt, in der Münze wiederzuzahlen, in der man mich bezahlt". — „Ich möchte übrigens wissen, wie unser Harry (von Arnim, der norddeutsche Gesandte beim päpstlichen Stuhle) sich jetzt befinden und fühlen mag. Wahrscheinlich heute früh so, Abends so, und morgen früh wieder anders — wie seine Berichte. Der wäre eigentlich ein zu vornehmer Gesandter für einen kleinen Souverän. Er ist aber nicht blos der Fürst des Kirchenstaates, sondern das Haupt der katholischen Kirche". — — —

Nach dem Essen, als wir eben mit dem Kaffee fertig waren, kam Burnside mit noch einem älteren Herrn, der ein rothes

Wollenhemd und einen Papierkragen trug, wieder. Der General, ein ziemlich großer, wohlbeleibter Mann mit dicken, buschigen Augenbrauen und auffallend hübschen weißen Zähnen, konnte mit seinem abgezirkelten, kurz gehaltenen Wilhelmsbarte für einen ältlichen preußischen Major in Civil gelten. Der Chef setzte sich mit ihm auf das Sopha links vom Fenster im Speisezimmer und unterhielt sich auf Englisch lebhaft mit ihm bei einem Glase Kirschwasser, das später ergänzt wurde. Fürst Radziwill sprach unterdessen mit dem Andern. Nachdem der Minister seinem Besuche bemerkt, daß er etwas spät zu unsrer Campagne käme, und dieser das erklärt hatte, setzte er ihm auseinander, daß wir im Juli nicht im Entferntesten den Krieg gewollt und, als wir mit der Kriegserklärung überrascht worden, nicht an Eroberungen gedacht hätten — weder der König noch das Volk. Unsere Armee sei vortrefflich für Vertheidigungskriege, aber zur Ausführung von Eroberungsplänen schwer zu verwenden; denn das Heer sei das Volk, und das Volk sei nicht ruhmbegierig, es brauche und wolle den Frieden. Eben deshalb aber verlange die Volksstimme, die Presse jetzt eine bessere Grenze; um der Erhaltung des Friedens willen müßten wir nunmehr einem ehr- und eroberungssüchtigen Volke gegenüber auf Sicherheiten für die Zukunft bedacht sein, und die fänden wir nur in einer Defensivstellung, die besser wäre, als die bisherige. Burnside schien das einzusehen und lobte höchlich unsere vortreffliche Organisation und die tapferen Thaten unserer Truppen. — — —

Ich hatte Abends nach neun Uhr eben im Auftrage des Chefs telegraphirt, daß die Mobilgarden stark desertiren, und daß man schon eine Anzahl derselben dafür füsilirt, als Krüger, während wir beim Thee sitzen, die Meldung bringt, daß Straßburg über ist. Keudell fragt, woher er das wisse. — Eben sei Bronsart beim Chef erschienen, um es zu

verkündigen, und dann sagt uns Krausnick, daß auch Podbielski mit der Nachricht gekommen. Bronsart tritt später selbst in das Bureau, um zu erzählen, daß ein Telegramm, welches die Kapitulation melde, eingelaufen sei, und setzt hinzu, der Kanzler habe geäußert, wenn er jünger wäre, so tränke er auf die gute Botschaft eine Flasche Sekt, so aber müßte er's bleiben lassen; denn sonst könnte er nicht schlafen.

Mittwoch, den 28. September. Der König hatte alles Jagen und Schießen im Park untersagen lassen. Heute früh fuhr er zu einer großen Truppenbesichtigung in die Cantonnements bei Paris. Um zwölf Uhr wollte ich mich zu einer Anfrage beim Minister melden lassen. Im Vorzimmer sagte man mir aber, er sei nicht zu Hause. — „Wohl ausgeritten"? — „Nein, die Herren sind ein bischen Fasanen schießen. Engel sollte nachkommen". — „Haben sie denn Gewehre mitgenommen"? — „Nein, die hat Podbielski vorausgeschickt". Der Chef war schon um zwei Uhr wieder da, er, Moltke und Podbielski hatten nicht im Parke, sondern in den Wäldern im Norden und Nordosten desselben gejagt, aber, wie es hieß, wenig Glück dabei gehabt. Abeken war wieder wohler und erschien sogar im Bureau, aber noch nicht wieder beim Essen.

Während der Minister fort war, frühstückte ein ältlicher Franzose in grauem Rock und grauem Butterglockenhute, mit schneeweißen Haaren, starkgebogner Nase und grauem Schnurr- und Kinnbarte mit uns. Es war, wie man später erfuhr, der nach dem Kriege in den Zeitungen vielbesprochene Reynier, der um das Ende des September — wie es schien, halb und halb auf eigne Hand — zwischen der Kaiserin Eugenie und Bazaine den Vermittler spielte und jetzt bei dem Kanzler eine Audienz haben wollte. Auch Burnside fragte diesen Tag telegraphisch an, ob er demselben wieder seine Aufwartung

machen könne und zu welcher Stunde. Er schien ebenfalls als Vertrauensperson zu kommen und vermitteln zu wollen. Ich antwortete ihm im Auftrage des Chefs: „The Chancellor will be happy to receive you this evening at any hour you please“.

Beim Diner, wo Graf Lehndorff, der Landrath Graf Fürstenstein in der Uniform eines hellblauen Dragoners mit gelbem Kragen und ein Herr von Katt mit uns speisten, von welchen die beiden Letzteren Präfecten in eroberten französischen Gebieten werden sollten, erzählte der Chef zunächst, daß die Jagd von heute früh keinen befriedigenden Verlauf gehabt habe und zwar wahrscheinlich infolge zu schwacher Patronen. Er hatte nur einen Fasan erlegt und drei oder vier zwar angeschossen, dann aber nicht gefunden. Früher sei es ihm hier besser ergangen, wenigstens mit den Fasanen. Mit anderm Wilde sei das allerdings nicht der Fall gewesen; dagegen habe er bei Dietze in der Magdeburger Gegend einmal in fünf bis sechs Stunden hundertundsechzig Hasen geschossen. Er war nach dem heutigen Jagen bei Moltke gewesen, wo sie ein neues Getränk, eine Art Punsch aus Champagner, heißen Thee und Sherry, probirt hatten, welches, wenn ich recht hörte, eine Erfindung des großen Generals und Schlachtendenkers war.

Auf die Mittheilungen hierüber folgten ernstere Gespräche. Zunächst beklagte der Kanzler sich, daß Voigts-Rhetz die tapfere Attacke der beiden Dragonerregimenter der Garde bei Mars la Tour, die er doch veranlaßt, und die das zehnte Armeecorps gerettet, in seinem Berichte mit keinem Worte erwähnt habe. „Sie war nothwendig — ich gebe das zu — aber dann hätte er sie doch nicht verschweigen sollen“. Dann ging er zu einer längeren Rede über, die in Betreff des Bildes, mit dem sie begann, durch einen Fettfleck auf dem Tafeltuche beeinflußt war, und die zuletzt den Charakter eines Zwiegesprächs zwischen dem

Minister und Katt annahm. Nachdem jener bemerkt, daß das Gefühl, daß es schön sei, für Vaterland und Ehre auch ohne Anerkennung zu sterben, im Volke immer weiter um sich greife, fuhr er fort: „Der Unteroffizier hat ja doch im Ganzen dieselbe Ansicht und dasselbe Pflichtgefühl wie der Leutnant und der Oberst — bei uns Deutschen. Das geht bei uns überhaupt sehr tief in alle Schichten der Nation". — „Die Franzosen sind eine leicht unter einen Hut zu bringende Masse, die dann sehr mächtig wirkt. Bei uns hat Jeder seine eigene Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen. Wenn sie sie alle hätten, wären sie allmächtig". — „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln todtschießen läßt (er meinte damit wohl, ohne an Lohn und Ehre für seine Standhaftigkeit auf dem ihm zugewiesenen Posten zu denken, ohne Furcht und ohne Hoffnung) haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht". — „Glauben Sie, Excellenz, daß sie darüber nachdenken"? fragte Fürstenstein. — „Nachdenken — nein, es ist ein Gefühl, eine Stimmung, ein Instinct meinetwegen. Wenn sie nachdenken, kommen sie darüber hinweg. Dann reden sie sich's aus". — — — „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, — das Seine thun und Jedem das Seine lassen, begreife ich nicht". — — — „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug". — — — „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegen=

heiten und Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen*).

*) Man vergleiche hiermit die Rede, die Herr von Bismarck am 15. Juni, 1847 im Vereinigten Landtage hielt. Es heißt darin: „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staats so alt sei, wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämmtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, auf religiöser Grundlage sich bewegen muß. Für mich sind die Worte von ‚Gottes Gnaden‘, welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Scepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christenthums zu verwirklichen. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staates überhaupt an, so kann, glaube ich, diese Grundlage nur das Christenthum sein. Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg Aller gegen Alle übrig, einen Begriff, den die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich in den Köpfen derjenigen, welche gerade an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen, z. B. der Communisten über die Immoralität des Eigenthums, über den hohen sittlichen Werth des Diebstahls als eines Versuchs, die angebornen Rechte der Menschen wieder herzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie dazu die Kraft in sich fühlen, ist mir nicht klar. Denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten, ja als die erste Blüthe der Humanität angesehn. Deshalb, meine Herren, schmälern wir dem Volke nicht sein Christenthum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nöthig sei, nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsre Gesetzgebung aus der Quelle des Christenthums schöpfe, und daß der Staat die Realisirung des Christenthums bezweckt, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchen ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin“.

Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht". — — — „Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. — — — Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfniß, diesen Glauben zu bekennen". — Katt meinte, aber die Alten, die Griechen hätten doch auch Selbstverleugnung und Hingebung gezeigt, sie hätten Vaterlandsliebe besessen und Großes gethan mit ihr. Er sei überzeugt, daß viele Leute jetzt Gleiches thäten aus Staatsgefühl, aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. — Der Chef erwiderte, diese Selbstverleugnung und Hingebung an die Pflicht gegen den Staat und den König sei bei uns eben nur der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, „unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glaube und doch Glaube". — — — „Wie gerne ginge ich. Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur". — — — „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut". — — —

Nach dem Essen war der Großherzog von Weimar oben beim Bundeskanzler, dann Reynier und zuletzt Burnside mit seinem Begleiter vom vorhergehenden Tage.

Donnerstag, den 29. September. Früh Artikel gemacht über die Thorheit deutscher Zeitungen, vor der Beanspruchung von Metz und Umgegend deshalb zu warnen, weil man dort französisch spreche, sowie über Ducrots mit nichts zu entschuldigendes Entwischen auf dem Transport nach Deutschland. Der zweite Aufsatz geht auch nach England.

In den Zeitungen findet sich ein Bericht über die Stimmung in Baiern, der aus zuverlässiger Quelle geschöpft zu sein scheint, und dessen Inhalt wir uns darum in seinen wesentlichen Punkten notiren wollen. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind großentheils gut, nur einige davon könnte man sich besser wünschen. Der deutsche Gedanke hat durch den Krieg augenscheinlich an Stärke und Verbreitung gewonnen, aber auch das spezifisch baierische Selbstgefühl hat sich gesteigert. Die Betheiligung der Armee an den Siegen des deutschen Heeres bei Wörth und Sedan, sowie die erheblichen Verluste derselben haben nicht verfehlt, die Begeisterung für den Krieg mit Frankreich durch alle Schichten des Volkes zu verbreiten und dasselbe mit Stolz auf die Leistungen seiner Söhne zu erfüllen. Man ist überzeugt, daß der König den Sieg der deutschen Waffen erhofft und mit allen Anstrengungen zur Erreichung dieses Ziels einverstanden ist. Seine nächste Umgebung ist gut gesinnt. Nicht von allen seinen Ministern läßt sich Dasselbe rühmen. Dem Kriegsminister ist es ohne Zweifel ernstlich um einen glücklichen Ausgang des Krieges zu thun, und er leistet dafür sein Möglichstes. Man kann sich in dieser Hinsicht auf ihn verlassen und annehmen, daß er auch bei den Friedensbedingungen auf der rechten Seite stehen wird. — — —

In Betreff einer etwaigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, die sich aus der Waffengemeinschaft während des Kriegs im Sinne eines dauernden engern Zusammenschlusses

auch im Frieden entwickeln könnte, ist aus dem auch in dieser Hinsicht sehr zuversichtlichen Tone der Presse kein Schluß zu ziehen. — — — Manche einflußreiche Persönlichkeiten sehen die tüchtige Mitwirkung der Baiern bei den deutschen Siegen weniger als den Weg zu größerer Einigung Deutschlands, als im Lichte einer Probe der Kraft Baierns und einer Befestigung seiner vollen Selbständigkeit an. Die nicht ultramontanen Particularisten nehmen ungefähr denselben Standpunkt ein. Sie sind erfreut über unsere Erfolge und stolz auf den Antheil, den Baiern daran hat. Sie bewundern die preußische Kriegführung und wollen wie wir Sicherstellung Deutschlands gegen fernere Angriffe von Westen her. Von einem Anschluß Baierns an den Norddeutschen Bund, wie er jetzt gestaltet ist, mögen sie nichts wissen. In diesen Kreisen wird auch über die Vertheilung der eroberten französischen Gebietstheile vielfach gesprochen. Gern würden sie das Elsaß mit Baden vereinigt sehen, vorausgesetzt, daß dafür die badische Pfalz an Baiern abgetreten würde. Bedenken erregt den Einsichtigen, daß Baden und vermuthlich auch Württemberg nach dem Frieden die Vereinigung mit dem zum Bundesstaat organisirten Norden verlangen werden. Die Ultramontanen sind noch die Alten, obgleich sie ihre Gedanken nicht laut werden lassen. Zum Glück haben sie alles Vertrauen auf Oesterreich verloren, so daß es ihnen an einer Stütze mangelt, während andrerseits die Baiern, welche im Felde stehen, eine ganz andere Meinung von den Preußen gewonnen haben, als sie vor dem Kriege hatten. Dieselben sind des höchsten Lobes voll über die Kameraden aus dem Norden und zwar nicht blos wegen deren militärischen Eigenschaften und Leistungen, sondern auch wegen ihrer Bereitwilligkeit, mit ihren Vorräthen auszuhelfen, wenn sie damit früher oder reichlicher

versehen worden als die Baiern. Mehr als einer hat nach Hause geschrieben, daß ihre Geistlichen sie in Bezug auf die Preußen angelogen. Es sei nicht wahr, daß diese alle lutherisch seien. Viele seien Katholiken, und man habe sogar Feldpatres bei ihnen gesehen. Da die Offiziere ähnlich denken, so wird die zurückkehrende Armee eine wirksame Propaganda gegen den Ultramontanismus und wohl auch gegen den extremen Particularismus abgeben. Daß die Nationalgesinnten in Baiern sich mehr wie je fühlen, ist begreiflich. Sie würden auch thun, was sie vermöchten. Nur haben sie in der zweiten Kammer nicht die Mehrheit und in der ersten kaum zwei oder drei Gesinnungsgenossen.

Bei Tische, wo Graf Bork, Besitzer großer Güter in Pommern, in Militäruniform gekleidet, und der Fähndrich von Arnim-Kröchlendorf, Kürassier, Neffe des Chefs, mit uns essen, giebt es wenig, was des Merkens und Aufzeichnens werth wäre. Man spricht vom Großherzog von Weimar und Aehnlichem. — — — Dann erzählt der Minister, man habe ihn gefragt, wie man es mit den in Straßburg zu Gefangnen gemachten Mobilgarden halten solle. „Doch wohl nach Hause schicken? — meinte man. — Bewahre Gott, nach Oberschlesien, sagte ich".

Freitag, den 30. September. Wieder einen Brief von B. in B. erhalten, der fortfährt, sein Talent und seinen Einfluß in der Presse im Sinne des Kanzlers geltend zu machen. Ihn in der Antwort gebeten, gegen den Unfug aufzutreten, daß deutsche Journalisten schon jetzt, wo wir noch im Kriege und kaum aus dem Gröbsten fertig, schon mit Eifer der Mäßigung das Wort reden. Die Herren brächten schon ihre Rathschläge zu Markte, wie weit man deutscherseits in seinen Ansprüchen

gehen könne und dürfe, und plaidirten so zu Gunsten Frankreichs, während sie doch viel klüger thäten, hohe Forderungen zu stellen. „Damit man", sagte der Minister, als er sich hierüber beklagte, „wenigstens was Ordentliches bekommt, wenn auch nicht alles, was man fordert. Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen".

Oben ist heute Galatafel: sie feiern, wie man hört, den Geburtstag der Königin. Man will aus der Gegend von Paris her wieder Schüsse gehört haben, und Abends läßt der Chef mich das mit dem Zusatz telegraphiren, es habe ein Ausfall stattgefunden, und die Franzosen seien mit starkem Verlust und in wilder Flucht in die Stadt zurückgetrieben worden.

Sonnabend, den 1. October. Zwei Artikel gemacht, einen für Berlin und den andern für Hannover. Beim Frühstück ist der Berner Professor der Nationalökonomie D. Jannasch mit einem Begleiter zugegen. Die Herren sind unter allerhand Mühseligkeiten und Strapazen hierher gelangt. — — — Bei Tische, wo der Minister fehlte, hatten wir Graf Waldersee als Gast. Derselbe will Paris als ein Sodom, welches die Welt vergiftet, gründlich gezüchtigt wissen.

Sonntag, den 2. October. Graf Bill besucht seinen Vater. Früh ein Telegramm, Abends zwei Artikel abgesandt. — — — Sonst von heute nichts zu notiren.

Doch! Beim Thee erzählt Hatzfeld, daß er das benachbarte, auf dem Wege nach Lagny gelegene Schloß Guermant besucht, und daß ihm dessen Besitzer, ein Marquis Colosan oder d'Olossan, ein behaglicher rundbäuchiger Herr, seine Noth über seine Einquartierung geklagt habe. Die Preußen seien charmante Leute, aber die Württemberger wären doch gar zu familiär. Sie hätten ihm gleich beim Eintreten ins Haus auf den

Bauch geklopft und gesagt: „Schöner Bauch“! Auch wären sie sehr anspruchsvoll. Er habe ihnen viertausend Flaschen Bordeaux zur Verfügung gestellt und die Kellerschlüssel stecken lassen; und doch suchten sie immer noch mehr, was versteckt sein solle. Dann hätte er ihnen von den drei Wagen in seiner Remise zwei zum Gebrauch überlassen und für sich nur einen ganz kleinen behalten wollen, den er wegen seiner Schwerfälligkeit dringend bedürfe. Aber selbst mit dem seien sie ihm den Tag über fortgefahren, und als er sich darüber beschwert, habe man ihm lachend gesagt, ja, das wäre so im Kriege.

Das giebt jemand Anlaß zu der Aeußerung, daß der kleine Mann verhältnißmäßig mehr zu leiden habe als die Vornehmen und Reichen. Der Chef bemerkt dazu, indem er an die Aeußerung erinnert, die Sheridan in Reims gethan, das könne nichts schaden; denn es gäbe mehr kleine Leute als Wohlhabende, und wir hätten den Zweck des Kriegs, welcher ein vortheilhafter Friede sei, im Auge zu behalten. Je mehr Franzosen es schlecht ginge, desto mehr würden sich nach dem Frieden sehnen, gleichviel, welche Bedingungen wir stellten. „Und ihre heimtückischen Franctireurs“, fuhr er fort, „die jetzt friedlich in ihren Blousen da stehen, die Hände in den Taschen und im nächsten Moment, wenn unsere Soldaten vorbei sind, die Flinten aus dem Straßengraben nehmen und auf sie feuern — es wird noch dahin kommen, daß wir jeden männlichen Einwohner todtschießen. Es wäre das eigentlich nicht schlimmer als in der Schlacht, wo sie einander auf zweitausend Schritt umbringen und sich folglich auch nicht von Angesicht kennen“.

Die Rede wendete sich dann nach Rußland und kam über die dortige communistische Landvertheilung bei den Dorfgemeinden und über die kleinen Adelsfamilien, „die ihre Ersparnisse in

Bauernkäufen angelegt und die Zinsen davon in Gestalt von Obrok aus den Leuten herausgepreßt", auf den unglaublichen Reichthum mancher alten Bojarengeschlechter. Der Chef führte mehrere Beispiele an und erzählte ausführlich von den Jussupows, deren Vermögen, obwohl mehrmals zur Strafe für Verschwörungen halb confiscirt, noch immer weit größer als das der meisten deutschen Fürsten sei und „es ohne die Sache zu merken ertragen habe, daß zwei Leibeigene, Vater und Sohn, die nach einander als Verwalter fungirt, ihm während ihrer Dienstzeit drei Millionen abgezapft hätten". Der Palast des Fürsten in Petersburg enthalte ein großes Theater, einen Ballsaal im Stile des Weißen Saals im Berliner Schlosse und prächtige Räume, in denen drei- bis vierhundert Personen bequem speisen könnten. „Der alte Jussupow hielt vor vierzig Jahren jeden Tag offne Tafel. Ein armer alter abgedankter Offizier hatte mehrere Jahre fast täglich bei ihm gegessen, ohne daß man gewußt, wer er sei. Erst als er einmal längere Zeit ausblieb, erkundigte man sich nach ihm auf der Polizei und erfuhr hier Namen und Stand des langjährigen Gastes".

Der 5. October war für mich, wenn ich vom Tagebuch absehe, ein dies sine linea, da der Minister vor und nach Tische unsichtbar war. Beim Essen, an welchem der Hofmarschall Perponcher und ein Herr von Thadden, der zum Mitglied der Verwaltung in Reims bestimmt war, theilnahmen, erzählte der Chef mehrere hübsche Anekdoten vom alten Rothschild in Frankfurt. Der habe einmal in seiner Gegenwart mit einem Getreidehändler über einen Weizenverkauf gesprochen. „Dabei sagte der Händler zu ihm, als reicher Mann habe er doch nicht nöthig, den Preis des Weizens so hoch zu stellen. — Was, reicher Mann? erwiderte der alte Herr. Ist mein Weizen darum

weniger werth, weil ich ein reicher Mann bin"? — „Er gab übrigens Diners, die seinem Reichthum alle Ehre machten. Ich erinnere mich: einmal war der jetzige König in Frankfurt, und ich lud ihn zu Tische. Darauf hatte ihn Rothschild auch einladen wollen. Der Prinz aber hatte ihm gesagt, das möchte er mit mir ausmachen, er äße sonst ebenso gerne bei ihm als bei mir. Er kam nun und wollte, ich sollte ihm Seine Königliche Hoheit abtreten, ich könnte ja bei ihm mitessen. Ich schlug's ihm ab. Da hatte er die Naivetät, zu meinen, sein Diner könnte ja zu mir ins Haus gebracht werden, er äße doch nicht mit — er genoß nämlich nur Koscheres. Ich lehnte auch diesen Vorschlag zur Güte ab — natürlich, obwohl sein Diner ohne Zweifel besser war als das meinige". — Ferner habe ihn der alte Metternich — „der mir beiläufig sehr wohl wollte", schaltete er ein — „mitgetheilt, als er einst bei Rothschild gewohnt, habe ihm der bei der Abreise nach dem Johannisberg ein Dejeuner mit auf den Weg gegeben, bei dem sich auch sechs Flaschen Johannisberger Schloß befunden. Auf dem Johannisberg wären sie ungeöffnet ausgepackt worden, und der Fürst hätte seinen Weinverwalter kommen lassen und ihn gefragt, was die Flasche bei ihm koste". — Zwölf Gulden, hätte er geantwortet. — „So, nun dann schicken Sie dem Baron Rothschild die sechs bei der nächsten Bestellung wieder zu; berechnen Sie sie ihm aber zu fünfzehn Gulden, weil sie dann älter geworden sind".

Dienstag, den 4. October. Heute Vormittag wieder nicht zum Chef gerufen. Nach dem Frühstück treffen Legationsrath Bucher und Secretär Wiehr, Chiffreur, bei uns ein. Ersterer scheint als Ersatz für Abeken herbeicitirt worden zu sein, der nach Hause gehen sollte, sich aber wieder erholt hat

und nur noch zu Fastendiät genöthigt ist. Niemand hätte seine Stelle besser ausgefüllt als B., der unzweifelhaft der kenntnißreichste, verständnißvollste und unbefangenste unter allen den höheren Arbeitern ist, die den Chef umgeben und seine Gedanken expediren. Die Herren sind mit der Eisenbahn bis Nanteuil gefahren, haben in La Ferté, wo die Sprengung noch nicht beseitigt ist, übernachtet und essen Abends mit uns. Dabei kommt der Kanzler wieder auf Moltke zu sprechen, und wie der neulich tapfer bei der Sherrypunsch-Bowle ausgehalten und vergnügter wie je gewesen. Jemand bemerkt, der General sehe wirklich jetzt recht wohl aus. „Ja“, sagt der Chef, „auch ich habe mich lange nicht so gut befunden als jetzt. Das macht der Krieg — und besonders bei ihm. Es ist sein Gewerbe. Ich erinnere mich, wie er, als die spanische Frage brennend wurde, gleich zehn Jahre jünger aussah. Dann, wie ich ihm sagte, der Hohenzoller habe verzichet, wurde er sofort ganz alt und müde. Und als die Franzosen sich damit nicht zufrieden gaben, war Molk auf einmal wieder frisch und jung“. — — —

Während wir speisten, bekam der Minister einen Brief von Bancroft, dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, den er mich der Gesellschaft ins Deutsche übersetzen ließ, und in dem der Amerikaner sich glücklich pries, in einer Zeit zu leben, in welcher es Männer wie den König Wilhelm und unsern Grafen gebe. Vorher, als ich in's Speisezimmer gekommen, während erst der Chef und die beiden als Gäste anwesenden Dragoneroffiziere darin waren, hatte er mich letzteren erst als „Doctor Busch, Sachse“, vorgestellt und dann, mit seinem freundlichsten Blick auf mich herabsehend, hinzugefügt: „Büschlein“. — — —

Unsere Secretäre schwärmten schon seit einiger Zeit für eine Uniform. Heute wurde dieß während des Desserts durch

Bölsing laut, und siehe da, ein gutes Wort fand eine gute Statt. „Warum nicht"? sagte der Chef. „Man braucht mir nur eine kleine Eingabe zu machen, dann will ich's schon beim König arrangiren". Es war diesen Abend viel Freude in Israels Gezelten.

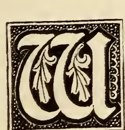
Morgen soll es schon bei Zeiten weiter gehen, da wir eine starke Tour vor uns haben: unser nächstes Nachtquartier wird Versailles sein.





Achtes Kapitel.

Die Reise nach Versailles. — Das Haus der Madame Jessé. — Unser dortiges Leben im Allgemeinen.



Wir verließen Ferrières am 5. October Morgens gegen sieben Uhr. Zuerst fuhren wir meist auf Dorfwegen, die aber vortrefflich im Stande waren, durch einen großen Wald, durch verschiedene ansehnliche, dem Anschein nach völlig von ihren Bewohnern verlassene und nur mit deutschem Militär belegte Dörfer, an Parks und Schlössern vorüber. Alles sah ungemein reich und fett aus — fett wie der Fromage de Brie, in dessen Geburtsgegend wir uns jetzt, glaube ich, befanden. In den Ortschaften trafen wir erst württembergische, dann preußische Einquartierung. Nach zehn Uhr waren wir am obern Rande des Thales der Seine angelangt, wo es auf einem neugebahnten schrecklich steilen Wege durch einen Weinberg nach dem niedrigen Ufergelände des Flusses hinabging, so daß Alles ausstieg und die Wagen nur durch geschicktes Laviren vor dem Umwerfen und Zerbrechen bewahrt werden konnten. Dann fuhren wir durch das reizende Städtchen Villeneuve Saint George, in dessen Villen eine greuelvolle Verwüstung herrschte. In mehreren derselben, die ich besuchte, während die Pferde von ihren

Strapazen ausruhten, waren die Spiegel zerschlagen, die Polstermöbel zerbrochen oder aufgeschlitzt, Wäsche und Papiere umhergestreut u. s. w. Die Weiterreise brachte uns zunächst über einen Kanal oder Nebenfluß hinaus auf's freie Feld und dann auf eine Pontonbrücke, die über die Seine führte, und an deren Anfang große schwarz-weiße Flaggen wehten. Der Strom zeigte klares grünes Wasser, in dem man die vielen Algen auf dem Grunde deutlich sah, und seine Breite schien etwa der des Elbspiegels bei Pirna gleichzukommen. Am andern Ufer begegnete uns der Kronprinz mit Gefolge, der dem König entgegen geritten war. Letzterer sollte hier ebenfalls zu Pferde steigen, um eine Truppenbesichtigung vorzunehmen. Der Kanzler begleitete ihn dabei. Wir fuhren allein weiter.

Der Weg mündete nicht weit von hier in eine Chaussee, die höher hinauf nach dem Dorfe Villeneuve Le Roi führte, wo einige Bauern, meist alte Leute, zurückgeblieben waren, und wo wir in einem Gehöft vor dem Düngerhaufen rasteten, um das mitgebrachte kalte Frühstück zu verzehren. Aus der Mauer des Hauses fließt ein klarer Brunnenstrahl, über dem eine Tafel besagt, daß der Sieur X. und Frau an dem und dem Tage dieses Wasser gefunden und es durch eine Röhre dem Publikum zugänglich gemacht haben. Darunter steht ungefähr: „Die Wohlthäter werden vergessen, ihre Wohlthaten bleiben". Ein Weißbart in der landesüblichen Blouse und der hohen grauen Zipfelmütze des französischen Landvolks schlurrte auf Holzschuhen heran, klopfte mir auf die Schulter und fragte, ob das nicht hübsch gesagt sei, und ich erfuhr dann von ihm, daß er selbst die männliche Hälfte des Wohlthäterpaares war, welches die Tafel der vergeßlichen Nachwelt zu dankbarem Andenken empfiehlt. Man muß sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sagte der Franzose, da setzte er sich selber ein Denkmal.

Weiterhin passirten wir ein zweites Dorf, wo sich ein Lager aus Strohbaracken befand. Die Wachen an der Straße hatten Schilderhäuser, die aus zwei ausgehobenen Thüren, einer weißen Jalousie als Rückwand und einem Strohbündel als Dach construirt waren. Preußische Infanterie harrte, in Bataillonen gelagert, ihres königlichen Feldherrn am Wege. Ein Stück davon lagerte auf einem Felde neben einem Wäldchen eine Kavalleriedivision — grüne, braune und rothe Husaren, Ulanen und Kürassiere.

Lange schon hatte ich auf einen Blick gehofft, der mir Paris zeigen sollte. Aber auf der Seite rechts, wo es liegen mußte, versperrte ein ziemlich hoher bewaldeter Hügelzug, an dessen Flanken dann und wann ein Dorf oder ein weißes Städtchen zu bemerken war, die Aussicht. Endlich kommt eine Einsattelung in dem Höhenkamm, ein schmales Thal, über dem eine gelbliche Erhöhung mit scharfem Rande, vielleicht ein Fort, sichtbar wird, und links davon erheben sich über einer Wasserleitung oder einem Viaduct in Rauchsäulen, die aus Fabrikschornsteinen aufsteigen, die bläulichen Umrisse eines großen Kuppelbaues. — Das Pantheon! Hurrah, wir sind vor Paris! Es kann kaum mehr als anderthalb Meilen von hier bis dahin sein.

Bald nachher kamen wir auf die große gepflasterte Kaiserstraße an einer Stelle, wo ein baierisches Picket an einer dieselbe kreuzenden und nach Paris hineinführenden Chaussee Wache hielt. Links weite Ebene, rechts die Fortsetzung der waldigen Hügelkette. Eine weiße Stadt auf halber Höhe des Abhanges: Villejuif oder Sceaux? Dann unten noch durch zwei Dörfer, wo die Einwohner nicht geflüchtet sind und uns zahlreich erwarten. Endlich durch ein Gitterthor mit vergoldeten Spitzen, durch eine breite Gasse, durch andere belebte Straßen, quer über eine schnurgerade Allee mit alten Bäumen, durch eine kurze Straße

mit dreistöckigen Häusern, eleganten Läden, einem Café und über eine zweite Allee in eine sich senkende Nebengasse hinab — wir sind in Versailles und vor dem für uns ausgewählten Quartiere.

Am 6. October, dem Tag nach unserm Eintreffen in der alten Königsstadt Frankreichs, äußerte Keudell gegen mich, drei Wochen könne unser Aufenthalt hier wohl dauern, und diese Meinung kam mir ganz glaubwürdig vor; denn man war durch den bisherigen Verlauf des Krieges an rasche Erfolge gewöhnt. Wir blieben aber, wie man weiß, und wie der Minister nach einer im nächsten Kapitel folgenden Notiz geahnt haben muß, fünf ganze Monate, und da sich überdieß in dem Hause, wo wir Unterkunft gefunden, wie ebenfalls sattsam bekannt, sehr wichtige Dinge abspielten, so wird eine ausführliche Beschreibung desselben vermuthlich willkommen sein.

Das Haus, welches der Bundeskanzler bewohnte, gehörte einer Madame Jessé, der Wittwe eines wohlhabenden Tuchfabrikanten, die mit ihren beiden Söhnen kurz vor unsrer Ankunft nach der Picardie oder der Sologne geflüchtet war und zu Hütern ihres Eigenthums nur ihren Gärtner und dessen Frau zurückgelassen hatte. Es steht auf der Rue de Provence, welche die Avenue de Saint Cloud kurz vor ihrem obern Ende mit dem tiefer gelegnen Boulevard de la Reine verbindet, und trägt die Nummer 14. Die Straße gehört zu den stilleren von Versailles, und nur ein Theil derselben zeigt dicht neben einander stehende Häuser. Die Lücken zwischen den übrigen sind Gärten, die von der Straße durch hohe Mauern geschieden sind, über welche hier und da Baumwipfel schauen. Auch unser Haus, wenn man von der Avenue kommt, rechts gelegen, hat zu beiden Seiten einen ziemlich weiten Zwischenraum. Es tritt einige Schritte von der Straße zurück, über der sich vor ihm eine kleine Terrasse

mit einem Balkon erhebt, welche mit der das Ganze abschließenden Mauer endigt. Die Einfahrt durch die letztere, ein eisernes Gitterthor, neben dem eine kleine Pforte sich öffnet, und an der in den letzten Monaten eine schwarz-weiß-rothe Fahne wehte, befindet sich links. Auf der rechten überragt eine stattliche Edeltanne das Gebäude. Letzteres ist eine Villa, die gelblich getüncht ist und in der Front fünf Fenster hat, welche mit weißen Jalousien versehen sind. Auf das hohe Parterre folgt ein zweites Geschoß, dann ein Kniestock mit Mansardenfenstern, das wie das abgeplattete Dach mit Schiefer gedeckt ist. Vom Hofe hinter dem Eingange zu dem Grundstücke steigt man auf einer steinernen Freitreppe nach der Hauptthür des Hauses hinauf, durch die man auf einen Vorsaal gelangt, auf welchen rechts die große Treppe, links die Thür zu einer kleinen Hinterstiege sowie zwei hohe Flügelthüren münden. Letztere führen in ein mäßig großes, auf den Garten hinaussehendes Zimmer, welches für uns zum Speisesaale eingerichtet wurde. Eine dritte Flügelthüre, dem Eingange gegenüber, geht in den Salon, eine vierte, rechts von jener in das Billardzimmer, aus dem man in einen langen, von Glas und Eisen construirten und mit allerlei Pflanzen und Bäumen sowie mit einem kleinen Springbrunnen geschmückten Wintergarten tritt, während sich an der Wand gegenüber eine Thür nach einer kleinen Stube öffnet, welche die Bibliothek des seligen Herrn Jessé enthält. Unter der Haupttreppe hin gelangt man durch einen Gang in die nach der Terrasse zu gelegene Küche.

Im Salon befanden sich ein Pianino, ein Sopha, Polsterstühle und zwei Spiegel. Auf dem Tischchen vor dem einen stand eine altmodische Stutzuhr, auf der ein dämonartiges Bronzebildchen mit großen Flügeln, welches sich in den Daumen biß — vielleicht ein Konterfey des Hausgeistes der Madame Jessé, die

sich später, wie zu berichten sein wird, als ein nichts weniger als liebenswürdiges Frauenzimmer erwies — grinsend den Verhandlungen zusah, die zu den Verträgen mit den süddeutschen Staaten, zur Proclamirung des deutschen Kaisers und Reiches und später zur Uebergabe von Paris und zur Feststellung der Friedenspräliminarien führten — Verträgen, die sämmtlich in diesem Salon unterzeichnet wurden, ein weltgeschichtliches Zimmer also. Auf dem andern Spiegeltischchen lag am Tage nach unserm Einzuge ein Kärtchen von Frankreich, auf dem die Fortschritte der französischen Armee durch eingesteckte Nadeln mit bunten Köpfen verzeichnet waren. „Vermuthlich von Madame", sagte der Chef, als ich mir's betrachtete. „Aber sehen Sie, blos bis Wörth".

Das Billardzimmer wurde zum Bureau für die Räthe, den expedirenden Sekretär und die Chiffreurs eingerichtet. Ein Theil des Wintergartens nahm, als im Januar starker Frost eintrat, das Commando auf, welches die Wachtposten vor dem Eingange stellte und zuerst aus Linieninfanterie, dann aus grünen Jägern bestand. In der Bibliothek machten sich's Ordonnanzen, Kanzleidiener, hin und wieder ein dickbäuchiger lederner Depeschensack, der auch nichts Offizielles, z. B. unsere Winterkleider, zu befördern die Gefälligkeit hatte, und einige Tage hindurch ein großer Haufen französischer Briefe bequem, welcher die Fracht eines von unsern Soldaten abgefangnen Luftballons gebildet hatte.

Geht man die Haupttreppe hinauf, so gelangt man zunächst wieder auf einen Vorsaal, der durch eine viereckige Oeffnung in seiner Decke und ein über derselben im Dache angebrachtes flaches Fenster eine Art Halblicht erhält. Zwei Thüren führen von hier in die Gemächer, welche der Minister inne hatte, zwei Stübchen, von denen keins tiefer als zehn und breiter

als sieben Schritte ist. Das eine, dessen Fenster die rechte Seite der Hauptfront des Hauses nach dem Garten hin einnehmen, bildete sein Arbeitszimmer und zugleich sein Schlafgemach und war nur nothdürftig möblirt. Rechts an der Wand, den Fenstern gegenüber, stand sein Bett und weiterhin, in einer Art Alkoven ein Waschapparat. An der nächsten Seite befand sich eine Mahagonykommode mit messingnen Griffen zum Aufziehen der Schubladen, auf der sich in den letzten Monaten die Cigarrenkisten aufschichteten, welche bremer Wohlthäter ihm gesandt hatten. Die Vorhänge vor den beiden Fenstern waren von dunkelgrundigem geblümten Wollenstoff. An der vierten Wand öffnet sich der Kamin. Ein Sopha, welches bisweilen vor das Feuer im letzteren gerückt wurde, ein Tisch in der Mitte der Stube, an dem der Minister, den Rücken dem Fenster zugekehrt, arbeitete, und auf dem Landkarten nicht fehlten, endlich einige Stühle vervollständigten die, wie man sieht, überaus einfache Ausstattung des Gemachs.

Das andere Stübchen, welches etwas besser, aber keineswegs luxuriös möblirt war, sollte nächst dem Salon im Erdgeschosse zum Empfang Fremder dienen. Es war, wenn ich mich recht entsinne, die Stube des älteren Sohnes der Hausbesitzerin gewesen, und während der Verhandlungen über die Kapitulation von Paris widmete man es Jules Favre zu seinen Meditationen und seiner Correspondenz. Es hat nur ein Fenster, welches auf die Seite neben dem Hause, wo die Tanne steht, hinausgeht, und an dem sich Vorhänge von grünem Wollenstoff befanden. Die Tapete war grau in Grau gefärbt. Die Möbel bestanden in einem Sekretär, auf dem zwei Globen und ein Tellurium, einer großen Kommode mit Marmorplatte, einem Sopha mit baumwollnem Stoff überzogen, der auf rothem Grunde graue und schwarze Paradiesvögel und Zweige zeigte,

einem großen und einem kleinen grünbekleideten Lehnstuhle, ein paar Rohrstühlen und einem runden Tische, der in der Mitte stand, und auf welchem Schreibmaterialien lagen, endlich einem kleinen Spiegel über dem Kamin. Alle Möbel waren von Mahagony. Vor dem Sopha breitete sich ein kleiner grüner Teppich mit rothen Arabesken aus. Auf dem Kaminsimse stand eine altmodische Uhr mit kriegerischen Emblemen, zwei Obelisken mit brennenden Granaten, Kugeln an Ketten, Trophäen und einem das Schwert zückenden Krieger in römischer Tracht. Ueber der Uhr gewahrte man zwei kleine blaue Vasen mit goldnen Streifen. Die Wände waren mit allerlei Bildern behangen, einem Oelgemälde in ovalem Goldrahmen, das eine hübsche junge Frau in einem schwarzen Kleide, einem andern, das einen Herrn in der Tracht der zwanziger Jahre darstellte, einem Stahlstich nach Rafaels Madonna della Sedia, einer Photographie, darauf ein alter Herr und eine bejahrte Dame, einer Landschaft, endlich einem Steindruckbilde, dessen Inschrift besagte, daß Gustav Jessé in der und der Kirche an dem und dem Tage im Juni 1860 zum ersten Male zur Communion gegangen. Gustav war der älteste Sohn des Hauses, die Dame in Schwarz vermuthlich dessen Mama in ihren bessern Jahren, das andere Porträt schien der Papa Gustavs, und die beiden alten Leute schienen die Großeltern desselben zu sein.

In dem Zimmer, dessen Thür sich links von der zur Stube des Kanzlers führenden öffnet, wohnte Graf Bismarck-Bohlen, ebenfalls nach dem Parke und Garten hinaus, ihm gegenüber mit der Aussicht auf die Straße Abeken. Neben der Hintertreppe hatte Sekretär Bölsing ein Stübchen inne, während ich in der zweiten Etage über Bohlens Zimmer untergebracht war.

Ich hatte hier ein gutes Bett, zwei Stühle, einen für mich, den andern für etwaigen Besuch, einen Waschtisch, eine

geräumige Kommode und einen Tisch, an dem sichs ganz behaglich arbeitete, obgleich er von keinem Tischler geschaffen, sondern von unserm immer hülfreichen und Rath wissenden Theiß improvisirt war und eigentlich nur aus zwei Böcken bestand, auf denen ein ausgehobner Fensterladen ruhte. Für den Kunstfreund in mir hatte Herr Jessé senior, nach Bericht der Gärtnersfrau ein leidenschaftlicher Maler und Zeichner, durch einige seiner artistischen Leistungen, einen Discuswerfer und zwei Landschaften in Kreidezeichnung gesorgt, die rechts und links von dem Spiegel über dem Kaminsims hingen und die Hand eines nicht ungeschickten Dilettanten bekundeten. Der Naturfreund fand in dem erst herbstlichen, dann in Winterschnee und silbernem Reif prangenden Park recht artige Befriedigung seiner Wünsche. Gegen den Hauskobold, den Alp und andere nächtliche Ungethüme schützte der geweihte Buchsbaumzweig, der an der Wand hinter meinem Bette befestigt war. Zur Erwärmung des Gemachs diente ein Kamin, der zwar mit Marmor bekleidet war, dessen Heizkraft aber, als es kalt wurde — wir hatten zuweilen 12 Grad unter Null — zu wünschen übrig ließ.

Der Park hinter dem Hause ist nicht groß, aber recht hübsch mit seinen Schlangenwegen, die unter alten, von Epheu und Immergrün übersponnenen Laubbäumen und im Hintergrunde zwischen dichtem Busch- und Strauchwerke hinlaufen. Von der Mauer rechts her rieselt vermöge der Wasserleitung aus moosbedeckten, mit Farrenkraut und breitblättrigen Pflanzen bewachsenen Steinen ein Quell hervor, der ein Bächlein und einen kleinen Teich bildet, auf welchem Enten schwammen. Links an der Mauer ziehen sich von einer Wagenremise aus, über welcher die Gärtnersleute wohnen, eine Reihe von Obstspalieren und vor denselben theils offne, theils mit Glas bedeckte Gemüse- und Blumenbeete hin.

In den Gängen des Parks sah man in hellen Herbstnächten die hohe Gestalt und die weiße Mütze des Kanzlers aus dem Schatten der Büsche in den Mondschein heraustreten und langsam weiter wandeln. Ueber was sann er nach, der schlaflose Mann? Welche Gedanken wälzte er in seinem Haupte, der einsame Wanderer? Welche Pläne keimten oder reiften ihm in stiller Mitternachtsstunde? — Minder andächtig stimmte ein andrer Freund des Parkes, der ewig junge Musensänger Abeken, wenn man ihn des Abends mit wenig melodischer Stimme Strophen griechischer Tragiker oder Wandrers Nachtlied recitiren hörte, und fast komisch nahm sichs aus, wenn der alte Jüngling des Morgens unter den dürren Blättern am Boden empfindsam nach Veilchen für die Frau Geheime Legationsräthin in Berlin suchte. Doch ziemte sich's am Ende nicht, daß ich darüber inwendig lächelte; denn ich habe zu bekennen, daß ich, von ihm angesteckt, meiner Frau Doctorin endlich auch welche schickte und Freude damit machte.

Wie man sieht, war nicht das gesammte mobile Auswärtige Amt im Hause der Madame Jessé einquartiert. Lothar Bucher hatte eine stattliche Wohnung auf der Avenue de Paris bezogen, Keudell und die Chiffreurs waren in Häusern untergebracht, die etwas weiter oben als das unsere auf der Rue de Provence stehen, Graf Hatzfeld dem letzteren schräg gegenüber. Mehrmals war übrigens davon die Rede, den Kanzler umzuquartieren und ihm ein geräumigeres und eleganter ausgestattetes Haus zur Verfügung zu stellen. Indessen unterblieb die Sache, vielleicht, weil er selbst das Bedürfniß nach einer solchen Aenderung nicht stark empfand, vielleicht auch, weil er die Stille liebte, die in der verhältnißmäßig einsamen Rue de Provence herrschte.

Diese Stille und Ruhe war jedoch am Tage nicht so idyllischer Art, wie manche Zeitungscorrespondenten sie damals schilderten.

Ich denke dabei nicht an die Trommeln und Pfeifen ab- und heranziehender Bataillone, die man täglich auch bei uns hörte, und ebenso wenig an den Lärm, den die Ausfälle verursachten, welche zweimal von den Parisern in der Richtung nach uns hin unternommen wurden, ja nicht einmal an die hitzigsten Tage des Bombardements, an das man sich gewöhnte wie der Müller an das Klappern und Rauschen seiner Räder. Ich meine vorzüglich die vielen Besuche der mannigfaltigsten Art, die der Kanzler in diesen ereignißvollen Monaten empfing, und unter denen sich auch unwillkommene befanden. Manche Stunde glich unser Haus einem Taubenschlage, so viele Bekannte und Fremde gingen ein und aus. Von Paris aus kamen erst nicht offizielle Horcher und Postenträger, später in Favre und Thiers offizielle Unterhändler, zuweilen mit mehr oder minder zahlreichen Begleitern. Aus dem Hôtel des Reservoirs erschienen Fürstlichkeiten. Wiederholt war der Kronprinz, einmal auch der König da. Auch die Kirche war unter den Besuchern durch hohe Würdenträger, Erzbischöfe und andere Prälaten, vertreten. Berlin schickte Reichstags-Deputationen, einzelne Parteiführer, Bankiers und höhere Beamte, von Baiern und aus andern süddeutschen Staaten stellten sich Minister zum Abschluß von Verträgen ein. Die amerikanischen Generale, Mitglieder der fremden Diplomatie in Paris, darunter auch ein schwarzer Gentleman, Sendboten der imperialistischen Partei, wünschten den vielbeschäftigten Staatsmann oben in der kleinen Stube zu sprechen, und daß auch die Neugier der englischen Reporters sich an ihn heranzudrängen versuchte, versteht sich wohl von selbst. Dabei Feldjäger mit gefüllten oder auf Füllung wartenden Depeschensäcken, Kanzleidiener mit Telegrammen, Ordonnanzen mit Nachrichten vom Generalstabe und über dem Allen Arbeiten, die ebenso schwierig als wichtig, vollauf, Erwägen, Schaffen, Auskunftsuchen bei Hemmungen,

Verdruß und Aerger, getäuschte Erwartungen, die wohlberechtigt gewesen, Mangel an Unterstützung und Entgegenkommen da und dort, thörichte Urtheile der deutschen Zeitungen, Ungenügsamkeit derselben trotz vorher nie geträumter Erfolge, Wühlereien der Ultramontanen — kurz, es war mitunter schwer zu begreifen, wie sich der Kanzler unter allen diesen Ansprüchen an seine Arbeitskraft und Geduld, unter diesen Störungen und Reibungen im Großen und Ganzen seine Gesundheit — er war in Versailles nur einmal drei oder vier Tage ernstlich unwohl — und die Frische bewahrte, die er oft noch spät am Abend in ernster und scherzender Rede an den Tag legte.

Erholung gestattete sich der Minister nur wenig. Ein Spazierritt zwischen drei und vier Uhr, eine Stunde bei Tische, eine halbe Stunde bei dem darauf folgenden Kaffee im Salon, dann und wann später, nach zehn Uhr Abends, beim Thee noch eine längere oder kürzere Unterhaltung mit denen, die zu haben waren, ein paar Stunden Schlaf nach der Morgendämmerung — die ganze übrige Zeit des Tages war, wenn nicht ein Ausfall der Franzosen oder sonst eine bedeutendere militärische Action ihn an der Seite des Königs oder allein nach einem Beobachtungsposten rief, den Geschäften, dem Studiren oder Produciren auf seinem Zimmer oder Besprechungen und Unterhandlungen gewidmet.

Bei Tische sah der Kanzler ziemlich jeden Tag Gäste an seiner Seite, und man lernte auf diese Weise fast alle bekannten und berühmten Namen, die in dem Kriege hervortraten, von Angesicht zu Angesicht kennen und hörte sie sich äußern. Wiederholt aß Favre mit uns, erst zögernd, „weil seine Landsleute drinnen hungerten", dann auf verständigen Rath und Zuspruch hörend und den vielen guten Dingen, die Küche und Keller boten, so rechtschaffen wie Andere Gerechtigkeit widerfahren lassend. Einmal nahm auch Thiers mit seinem ge-

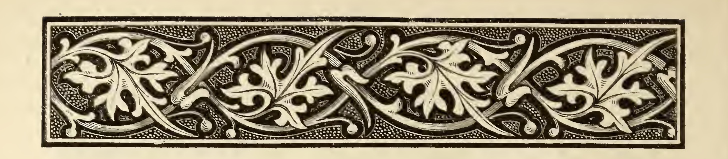
scheidten Gesicht an unserm Diner theil. Ein ander Mal erwies uns der Kronprinz die Ehre, mit uns zu speisen und sich darauf die ihm bis dahin nicht bekannten Mitarbeiter des Chefs von ihm vorstellen zu lassen. Wieder ein andermal war Prinz Albrecht zugegen. Von ferneren Gästen des Ministers nenne ich hier noch den Präsidenten des Bundeskanzleramts, Delbrück, der mehrmals wochenlang in Versailles war, den Herzog von Ratibor, den Fürsten Putbus, v. Bennigsen, Simson, Bamberger, von Friedenthal und von Blankenburg, dann die baierischen Minister Graf Bray und von Lutz, die württembergischen von Wächter und Mittnacht, von Roggenbach, den Fürsten Radziwill, endlich Odo Russell, den jetzigen englischen Botschafter beim deutschen Reiche. Die Unterhaltung war, wenn der Chef zugegen, immer lebhaft und mannigfaltig, oft lehrreich in Betreff seiner Weise, die Menschen und die Dinge aufzufassen oder in Betreff gewisser Episoden und Auftritte seines vergangenen Lebens. Die materiellen Genüsse lieferte zum Theil die Heimath in Gestalt von Liebesgaben, die in fester und flüssiger Gestalt zuweilen in Ueberfülle einliefen, sodaß die Speisekammer sie kaum faßte. Zu den edelsten gehörte eine Sendung Flaschen vom besten Pfälzer Wein — wenn ich mich recht erinnere Deidesheimer Kirchenstück und Forster Hofstück, die Jordan, oder war's Buhl? gespendet — und eine riesige Forellenpastete von Friedrich Schulze, dem Wirthe des Leipziger Gartens in Berlin, dessen patriotischer Wohlthätigkeitssinn uns zugleich reichlich mit trefflichem Biere versorgte. Zu den rührendsten zähle ich ein Gericht Champignons, welche Soldaten in einer Höhle oder einem Keller bei der Stadt gefunden und dem Kanzler gewidmet hatten. Werthvoller noch und poetischer war ein Strauß Rosen, welchen andere Soldaten im feindlichen Feuer für ihn gepflückt hatten.

Bedient wurden wir in der Hauptsache von unsern Kanzleidienern. Was weiblichen Händen überlassen werden mußte, wurde von einer gemietheten Aufwärterin und der Gärtnersfrau besorgt. Letztere erwies sich als eine feuerflammende französische Patriotin, welche die „Prussiens" von ganzem Herzen haßte und Paris auch dann noch für uneinnehmbar hielt, als Favre bereits die Kapitulation unterschrieben hatte. Bazaine, Favre, Thiers waren ihr „Verräther", vom Exkaiser sprach sie nur als von einem „cochon", welches man, wenn es sich in Frankreich wieder betreten ließe, auf das Schaffot schicken werde. Dabei blitzten die schwarzen Augen der kleinen, magern, hektischen Frau so schrecklich und grausam, daß man sich von Rechtswegen hätte fürchten sollen.

Madame Jessé ließ sich erst in den letzten Tagen vor unsrer Wiederabreise sehen und machte, wie bemerkt, keinen vortheilhaften Eindruck. Sie hat dann allerhand Räubergeschichten über uns verbreitet, die von der französischen Presse und zwar selbst von solchen Blättern, die sonst Kritik üben und Gefühl für Anstand besitzen, mit Wohlgefallen nacherzählt worden sind. Unter Anderm sollten wir ihr Silberzeug und ihre Tischwäsche eingepackt und mitgenommen haben. Auch habe ihr Graf Bismarck eine werthvolle Pendule abdrücken wollen. Die erste Behauptung war eine einfache Abgeschmacktheit, da das Haus kein Silberzeug enthielt, es müßte sich denn in einer vermauerten Ecke des Kellers befunden haben, die auf ausdrücklichen Befehl des Chefs ungeöffnet blieb. Die Geschichte von der Pendule aber verlief in ganz anderer Weise, als Madame sie unter die Leute gebracht hat. Die Uhr war die mit dem kleinen bronzenen Dämon im Salon. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich werthlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Ver-

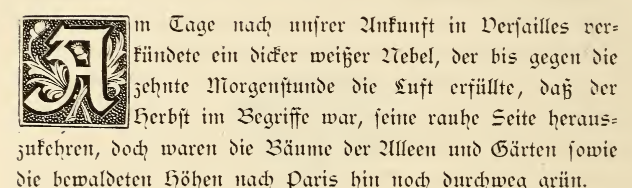
handlungen von Werth sein, zu einem exorbitanten Preise an. Ich glaube, sie verlangte fünftausend Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren Frau abgelehnt wurde. „Ich erinnere mich", so erzählte der Minister später in Berlin, „daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen an der Uhr, welches eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienportrait ein liebes Besitzthum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben".





Neuntes Kapitel.

Die Herbsttage in Versailles.



Am Tage nach unsrer Ankunft in Versailles verkündete ein dicker weißer Nebel, der bis gegen die zehnte Morgenstunde die Luft erfüllte, daß der Herbst im Begriffe war, seine rauhe Seite herauszukehren, doch waren die Bäume der Alleen und Gärten sowie die bewaldeten Höhen nach Paris hin noch durchweg grün.

Mit Bezug auf den Lärm, den die deutsche Presse und zwar nicht blos die demokratische und die fortschrittliche, welche letztere auch in politischen und militärischen Dingen immer vom Standpunkte des Privatrechts urtheilt, über die Einsperrung Jacoby's erhoben hatte, ging heute nachstehende im Sinne des Chefs gehaltene Darlegung des Charakters der Maßregel ab:

„Noch immer hört man von einer Rechtsverletzung sprechen, die mit der Verhaftung Jacoby's begangen worden sein soll. Die Maßregel mag inopportun sein; man hätte seiner Demonstration vielleicht weniger Bedeutung beimessen können. Eine Rechtsverletzung aber ist sie nicht, da wir im Kriegszustande leben, wo das bürgerliche Recht vor der militärischen Nothwendigkeit zurückzutreten hat. Die Internirung des Genannten ist eine

Maßregel, die in das Gebiet der Kriegführung fällt, sie hat mit der Polizei oder dem Strafrichter nichts zu schaffen. Es handelte sich dabei keineswegs um ein Strafverfahren, sondern Jacoby ist einfach Kriegsgefangner, wie die in Deutschland verhafteten Spione, mit denen wir ihn sonst selbstverständlich nicht vergleichen wollen. Er war mit andern Worten eine von den Kräften, welche die Erreichung der Zwecke des Krieges erschwerten, und die man darum lahm legen mußte.

Ein Blick auf die vielen Fälle, wo die mit der Kriegführung betrauten Gewalten des Staates genöthigt sind, über das durch die Verfassung anerkannte Recht der Person und des Eigenthums der Staatsbürger hinwegzugreifen, wird dieß klar machen. Zum Zweck einer Erfolg verheißenden Vertheidigung kann, ohne daß vorher die Entschädigung vereinbart ist, Privateigenthum zerstört, können Häuser niedergebrannt, Bäume gefällt, kann in die Wohnungen eingedrungen, der Straßenverkehr gehemmt und jedes andere Beförderungsmittel (Schiffe und Wagen z. B.), ohne daß die Einwilligung des Besitzers zuvor eingeholt zu werden braucht, mit Beschlag belegt oder vernichtet werden, und das gilt vom Inlande gerade so wie vom Auslande. In dieselbe Kategorie von Rechten des im Kriege befindlichen Staates gehört auch die Entfernung von Personen, welche dem Feinde moralisch oder materiell Vorschub leisten oder auch nur den Verdacht erwecken, daß dieß ihrerseits geschieht.

Diese Grundsätze sind unbestritten, so weit sie sich auf den unmittelbaren Schauplatz des Krieges beziehen. Der Gedanke, in dem sie wurzeln, wird aber von der Oertlichkeit nicht beeinflußt. Die Staatsgewalt hat die von dem Zwecke des Kriegs ihr zugewiesenen Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf die räumliche Entfernung der betreffenden Hindernisse von der Stelle, wo mit den Waffen gekämpft wird, auszuüben. Sie

ist verpflichtet, auch Vorkommnisse im Inlande, welche die Erreichung des Friedens erschweren, unmöglich zu machen. Wir führen jetzt Krieg, um Bedingungen zu erzwingen, die dem Feinde künftige Angriffe verbieten sollen, der Feind sträubt sich, auf diese Bedingungen einzugehen, und er wird in diesem Widerstande durch Kundgebungen Deutscher, welche diese Bedingungen für unnöthig und ungerecht erklären, wesentlich ermuthigt und bestärkt. Das Braunschweiger Arbeitermanifest und die Königsberger Resolution sind von der französischen Presse bestens benutzt worden und haben offenbar die Republikaner, die jetzt in Paris am Ruder stehen, in der Meinung befestigt, daß sie die Lage richtig auffassen, wenn sie unsere Bedingungen zurückweisen; denn diese französischen Republikaner bemessen den Einfluß ihrer deutschen Gesinnungsgenossen auf die Politik der deutschen Regierungen nach ihren eignen Erfahrungen und Erlebnissen. Der Eindruck, den jene Demonstrationen in Braunschweig und Königsberg gemacht haben, hat vermuthlich wenig auf sich, aber es handelt sich um den Eindruck derselben auf Paris, und der ist ein solcher, daß fernere Kundgebungen der Art zur Unmöglichkeit gemacht, daß also die Urheber derselben beseitigt werden mußten".

Vor Tische machte ich dem Schlosse einen Besuch. Ein großer Theil des nach der Stadt zu viel gegliederten, nach dem Park hin einfacheren sehr stattlichen Gebäudes war in ein Lazareth verwandelt worden. Man sah in Säle voll Bilder hinein, wo die Gemälde der untern Reihe mit Bretern verschlagen waren und neben ihnen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Die an dem großen Wasserbecken zwischen Park und Schloß hingelagerten Götterstatuen und Nymphengruppen sind außerordentlich schön. Auch das zweite Bassin vor der breiten Freitreppe unten und das weiter hinaus gelegene, das fast eine Viertel-

meile lang sein mag, zeigt derartige Kunstwerke. Mehr Werth haben meinem Geschmack nach einige von den Marmorbildsäulen, die an den Gängen stehen, welche vom zweiten Wasserbecken nach dem dritten führen. Der Park ist ungemein groß und nicht so steif und architektonisch zugestutzt, als ich mir ihn nach Beschreibungen vorstellte. Nur die zu Kegeln und Pyramiden verschnittenen Bäume und Sträucher an der Freitreppe sind unerfreuliche Künstelei.

Bei Tische fehlte Graf Bismarck-Bohlen. Hexenschuß, meinten die Einen, Blasenleiden die Andern. — Früh hatte Keudell zu mir geäußert, drei Wochen würde unser Aufenthalt in Versailles wohl dauern. Metz würde zwar bald kapituliren müssen, da sie dort nur noch Pferdefleisch und kein Salz dazu hätten. Aber in Paris wäre man guten Muthes, obwohl man, da sie das Vieh meist mit comprimirtem Futter nährten, viele Thiere sterben sähe, was Burnside, der inzwischen in Paris gewesen war, dann im Bureau bestätigte. Weniger sanguinisch urtheilte jetzt der Minister. Es war wieder von den Uniformen der Sekretäre die Rede, und der Chef meinte im Zusammenhange damit, der Krieg könne noch lange währen, vielleicht bis Weihnachten, möglicherweise bis Ostern, und die Soldaten würden zum Theil wohl noch Jahre lang in Frankreich bleiben. Man hätte Paris gleich am 18. September stürmen sollen. Er sagte dann zu seinem Kammerdiener: „Hören Sie mal, Engel, lassen Sie doch von Berlin meinen Pelz schicken — oder besser beide, den Schuppenpelz und den leichten, dünnen". — — — Das Gespräch drehte sich dann um das Leben, das mit den Fürstlichkeiten der verschiedenen Hauptquartiere in das Hôtel des Reservoirs eingezogen war, und um die Frage, ob die Kosten für ihre Verpflegung vom König, von ihnen selbst oder von der Stadt bestritten würden. — — —

Im „Daily Telegraph“ hat „ein Engländer im Hauptquartier zu Meaux“ berichtet, der Chef habe am Schlusse seiner Besprechung mit Mallet geäußert: „Was ich und der König am Meisten besorgen, das ist die Einwirkung einer französischen Republik auf Deutschland. Es ist uns gar wohl bekannt, welchen Einfluß das Republikanerthum in Amerika auf Deutschland gehabt hat, und wenn die Franzosen uns mit einer republikanischen Propaganda bekämpfen, so werden sie uns damit mehr Schaden zufügen als mit ihren Waffen“. Der Minister hat an den Rand dieses Referats geschrieben: „Alberne Lüge“.

Freitag, den 7. October. Diesen Morgen bald nach Tagesanbruch hörte ich mehrere Schüsse aus grobem Geschütz, welches nicht viel weiter als eine halbe Meile von hier zu stehen schien. Später konnte ich nach Berlin melden, daß unsere Verluste im letzten Treffen nicht, wie französischer Schwindel behauptet, viel stärker, sondern weit geringer als die der Franzosen gewesen sind. Diese sollten etwa 400, wir 500 Todte und Verwundete gehabt haben, in Wahrheit ließen jene allein vor der Front der 12. Division 450 und im Ganzen etwa 800 Mann auf dem Platze, während wir 85 Todte hatten.

Der griechische Gesandte in Paris ist, wie Hatzfeld beim Frühstück berichtet, mit einer „Familie“ von vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Personen zu uns herausgekommen, um sich zur Delegation der Regierung der nationalen Vertheidigung in Tours zu begeben. Der Knabe desselben hat zu dem Grafen gesagt, es gefalle ihm in Paris gar nicht, und auf die Frage, warum nicht, geantwortet, weil er da so wenig Fleisch zu essen kriege.

Folgende Gedanken für die Presse ausgeführt: Wir führen nicht Krieg, um die Occupation Frankreichs zu verewigen, sondern um den Frieden unter den von uns gestellten Bedingungen zu erlangen. Dazu bedarf es der Verhandlung

mit einer Regierung, welche den Willen Frankreichs vertritt, und durch deren Aeußerungen und Zugeständnisse es sich bindet und uns verpflichtet. Die jetzige Regierung ist keine solche. Sie muß durch eine Nationalversammlung bestätigt oder durch eine andere ersetzt werden. Dazu sind allgemeine Wahlen erforderlich, und wir sind durchaus bereit, diese in den von uns besetzten Landestheilen zu gestatten, soweit es strategische Rücksichten zulassen. Die jetzigen Machthaber in Paris aber scheinen dazu keine Neigung zu verspüren. Sie schädigen damit in ihrem Interesse das Interesse ihres Landes, das so die Leiden des Krieges weiter zu tragen hat.

Am Nachmittag wieder nach dem Parke beim Schlosse; dieß Mal aber nicht über die Avenue de Saint Cloud und den Place d'Armes, sondern über den Boulevard de la Reine nach dem Bassin de Neptun, über dem dieser Gott mit seiner Gemahlin und allerlei grotesken Wasserungethümen thront. Eine Strecke von da, an ganz einsamer Stelle, treffen wir den Kanzler mit Hatzfeld zu Pferde. Ein Schutzmann nirgends zu sehen. Wozu sind sie da?

Bei Tische klagte Hatzfeld, daß die Griechen, die gern fortwollen, ihn mit Lamentiren geplagt. Aus dem weiteren Gespräch ging hervor, daß sie und andrer Besuch aus Paris Bedenken über ihre Absichten erweckt hatten. — — — Die Rede wendete sich hierauf zu dem erschöpften Zustande der Stadt Versailles, die in den letzten beiden Wochen große Ausgaben gehabt, und deren neuer Maire, ein Herr Rameau, heute beim Chef Audienz erbeten, und erlangt hatte. Der letzte äußerte darüber: „Ich sagte ihm, man solle doch eine Anleihe aufnehmen. — Ja, erwiderte er, das würde gehen, aber dann müßte er bitten, ihn nach Tours reisen zu lassen, da er zu einer solchen Maßregel die Ermächtigung seiner Regierung

bedürfe. Das konnte ich ihm freilich nicht versprechen, auch würde man ihm dort die gewünschte Erlaubniß schwerlich ertheilen. — Vermuthlich denken die (in Tours) es ist ihre (der Versailler) Pflicht zu verhungern, damit wir mit verhungern. Aber sie überlegen sich nicht, daß wir die Stärkern sind und uns nehmen, was wir brauchen. Sie haben überhaupt keine Vorstellung, was der Krieg ist". — Man kam ferner auf den Zusammentritt einer constituirenden französischen Versammlung in Versailles zu sprechen, und es wurde die Möglichkeit bezweifelt. Es gäbe hier keinen Saal, dessen Größe genügte, da das Schloß mit Verwundeten belegt sei. Die Versammlung von 1789 sei als Ganzes wohl zuerst in einer Kirche zusammengekommen, sonst habe man nach den drei Ständen an verschiedenen Orten getagt. Zuletzt wären die Herren allerdings im Ballsaal vereinigt gewesen; der existire aber nicht mehr.*) Dann sprach der Minister vom Schlosse mit seinem Parke, wobei er die schöne Orangerie an der Terrasse mit den beiden mächtigen Freitreppen lobte, die links vom Platze hinter dem Palais hinabführt. Er meinte indeß: „Was sind diese Bäume in Kübeln doch gegen die Orangenhaine in Italien"! — — —

Zuletzt brachte jemand das Thema der Toleranz auf's Tapet, und der Kanzler äußerte sich zunächst wie in Saint Avold. Er erklärte sich in sehr entschiedenen Worten für Duldsamkeit in Glaubenssachen. „Aber", so fuhr er fort, „die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht — aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört, ist man darin

*) Ein Irrthum, s. u. Doch faßt diese Localität keine sehr große Versammlung.

nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man hier dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde". Man erwähnte, daß auch der alte Protestantismus nichts von Duldung gehalten habe, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reactionäre gewesen, und daß Dieß von den damaligen Reformirten überhaupt gelte. — „Nicht gerade Reactionäre", erwiderte der Chef, „aber kleine Tyrannen; jeder Pastor war ein kleiner Papst". Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so". Ich erlaubte mir an seine Behandlung Karlstadts und der Münzerschen sowie an die Wittenberger Theologen nach ihm und den Kanzler Krell zu erinnern. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paynes Buch von den Menschenrechten einem Andern nur geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurtheilt und sofort in Ketten gelegt hätten. Ich wies wieder auf die Puritaner der Neuenglandstaaten mit ihrer starren Intoleranz gegen Andersdenkende und ihrem tyrannischen Liquor-Law hin. „Und die Sonntagsheiligung", sagte der Chef. „Das ist doch eine ganz schreckliche Tyrannei. — Ich erinnere mich, als ich das erste Mal nach England kam und in Hull landete, daß ich da auf der Straße pfiff. Ein Engländer, den ich an Bord kennen gelernt hatte, sagte zu mir, ich sollte doch nicht pfeifen. Pray, Sir, don't whistle. Ich fragte: warum nicht? Ist das hier verboten? — Nein, sagte er, aber 's ist Sabbath. Das verdroß mich so, daß ich gleich ein Billet auf einem andern Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Lust hatte. Vorher hatte ich aber doch noch was Gutes kennen gelernt, toasted cheese — welsh rabbit. Wir waren nämlich in ein Gasthaus gegangen". — „Ich bin sonst durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung" —

so fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt, der Sonntag in England sei im Allgemeinen nicht so schlimm, ihm hätte er immer sehr wohlgethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losginge. — „Im Gegentheil, ich thue als Gutsherr dafür was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute zwinge. Jeder muß wissen, wie er sich am Besten auf's künftige Leben vorbereitet". — „Sonntags soll nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist, gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen". — „Das gilt freilich nicht vom Staatsdienste, besonders nicht vom diplomatischen, wo auch Sonntags Depeschen und Telegramme kommen, die erledigt sein wollen. Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsre Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat und es Sonnabends schön Wetter werden will, ihr Heu oder Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht über's Herz bringen, das meinen Pächtern etwa im Contract zu untersagen. Ich selber kann mir das gestatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit ansehen kann. Auch gilt es bei unsern Gutsbesitzern für unanständig, selbst in solchen Nothfällen die Leute am Sonntag arbeiten zu lassen". Ich erwähnte, daß fromme Leute in Amerika des Sonntags nicht einmal kochen ließen, in Neuyork sei ich da einmal zu Tisch gebeten worden, und es habe nur kalte Speisen gegeben. „Ja", versetzte der Chef, „in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegessen, und ich habe niemals anspannen lassen, der Leute halber". Ich gestattete mir noch die Bemerkung, daß in Leipzig den Sonntag hindurch alle Geschäfte mit Ausnahme der Bäcker- und mancher Cigarrenläden geschlossen wären. „Ja, so sollte es auch sein", sagte er, „doch wollte ich niemand zwingen. Ich könnte es auf dem

Lande vielleicht so thun, daß ich nichts von ihm kaufte — er müßte denn Alles besonders gut haben, wo ich nicht weiß, ob ich mich dazu überwände. Dafür aber müßte gesorgt werden, daß lärmende Geschäfte, z. B. Schmieden, des Sonntags in der Nähe von Kirchen nicht arbeiteten". — — —

Abends wurde ich zu ihm gerufen. „Da schreibt mir —, es stände in der Norddeutschen ein schrecklicher Artikel gegen die Katholiken. Ist der von Ihnen"? — „Ich weiß nicht welcher, Excellenz, ich habe in der letzten Zeit mehrmals auf das Treiben der Ultramontanen aufmerksam gemacht". — Er suchte und fand den Ausschnitt, dann las er ihn etwa zur Hälfte laut und sagte: „Hm, das ist aber alles ganz wahr und richtig. — Ja, er ist ganz gut. Aber der gute — ist völlig in Savignys Stricken. Er ist außer sich, daß wir den Papst nicht gerettet haben".

Sonnabend, den 8. October. Früh, bevor der Minister aufsteht, mache ich einen Gang nach dem Schlosse der Bourbonen, über dessen Mittelbau die weiß und schwarze Preußenfahne und daneben die mit dem rothen Kreuze weht. Ich finde, daß die marmornen französischen Heroen im Hofe vor demselben genauer betrachtet doch zum Theil recht mäßige Leistungen sind. Bayard und Duguesclin, Turenne, Colbert, Sully und Tourville sind darunter. Die Seehelden nehmen Stellungen wie Coulissenreißer ein, und man besorgt, daß sie dabei von ihren Postamenten fallen und auf dem Pflaster Schaden nehmen können. Viel schöner ist der bronzene Louis Quatorze, doch möchte ich auch dem den Schlüterschen Großen Kurfürsten in Berlin vorziehen. Der Morgen ist trüb und kühl, und der Herbst fängt an, sich bemerklicher zu machen. Die Blätter an den Wipfeln der Avenuen werden roth und gelb, und bald wird man ein Feuer im Kamin vertragen können.

Ich wurde diesen Tag mehrmals zum Chef geholt, und es gingen wieder vier Artikel auf die Reise nach Deutschland. Beim Frühstück äußerte ich, der sentimentale und stellenweise weinerliche Ton in Favre's Bericht über Haute Maison und Ferrières sei doch wohl Theaterspielerei. „Ach, nein", erwiderte Keudell, „es ist Natur, und er meint es wirklich so. Es ist das Ministerium der honnêtes gens, was freilich im Französischen einen gelinden Beigeschmack von Schwachmaticität hat". Der Kanzler speiste heute beim Könige. Das Tischgespräch war infolge dessen für mich von geringem Interesse.

Sonntag, den 9. October. Schlechtes Wetter, Kälte und Regen. Die Blätter fallen mit Macht. Ein scharfer Nordwestwind fegt über das Plateau. Ich gehe trotzdem ein Stück durch die Stadt, die nach und nach explorirt werden soll. Durch die Rue Saint Pierre nach der Präfectur an der Avenue de Paris, wo König Wilhelm wohnt, dann eine andere Straße hinab bis an das Denkmal, das man dem Taubstummenlehrer Abbé l'Epée gesetzt hat. Auf dem Rückwege begegne ich Keudell, den ich frage, ob er noch nichts über den Beginn des Bombardements von Babel gehört hat. Er meint, nächste Woche wahrscheinlich, es hieße, den 18. sollten unsre Karthaunen brummen. Im Laufe des Vormittags drei Mal beim Chef gewesen. — — — Seine Aufträge am Nachmittag expedirt. Beim Frühstück ist Delbrück wieder da, über dessen Erscheinen der Minister sehr erfreut zu sein scheint. Wir trinken unter andern vorzüglichen Dingen „uralten Korn", dem der Präsident des Bundeskanzleramts eine verständnißvolle Lobrede hält, wie er denn überhaupt in der Wissenschaft von dem, was wohl schmeckt, augenscheinlich erfolgreiche Studien gemacht hat. Es wird erzählt, daß eine Schwadron der Flensburger Husaren, desselben Regiments, welches bei Vonc abgesessen ist und eine von In-

fanterie vertheidigte Position erstürmt hat, von dem Unglück betroffen worden ist, bei Rambouillet von Franctireurs überfallen und zersprengt zu werden; sie soll dabei 60 Pferde verloren haben.

Wir waren heute dreizehn Personen bei Tische, darunter D. Lauer. Gestern Abend spät kam noch ein Offizier mit einer Depesche, wegen welcher ich den Chef, der im Garten spazieren ging, hereinholte. Heute erfuhr man, daß es ein Brief aus Paris gewesen, in welchem die dort verbliebenen fremden Diplomaten das Recht in Anspruch nehmen, durch unsere Linien zu correspondiren und Correspondenzen sich senden zu lassen. Der Kanzler scheint nach dem, was er über die Sache sagte, dieses Recht nicht anerkennen zu wollen. Er hat neulich dem Maire von Versailles tröstliche Versicherungen gegeben, und die der Stadt auferlegte Contribution von 400,000 Franken soll ihr erlassen werden.

Montag, den 10. October. Früh zwischen sieben und acht Uhr waren wieder etwa ein Dutzend Schüsse aus schwerem Geschütz zu vernehmen, und Willisch wollte zu derselben Zeit auch Gewehrfeuer gehört haben. Früh wurde ich zweimal zum Chef gerufen. — — — Er ging später zum Kronprinzen, bei dem er zum Frühstück blieb. Beim Essen wurde zunächst von der Unterredung des Königs mit Napoleon im Schlößchen Bellevue bei Sedan gesprochen, über welche Russel in der „Times" ausführlich berichtet hatte, während sie doch eine Unterredung unter vier Augen gewesen war, und selbst der Kanzler von ihr nur insofern wußte, als der König ihm die Versicherung gegeben hatte, es sei dabei kein Wort von Politik gesprochen worden. — — — Dann brachte jemand, ich weiß nicht, wie und von woher, die Unterhaltung auf gefährliche

und schwindelerregende Touren, und der Minister erzählte verschiedene in dieses Kapitel gehörige Wagstücke.

„Da erinnere ich mich", sagte er, „ich war einmal mit einer Gesellschaft, unter der sich auch die Orloffs befanden, im südlichen Frankreich beim Point de Gare. Es ist das eine alte Wasserleitung aus römischer Zeit, die in mehreren Etagen über ein Thal weggeht. Da sagte die Fürstin Orloff, eine lebhafte Frau, wir wollten oben darüber gehen. Das war ein sehr schmaler Gang neben der Rinne, nur etwa anderthalb Fuß breit, dann die tief eingeschnittne Rinne und auf der andern Seite wieder eine Mauer mit Platten darauf". — „Die Sache war nicht unbedenklich, aber ich konnte mich doch von einem Frauenzimmer nicht an Muth übertreffen lassen. So unternahmen wir beiden denn das Kunststück. Er aber ging mit den Andern unten im Thale hin. Eine Weile schritten wir auf Platten fort, und da ging es gut auf der schmalen Kante, von der man in eine Tiefe von mehreren hundert Fuß hinabsah. Dann aber waren die Platten weggefallen, und man ging über eine bloße schmale Mauer. Eine Strecke weiterhin kamen wir zwar wieder auf ein Stück mit Platten, aber dann gab's wieder nur die unsichere Mauer mit ihren schmalen Steinen. Da faßte ich mir ein Herz, schritt rasch auf sie zu, faßte sie mit dem einen Arm und sprang mit ihr in die vier bis fünf Fuß tiefe Rinne hinunter. Aber die unten, die uns nun plötzlich nicht mehr sahen, hatten die größte Angst, bis wir endlich drüben wieder erschienen".

Ein ander Mal hatte er mit einigen Begleitern bei einer Tour in der Schweiz, — wenn ich nicht irre, bei einem Ausfluge nach dem Rosenlauigletscher — einen schmalen Grat passiren müssen. Eine Dame und der eine ihrer beiden Führer waren schon drüben gewesen. Nach ihnen kam ein Franzose,

dann Bismarck und hierauf der andere Führer. „In der Mitte der Kante sagte der Franzose: ‚Je ne peux plus‘ und wollte durchaus nicht weiter. Ich war gleich hinter ihm und fragte den Führer: ‚Was machen wir nun‘? — Steigen Sie über ihn weg, dann schieben wir ihm die Alpstöcke unter die Arme und tragen ihn hinüber‘. — ‚Sehr schön‘, sagte ich, ‚aber ich steige nicht über ihn hinweg; denn der Mann ist krank und packt mich in seiner Verzweifelung, und wir fallen beide hinunter‘, — ‚Nun, so drehen Sie um‘. — Das war schwer genug, aber ich versuchte es, und es ging, und nun machte er das Manöver mit den Alpenstöcken mit Hülfe des andern Führers".

Ich erzählte meinen Ritt über die böse Stelle auf der Kaki Skala zwischen Megara und Korinth. Er hatte etwas Gefährlicheres, ich weiß nicht mehr, wo, im Gebirge erlebt. Es war wie dort auf einem schmalen Rande gewesen, neben dem es auf der einen Seite schroff hinauf und auf der andern senkrecht in die Tiefe gegangen war. „Ueber diesen kaum eine Elle breiten Weg wollte ich mit meiner Frau hinweg. An einer Stelle war das Erdreich theils hinabgerutscht, theils unsicher. Ich sagte: ‚Ich werde vorausgehen, mich an den Sträuchern an der Wand zur Seite festhalten und untersuchen. Wenn ich feststehe, kommst Du nach‘. Ich untersuche eben die bedenkliche Stelle, da kommt sie an der Wand hinter mir durch und umfaßt mich. Ich erschrak fürchterlich, aber zum Glück hielt der Strauch, und wir kamen auf sicheren Boden. — Mich kann nichts mehr ärgern, als wenn man mich erschreckt".

Abends ließ der Chef mich auf sein Zimmer rufen, um mir einen Auftrag in Betreff Garibaldis zu ertheilen, der nach telegraphischer Meldung in Tours angekommen war und der französischen Republik seine Dienste gegen uns angeboten hatte. Dann fuhr der Kanzler fort: „Aber sagen Sie einmal, warum

sind Sie nur in dem, was Sie schreiben, mitunter so massiv? Ich weiß zwar nicht den Wortlaut des Telegramms wegen —. Aber auch das, was Sie neulich über die Ultramontanen sagten, war sehr stark in den Ausdrücken". — Ich erlaubte mir, zu erwidern, ich könne auch artig sein und glaube mich auf die feine Malice zu verstehen. — „Nun, dann seien Sie fein, aber ohne Malice, schreiben Sie diplomatisch: selbst bei Kriegserklärungen ist man ja höflich", entgegnete er.

Halb zehn Uhr war Burnside mit seinem Begleiter wieder da und blieb bis halb elf Uhr beim Kanzler, der mir dann wieder einen Auftrag gab. Später sah man ihn in der hellen Mondscheinnacht bis zur Geisterstunde im Garten auf- und abwandeln, während aus der Gegend von Paris her Kanonendonner und einmal auch ein dumpfer Knall wie von einer Explosion herüberschallte.

Dienstag, den 11. October. Früh heißt es über die Explosion von voriger Nacht, man habe (unsrerseits?) zwei Brücken gesprengt. — — — Nicht blos in England, auch daheim empfinden Privatleute den Beruf, sich durch ihren Rath an der Herbeiführung des Friedens zu betheiligen. Diesen Morgen ging im Bureau ein beschwerter Brief aus Vorderditmarschen ein, in welchem ein Herr R. dem Minister „allerunterthänigst und in tiefster Ehrfurcht" die Bitte vortrug, die Aufnahme einer Annonce in die „Times" zu bewirken, welche die Franzosen „von weiterer Insurrection" abmahnte, zu welchem Zwecke er die Insertionskosten mit 30 Thalern 10 Silbergroschen einsandte. Um zehn Uhr konnte ich wieder eine Siegesnachricht telegraphiren: Tags vorher hatte von der Tann ein Gefecht mit regulären französischen Truppen gehabt, 3 Geschütze erbeutet, bis Abgang der Nachricht gegen tausend Mann zu

Gefangnen gemacht und den Feind in der Richtung auf Orleans lebhaft verfolgt. — — —

Nachmittags, als der Kanzler ausgeritten, besuchte ich flüchtig die großen Säle auf der Seite des Schlosses, wo die Kirche steht, und besah mir die hier mit Pinsel und Meißel verewigten „Ruhmesthaten Frankreichs", denen nach der Inschrift über der Eingangshalle dieser Flügel des Gebäudes geweiht ist. Unten befinden sich meist Gemälde, welche sich auf die alte Geschichte der Franzosen beziehen, darunter sehr gute Sachen neben mittelmäßigen Bildern aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons des Ersten. Schlachten, Belagerungen u. dgl., oben die riesigen Leinwandflächen, die Horace Vernet mit den „gloires" seiner Landsleute in Algerien bemalt hat, sowie neuere Gemälde aus den Kriegen in der Krim und in Italien, dabei die Marmorbüsten von Generalen, die dort commandirt. Die Tage von Wörth, Metz und Sedan werden hier vermuthlich nicht figuriren. Wir werden uns das später mit mehr Muße betrachten. Aber heute schon merkt man, daß System in dieser Gallerie ist, und sieht in dem Ganzen mehr einen Brütofen ruhmbegieriger und von Ueberhebung geschwollner Chauvinisten, als ein Museum für Leistungen und Genüsse der Kunst.

Nach den Gesprächen bei Tische ist seit einiger Zeit im Werke, in Versailles einen Congreß der deutschen Fürsten zu versammeln. Man hofft, daß auch der König von Baiern kommen werde, und Delbrück meint, ein Theil der historischen Gemächer des Schlosses werde sich zu einer passenden Residenz Sr. Majestät einrichten lassen. Es wird ihm indeß bemerkt, daß Dieß leider nicht angehen werde, da die größere Hälfte des Palais jetzt Lazareth sei und der Typhus dort herrsche. Der

Chef dinirt heute beim Kronprinzen und kommt erst um zehn Uhr heim, worauf er noch eine Unterredung mit Burnside hat.

Mittwoch, den 12. October. Dunstiger, verdrießlicher Tag. Früh zwei Briefe eines englischen Husarengenerals für den König übersetzt und ausgezogen, in denen uns empfohlen wird, mit Benutzung der Brücke von Sèvres die Seine einzudämmen und durch Aufstauung derselben Paris zu überschwemmen. Dann einen Auszug aus dem Bericht eines deutschen Johanniters angefertigt, der sich im Allgemeinen sehr anerkennend über die Behandlung unsrer Verwundeten in Bouillon Seitens der belgischen Bevölkerung äußert. Endlich wieder einen Aufsatz über die feindselige Stellung geschrieben, die der Ultramontanismus uns gegenüber in diesem Kriege einnimmt. Als ich ihn dem Chef vorlege, äußert er: „Sie schreiben mir immer noch nicht höflich genug. Sie sagten mir doch, Sie wären Meister in der feinen Malice, hier aber ist mehr Malice als Feinheit. Machen Sie's umgekehrt. Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung".

Abends weiß sich ein Herr, der ein spanischer Diplomat sein soll und aus Paris herausgekommen ist, nun aber wie andere Herren nicht wieder hinein darf, beim Kanzler Eingang zu verschaffen. Er bleibt eine Zeit lang bei ihm. Einigen von uns ist er verdächtig vorgekommen. — Während wir Thee trinken, stellt sich Burnside ein. Er will fort von hier, nach Brüssel, um seine Frau, die jetzt in Genf ist, dort unterzubringen. — — — Wie man von ihm hört, ist auch Sheridan abgereist, und zwar nach der Schweiz und Italien. Es giebt wohl für die Amerikaner hier nichts mehr zu vermitteln. Der General wünscht dem Chef noch diesen Abend seinen Besuch zu machen. Ich rede ihm das aus, indem ich ihm vorstelle, daß der Kanzler ihn bei seiner Vorliebe für die Amerikaner zwar, wenn er sich

melden ließe, empfangen würde, daß man aber an die ihm knapp zugemessene Zeit denken sollte. Es fehlten ihm so schon zur Bewältigung seiner Geschäfte fünf bis sechs Stunden täglich, so daß er gezwungen sei, bis in die Nacht hinein aufzubleiben und selbst Besprechungen mit gekrönten Häuptern möglichst abzukürzen. — — —

Donnerstag, den 13. October. Sehr heller, aber stürmischer Morgen, der so ziemlich die letzten Blätter von den Bäumen pflückt. Einen Bericht aus Rom gelesen und benutzt, der aus dem Ergebniß der Abstimmung den Schluß zieht, daß es in Rom keine päpstliche Partei gebe. Man kann sagen, so heißt es da ungefähr, daß die ganze politische Organisation des päpstlichen Staatswesens zu Staub zerfallen ist, wie ein Leichnam, der, nachdem er tausend Jahre von der freien Luft abgesperrt gewesen, plötzlich von derselben berührt wird. Es ist nichts davon übrig geblieben, weder eine Erinnerung noch eine Lücke. Die Abstimmung, die nach den staatsrechtlichen Grundsätzen Italiens stattfinden mußte, hat den Werth einer freiwilligen Kundgebung von Gesinnungen, für welche man, wenn wir von den Emigranten absehen, keine oder doch geringe Opfer gebracht hat. So weit diese Gesinnungen den Widerwillen gegen das weltliche Regiment der Päpste ausdrücken, ist an eine Reaction nicht zu denken. Was dagegen den Wunsch der Römer, Unterthanen des Königs von Italien zu sein und zu bleiben, betrifft, so wird dessen Dauer von der Art abhängen, wie man regiert.

Wenn man nach einem Briefe, der am 13. September von Saint Louis abgegangen ist, auf die Stimmung der Deutschen in den Vereinigten Staaten schließen dürfte, so würde dort das durch den Krieg und seine Erfolge befriedigte und gesteigerte Nationalgefühl das Republikanerthum erheblich überwiegen. „Ein seit zwanzig Jahren hier wohnender Deutscher, der früher

Ihr Todfeind war, und dessen Ideal Sie jetzt sind", ruft dem Kanzler, nicht geblendet durch die republikanische Form, in die das französische Wesen jetzt gegossen ist, begeistert zu: „Vorwärts, Bismarck! Hurrah für Deutschland! Hurrah für Wilhelm den Ersten, Kaiser von Deutschland"! — Es scheint, daß unsre Demokraten erst ins Ausland gehen müssen, wenn sie natürlich empfinden sollen.

Auch Franzosen kommen jetzt mit gutem Rath und Bitten vor unsern Kanzler, um ihn zu bestimmen, Frieden zu gewähren. Nur sind es nicht die rechten, und ihre Anerbietungen stimmen auch nicht zu unserm Bedürfniß. „Un Liégeois" beschwört den Chef „au nom de l'humanité au nom des veuves et des petits enfants de France et d'Allemagne, victimes de cette affreuse guerre", Jules Favre zurückzurufen und seinem Ruhme die Krone aufzusetzen durch einen Friedensschluß auf Grund des Ersatzes der Kriegskosten und der Schleifung der Festungen „Eh! que ne peut-on les renverser toutes et anéantir tous les canons!!!" u. s. w.

Beim Frühstück wurde uns von Hatzfeld ein Husarenleutnant von Uslar vorgestellt, der von den Vorposten kam und erzählte, daß die Pariser Forts da, wo er steht, jedes Mal, wenn sich ein Kopf oder ein einzelner Reiter von den Unsern sehen läßt, sofort ein halb Dutzend ihrer eisernen Zuckerhüte herüberschleudern, aber fast nie damit Schaden anrichten. Sie scheinen also wenigstens an Munition noch keinen Mangel zu leiden.

Um ein Uhr Regen. Später war ich im Schlößchen Petit-Trianon. Auf den Baumwipfeln rechts von der dahin führenden großen Allee saßen Hunderte von Misteln. Wir besahen uns die Wohnzimmer der Königin Marie Antoinette, verschiedene Bilder, die sie als Kind mit ihren Geschwistern und als Königin

darstellen, ein Porträt ihres Gemahls, alte Rokokomöbel, deren sie sich bedient, ihr Schlafgemach mit ihrem Bett; auch anderes Geräth und Gefäß unterbreitete die Gewissenhaftigkeit des französischen Führers mit freundlicher Erklärung unsrer Betrachtung.

Abends wurde ich fünfmal zum Minister geholt, sodaß es vollauf zu thun gab. — — —

Freitag, den 14. October. Bis Mittag fleißig gewesen für die Post. Später nach London und Brüssel telegraphirt wegen Ducrots unwahren Behauptungen in der „Liberté“. Desgleichen gemeldet, daß General Boyer, der erste Adjutant Bazaines, aus Metz als Unterhändler in Versailles eingetroffen. Der Chef scheint indeß mit ihm heute noch nichts Ernstes vornehmen zu wollen. Er sagte im Bureau: Was haben wir heute für einen“? — „Den 14., Excellenz“. — „So, da war Hochkirch und Jena. Da muß man keine Geschäfte abschließen“. Auch wird zu beachten sein, daß wir heute Freitag haben.

Während des Diners bemerkte der Chef, nachdem er einen Augenblick nachgesonnen, lächelnd: „Ich habe einen Lieblingsgedanken in Bezug auf den Friedensschluß. Das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburtheilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputirte, Senatoren, Minister“. Abeken setzt hinzu, auch Thiers gehöre mittelbar dahin, und zwar ganz vorzugsweise, wegen seiner chauvinistischen Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches“. — „Auch der Kaiser, der doch nicht so unschuldig ist, wie er sein will“, fährt der Minister fort. „Ich dachte mir von jeder Großmacht gleichviel Richter, von Amerika, England, Rußland u. s. w., und wir wären die Ankläger. Indeß werden die Engländer und die Russen nicht darauf eingehen, und da könnte man das Gericht aus den Nationen, die davon am Meisten

gelitten haben, zusammensetzen, aus französischen Deputirten und Deutschen". — Er äußert ferner: „Ich habe den Artikel der ‚Independence', der von Grammont sein soll, gelesen. Er tadelt, daß wir Napoleon bei Sedan nicht entlassen haben, und es gefällt ihm nicht, daß man auf Paris marschirt ist, statt blos Elsaß und Lothringen als Pfand besetzt zu halten. Ich dachte erst, er wäre von Beust oder einem andern guten Freunde in Oesterreich. Aber ich habe mich doch überzeugt, daß er einen Franzosen zum Verfasser hat". Er gab die Gründe dafür an und fuhr dann fort: „Er hätte Recht, wenn seine Voraussetzung richtig wäre, daß wir eigentlich das Elsaß nicht wollten, nur eine Geldentschädigung. So aber ist's doch besser, wenn wir außer dem Elsaß auch noch Paris als Pfand haben. Wenn man was Ordentliches will, kann man das Pfand nicht groß genug nehmen.

Man erwähnt Boyer, der mit seiner jetzt hier lange nicht gesehenen französischen Generalsuniform in der Stadt viel Aufsehen gemacht hat und von den Volksmassen mit lautem „Vive la France"! begrüßt worden ist, und es wird erzählt, daß er sich dahin ausgesprochen, die Armee in Metz halte zum Kaiser und wolle von der Republik der Pariser Advocaten nichts wissen. So äußerte sich der Kanzler selbst. Dann setzte er hinzu: „Der General ist übrigens einer von den Menschen, die plötzlich abmagern, wenn sie was erregt. — Auch kann er noch roth werden". Er nannte dann — man bedenke dabei, daß Gambetta inzwischen den Krieg à outrance anbefohlen hatte, daß die Pariser Presse fast täglich eine neue Schändlichkeit anrieth*), daß in der letzten Zeit wieder verschiedene Greuelthaten

---

*) Nicht das Schlimmste davon war Folgendes. Im „Petit Journal" vom 14. September perorirte Thomas Grimm, nachdem er geklagt, die Preußen verstünden sich auf methodisches Plündern und regelrechtes Verwüsten, überall, in Nancy, in Bar le Duc, in Reims, Chalons und Troyes, hätten sie eine

der Freischärlerbanden bekannt geworden waren, und daß es ein Sprichwort giebt: „Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus“ — die Schonung der verrätherischen Francs-tireurs „sträfliche Trägheit im Erschießen“. — „Das ist Landesverrath“. — „Unsere Leute sind fix beim Schießen, aber nicht beim Erschießen. Man sollte alle Dörfer, wo Verrath vorkommt, sofort ausbrennen und alle männlichen Einwohner hängen“. — — — Graf Bismarck-Bohlen erzählt darauf, daß man das Dorf Hably, wo vor etwa acht Tagen die schleswigschen Husaren von Franctireurs im Einverständniß mit Einwohnern überfallen worden und nur mit 11 Pferden zurückgekommen sind, in der That „reinlich abgebrannt“ hat, und der Chef lobt wie billig, diese Energie. — — — Zuletzt war dann noch davon die Rede, daß kurz vorher in der Dämmerung zwei Schüsse ganz nahe bei unsrer Wohnung gefallen, und daß ein Schutzmann abgeschickt worden, um sich nach der Ursache zu erkundigen. „Wohl eine Schildwache“, sagte der Chef. „Vielleicht

---

Einöde hinter sich zurückgelassen; sie ermordeten die Männer, um die Weiber, sie schössen die Väter nieder, um die Töchter entehren zu können, in nachstehenden Tiraden: „Auf, ihr Arbeiter, ihr Bauern, ihr Bürger, heraus! Mögen die Franctireurs sich bewaffnen, organisiren, verständigen. Mögen sie zu Schaaren, zu einzelnen Gliedern zusammentreten, um den Feind zu ermüden und zu erschöpfen. Mögen sie sich gleich denen, die wilden Thieren auf der Spur sind, am Saume des Waldes, in Gräben, an den Hecken entlang auf die Lauer legen, mögen die schmalsten Pfade und die dunkelsten Winkel ihnen zur Sammlung dienen. Alle Mittel sind hier gut; denn es ist ein heiliger Krieg. Die Flinte, das Messer, die Sichel und der Knüttel sind erlaubte Waffen gegen den Feind, der uns in die Hände fällt. Stellen wir Wolfsfallen gegen ihn auf, stürzen wir ihn in Brunnen, werfen wir ihn auf den Grund von Cisternen, verbrennen wir ihn in den Wäldern, ersäufen wir ihn in den Flüssen, zünden wir die Hütte an, wo er schläft. Alles, was tödten kann, gleichviel wie, heraus damit! Auf die Lauer! Bereit, loszuschlagen“!

Der „Combat“, das Organ des Bürgers Felix Pyat, will Unterschriften für eine „Ehrenflinte“ sammeln, die dem überreicht werden soll, der den König von Preußen durch Meuchelmord aus dem Wege schafft.

hat ein Verdächtiger sich sehen lassen. Dabei erinnere ich mich, daß ich vorgestern, als ich die Nacht im Garten spazieren ging, eine Leiter fand und sogleich das unbezwingliche Bedürfniß fühlte, darauf an der Mauer hinaufzusteigen. Wenn nun da eine Schildwache stand"? —

„Ich unterhielt mich zuletzt mit dem Posten an der Thür. Er hatte schon den Feldzug von Sechsundsechzig mitgemacht und wußte auch über diesen recht gut Bescheid. Ich fragte ihn, ob er wohl dächte, daß wir noch nach Paris hinein kämen. Er sagte, wenn nur das große Fort links von Saint Cloud nicht wäre. Ich bemerkte ihm, das würde ihnen auch nichts helfen, wenn sich erst der Hunger in der Stadt einstellte".

Abends erzählte unten auf dem Vorsaal der Schutzmann mit dem langen Bart: „Den Spanier hätten wir, Herr Doctor". — „So", sage ich, „welchen Spanier"? — „Nun, der gestern oder vorgestern bei Excellenz war, und auch seinen Diener. Ist ein Spion, haben ihn abgefaßt und einen Plan unsrer Truppenaufstellung bei ihm gefunden". Ich höre dann noch, daß der Mann sich Angelo de Miranda nennt.

Gegen zehn Uhr kamen Moltke und ein andrer hoher Offizier — ich glaube, der Kriegsminister — zum Chef, um mit ihm (vermuthlich in Sachen der Boyerschen Mission) zu conferiren. — — —

Sonnabend, den 15. October. Früh einen Artikel über die Zerstörung des Schlosses von Saint Cloud gemacht, welches von den Franzosen ohne vernünftigen Grund in Brand geschossen worden ist, während unsere Soldaten sich um die Rettung der darin befindlichen Werthsachen und Kunstwerke bemüht haben. Dann einen zweiten über Jacobys Verhaftung ungefähr im Sinne des früheren Aufsatzes, doch mit dem Zusatz, mit diesen allgemeinen Ausführungen solle kein Urtheil

über die Opportunität des besonderen hier vorliegenden Falles abgegeben werden.

Gegen halb drei Uhr stellte sich Boyer wieder beim Chef ein. Draußen vor dem Gitterthor erwarteten ihn viele Leute, die, als er um vier Uhr wieder wegfuhr, Mützen und Hüte abnahmen und „Vive la France"! riefen, was ihnen der Minister, als es bei Tische erzählt wurde, „nicht verdenken konnte". Ich hatte inzwischen eine Tour durch den Schloßpark gemacht und war dabei an einer der Marmorvasen folgendem poetischen Gefühlserguß eines über die Einmüthigkeit der Deutschen mißvergnügten Galliers begegnet:

„Badois, Saxons, Bavarois,
Dupes d'un Bismarck plein d'astuce,
Vous le faits bucher tous trois
Pour le Roi de Prusse.

J'ai grand besoin, mes chers amis,
De mourir empereur d'Allemagne,
Oue vos manes en graissant la campagne
Mais que mes voeus sont accomplis".*)

Dieselbe Leistung befand sich auch auf einer Marmorbank in der Nähe, wie denn die Sitte, Wände, Bänke und Postamente mit Bleistift oder Kreide zu bekritzeln hier viele Freunde gefunden zu haben scheint. Mehr als an zehn Mauern in der Stadt las ich in den letzten Tagen: „A bas les Prussiens"! und Schlimmeres.

Nach vier Uhr ließ sich ein schlanker, wohlgekleideter Neger beim Minister melden. Auf seiner Karte stand: „General Price, Gesandter der Republik Hayti". Der Chef bedauerte, ihn wegen dringender Geschäfte nicht empfangen zu können (Moltke und

*) Ich schrieb die Verse mit allen Fehlern und Dunkelheiten ab.

Roon waren wieder oben) was er wünsche, möge er schriftlich vortragen. Um fünf Uhr kam auch der Kronprinz zur Berathung des Kanzlers mit den Generalen. Uebrigens schien man zwischen hier und Metz noch verschiedener Meinung zu sein. — — — Auch von andrer Seite wirken Ursachen erschwerend auf die Entwickelung dessen ein, was der Kanzler als Politiker im Auge hat. So äußerte er bei Tische: „Es ist recht lästig, daß ich jeden Plan, den ich habe, erst mit fünf oder sechs Personen besprechen muß, die mitunter wenig davon verstehen, und deren Einreden ich anzuhören und höflich zu widerlegen genöthigt bin. So habe ich in der letzten Zeit drei volle Tage mit einer Sache verbringen müssen, die ich unter andern Umständen in drei Minuten hätte erledigen können. Es ist gerade, wie wenn ich in die Anlage einer Batterie an dem oder jenem Orte hineinreden wollte, und der betreffende Offizier mir, der ich von seinem Gewerbe nichts verstehe, Rechenschaft geben sollte". „— ist ein sehr gescheidter Kopf, und ich bin überzeugt, er hätte anfangen können, was er wollte, er würde etwas äußerst Respectables geworden sein. So aber hat er sich jahrelang immer nur mit Einem und demselben beschäftigt, und so hat er auch nur dafür Sinn und Interesse". — — — Ueber seine Unterhandlungen mit Boyer und deren Aussichten ließ er nichts verlauten. Auch Hatzfeld und Keudell wußten davon nichts und riethen blos.

Sonntag, den 16. October. Früh wieder einen Brief von B. in L. erhalten. Derselbe mißbilligt das Verfahren gegen Jacoby und meint, Bismarck könnte thun, was er wollte, wenn er nur gesunde deutsche Politik triebe, d. h. „wenn in diesem Augenblicke wenigstens der einheitliche deutsche Bundesstaat fix und fertig gemacht würde". „Man ist", so fährt er fort, „in Deutschland so fest überzeugt davon, daß diese Lösung

jetzt in der Hand des Bundeskanzlers liegt, daß jeder Widerstand von der öffentlichen Meinung auf seine Rechnung geschrieben wird. Man sagt sich, wenn Graf Bismarck diesen Widerstand nicht heimlich ermuthigte, so würde er vor der Größe des Augenblicks sich nicht zu regen wagen". Schließlich die Anfrage, ob er herkommen solle. Auf B.'s Wunsch legte ich die Hauptstellen des Schreibens dem Minister vor, und derselbe äußerte, die Herkunft B.'s würde ihm ganz erwünscht sein, da uns seine Localkenntniß in Paris, wenn wir erst drin, nützen könne. „Auch kann er nach seiner Rückkehr in seinen Kreisen über Manches Aufklärung geben, was sich nicht gut schreiben läßt. Es ist übrigens komisch, daß sie denken, ich wünschte die Einheit Deutschlands nicht. Die Sache geht aus andern Gründen nicht recht vorwärts. — — — Aus denselben Gründen wird sie, wenn wir einmal damit zu Stande kommen, das Eine und das Andere vermissen lassen".

Heute Morgen begegnete ich auf der Avenue de St. Cloud dem in Majorsuniform daherkommenden Borck, der mir sagte, daß Soissons gefallen, und daß das Bombardement von Paris am 28. beginnen werde. Der Belagerungspark wäre größtentheils schon da, und in drei Tagen hoffte man (das ist wohl er) sie zusammenzuschießen. Der dicke Herr denkt, daß wir spätestens zum ersten December wieder in Berlin sein werden. Er berichtete auch, daß der Fürstencongreß in Versailles ernstlich in Aussicht genommen worden, und daß man Trianon für den König von Baiern in Stand setze.

Man erfährt, daß in Paris Uneinigkeit herrscht, die Rothen unter Blanqui und Flourens wollen die blauen Republikaner nicht am Ruder sehen, sie greifen sie mit Gewalt in ihren Blättern an, und am 9. hat vor dem Stadthause die Menge „Vive la Commune" geschrien. Wie man hört, hat Seebach,

der, glaub ich, einmal sächsischer Gesandter in Paris war, und der mit Leflô und Trochu befreundet ist, die Absicht, dem Kanzler seine Beihülfe zu einer Verständigung mit den Parisern anzutragen. — — —

Beim Kaffee spielte Keudell dem Minister auf dem Pianino des Salons sanfte Phantasien vor. Er sagte mir nachher auf meine Frage, ob der Chef Sinn für Musik habe, ja wohl, obgleich er nicht selbst spiele. „Sie werden auch bemerkt haben", setzte er hinzu, „daß er leise mitsingt. Es ist das gut für seine Nerven, die heute sehr angegriffen sind".

Abends erschien der Nuntius Chigi mit einem ebenfalls geistlich gekleideten Begleiter. Er hatte eine lange Unterredung mit dem Kanzler und will morgen weiter nach Tours. Von Gesandten sind jetzt, wie es heißt, nur noch der belgische, der holländische, der portugiesische, der schweizerische, derjenige der Vereinigten Staaten und einige südamerikanische Herren in Paris. Der neulich hier arretirte Spanier heißt mit seinem vollen Namen Angelo de Vallejo-Miranda, und man hat ihn nicht aus den Gründen, die der Schutzmann angab, sondern deshalb verhaftet, weil er sich in Versailles nur mit seinem Vornamen und als spanischer Legationssekretär eingeführt, während er bei der spanischen Schuldencommission angestellt ist. In seinem Begleiter, der sein Bedienter sein sollte, erkannte man einen Herrn Oswald, den Mitredacteur des uns sehr feindlichen „Gaulois". Durch alle diese Lügen und Verstellungen haben sich die Herren der Spionage verdächtig gemacht. Er soll ein Freund Prims sein, was sich wohl damit reimen läßt, daß Stieber ihn gestern im Bureau als Hochstapler bezeichnete.*)

*) Man brachte den Patron später nach Mainz. Er gab hier sein Ehrenwort, nicht zu entfliehen, um nicht genöthigt zu sein, das Gefängniß zu beziehen. Aber nach einigen Tagen lief er dennoch davon.

Nach elf Uhr kommen noch zwei wichtige Telegramme an: Bourbaki, der von Metz nach London gegangen, kehrt nicht zurück, sondern hat sich der Regierung der nationalen Vertheidigung zur Verfügung gestellt, und nächsten Mittwoch reisen Bray und Pranckh mit Genehmigung Königs Ludwigs nach Versailles ab.

Montag, den 17. October. Vormittags zwei Artikel gemacht. Vor Tische einen Ausflug nach Grand Trianon unternommen, wo im großen Saal eine hübsche Marmorgruppe: Italien bedankt sich bei Frankreich für die ihm gegen die Tedeschi geleistete Hülfe. Die Mailänder haben sie Eugenien geschenkt. Beim Diner waren Delbrück und Lauer zugegen. Der Chef sprach sich wieder sehr energisch für rücksichtslose Abstrafung der Dörfer aus, die sich der Verrätherei schuldig machen. „Sie müssen schon dafür verantwortlich gemacht werden, wenn in ihnen eine verrätherische Attacke stattfindet; denn wie kommen unsre armen Soldaten dazu". — — — Sonst drehte sich die Discussion meist wieder einmal um Culinarisches, wobei man sich merkte, daß der Kanzler mit Vorliebe gutes Hammelfleisch, dann vom Rinde besonders gern das ißt, was die Berliner „Brustkern" nennen. Aus Filet und gebratnem Rindfleisch macht er sich nicht viel.

Abends heißt es, wir möchten unsere Koffer packen, und für den Fall, daß diese Nacht alarmirt wird, sollen die Wagen sich vor dem Quartier des Königs in der Präfectur zum Zuge ordnen. Man erwartet schon seit gestern einen Ausfall.

Dienstag, den 18. October. Die Nacht über nichts passirt. Früh prächtiges Herbstwetter. Widerlegung der französischen Berichte, nach denen unsre Truppen Orleans bombardirt haben sollen, abgelassen. Heute ist Geburtstag des Kronprinzen, dem der Chef und die Räthe um zwölf Uhr gratuliren.

Man schickt uns eine Nummer des „Kraj" ein, in welcher behauptet wird, der Minister habe unlängst mit einem galizischen Edelmann ein Gespräch gehabt, in welchem er den Polen gerathen, sich von Oesterreich abzuwenden. Ich erfahre auf Befragen, daß dieß unwahr, er hat seit langer Zeit mit keinem Galizier, ja überhaupt mit keinem Polen gesprochen. — — — In der Presse dementirt. Der Chef frühstückt heute einmal mit uns und bemerkt dabei (wir wollen auch solche kleine Züge nicht unverzeichnet lassen), daß er gern harte Eier mag, daß er gegenwärtig aber nur noch drei auf sich nehmen kann, während er's früher auf elf gebracht". Bohlen will einmal fünfzehn Kibitzeier vertilgt haben. „Ich schäme mich zu sagen, was ich hierin geleistet habe", versetzt sein Vetter. Derselbe empfiehlt schließlich Delbrück, der demnächst wieder nach Berlin geht, sich für die Reise mit harten Eiern zu versorgen, was dieser als mit seiner Geschmacksrichtung unverträglich ablehnt. Der Chef liest dann einige von den besonders erbaulichen geheimen Briefen an den Kaiser Napoleon vor, welche die Provisorische Regierung veröffentlicht hat, und giebt Commentare dazu, die auch auf Berliner Persönlichkeiten Streiflichter werfen. — — —

Später gedachte er der Notiz im „Kraj" und in Verbindung hiermit der Polen überhaupt. Er verweilte dabei längere Zeit bei den siegreichen Kämpfen des großen Kurfürsten im Osten und bei dessen Verbindung mit Karl dem Zehnten von Schweden, die ihm große Vortheile verheißen habe. Schade nur, daß sein Verhältniß zu Holland ihn gehindert habe, diese Vortheile zu verfolgen und gehörig auszunutzen. Er habe sonst gute Aussichten gehabt, seine Macht im westlichen Polen auszudehnen. Als Delbrück darauf äußerte, dann wäre Preußen aber ja kein deutscher Staat geblieben, erwiderte der Chef:

„Nun, so schlimm wäre es doch nicht geworden. Uebrigens hätte es nicht so viel geschadet, es hätte dann etwas im Norden gegeben wie Oesterreich im Süden. Was dort Ungarn ist, das wäre für uns Polen geworden" — eine Bemerkung, an die er die vorhin schon einmal von ihm gegebene Mittheilung knüpfte, er habe dem Kronprinzen den Rath ertheilt, seinen Sohn die polnische Sprache lernen zu lassen, es wäre aber zu seinem Bedauern unterblieben.

Mittwoch, den 19. October. Früh trübes, später helles Wetter. An die Redaction der „Nouvelliste de Versailles" geschrieben — ein kleines Blatt, das von deutschen Correspondenten der Kölnischen und der Allgemeinen Zeitung, die man aus Paris vertrieben, gegründet worden ist und mit Brauchitsch in Verbindung steht. Sollen sich auch mit uns in Beziehung setzen, Nachrichten holen u. dergl. Vor- und Nachmittags mehrmals beim Chef gewesen. Er scheint in bester Stimmung. Zeigt mir u. A. ein französisches Telegramm, nach welchem die Helden in Lutetia lawinenhafte Thaten gegen uns verrichtet haben. Wenn solches Aufschneiden nur einen Zweck hätte! — — —

Bei Tische, wo Graf Waldersee zugegen, bemerkte der Minister: „Es wäre ganz vernünftig, wenn man aus den Gegenden, wo sie aus den Büschen auf unsere Züge schießen, Eisenbahnschwellen locker machen und Steine auf die Schienen legen, einmal ein paar Quadratmeilen Einwohner heraushöbe, nach Deutschland transportirte und dort unter guter Aufsicht ansiedelte". Als Bucher erzählte, daß auf seiner Herfahrt ein Offizier sich seinen Revolver habe geben lassen, um damit vor einer Brücke, von der französische Schlingel herunterzuspucken gepflegt, in demonstrativer Weise zu spielen, fiel der Chef ein: „Warum spielen? Hätte er doch abgewartet, bis sie gespuckt

hätten, und dann gleich geschossen". — — — Abends kommt L. mit einem etwas confusen Herrn H., der den „Nouvelliste" bis Nummer 4 mitredigirt hat, es dann aber aufgegeben haben will, weil er „die Pariser schonender behandelt haben möchte", und erklärt von unserm Anerbieten gern Gebrauch machen zu wollen. Morgen schon wird er einen Brief bringen, in dem es heißt:

„Die ‚Chefs der nationalen Vertheidigung' in Paris wollen die Wähler nicht einberufen. Warum nicht? Herr Jules Favre und seine Collegen verdanken ihre Stellung jener Art von ‚patriotischer' Wuth, die sich eines Theils der Pariser Bevölkerung nach dem Unglückstage von Sedan bemächtigte. Sie unterlagen dem allgemeinen Gesetz für politische Gewalten, das, wie man weiß, der lateinische Geschichtsschreiber in die Worte zusammengefaßt hat: ‚Eine Regierung beruht auf dem Prinzip, aus dem sie entsprungen ist'. Vom ersten Tage an sind die Mitglieder der Pariser Regierung genöthigt gewesen, sich in Betreff der Bedingungen des Friedens auf das Gebiet des Unmöglichen zu begeben. Heute, nachdem sie die Zerstörung um sich ausgesäet, mit allen Mitteln die Aufregung von Paris und seinen Vertheidigern bewirkt und innen wie außen die Revolution in furchtbarster Weise bewaffnet haben, ist es ihnen weniger wie jemals möglich, aus dem verhängnißvollen Kreise herauszutreten, in den sie sich selbst eingeschlossen haben. Andrerseits scheint die öffentliche Meinung in der Provinz, vor Allem auf dem platten Lande, sich auf diesen heroischen Standpunkt nicht emporgeschwungen zu haben. Sie empfindet aufs Schwerste die Uebel des Krieges, sie beginnt an dem Erfolg eines längeren Widerstandes zu zweifeln, sie fürchtet das Fortschreiten der socialen Zerrüttung, sie sieht die Thatsachen und hört nicht mehr auf die Phrasen. Schon haben mehrere Blätter der Presse

in der Provinz den Muth, den Ruf nach Frieden laut werden zu lassen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Mehrheit der französischen Wähler mit Herrn Gambetta der Meinung sein wird, man ‚müsse sich unter den Trümmern des Vaterlandes begraben', oder daß sie Lust haben wird, mitzuthun, wenn er ihr in seiner Proclamation vom 9. d. M. zuruft: ‚Mourons plutôt que de subir la mort du démembrement'! Das ist der Grund, weshalb die Pariser Regierung Wahlen nicht will und nicht wollen kann. Diese Leute, die ihr Leben damit verbracht haben, das Volksrecht, die Volkssouveränetät anzurufen, sind jetzt verurtheilt, ohne irgend welchen Auftrag eine Dictatur der öffentlichen Wohlfahrt auszuüben und festzuhalten — um den Ruin ihres Landes herbeizuführen".

Donnerstag, den 20. October. Früh und Nachmittags fleißig gewesen und verschiedene Artikel und Telegramme gebaut. Bei Tische war u. A. wieder von der Verhaftung Jacobys durch die Militärbehörde die Rede, und der Chef äußerte, wie früher schon, starke Zweifel an der Opportunität der Maßregel. Graf Bismarck-Bohlen sprach seine Freude darüber aus, daß man „den faulen Schwätzer eingesponnen". Der Kanzler aber erwiderte recht bezeichnend für seine Denkart: „Ich freue mich darüber ganz und gar nicht. Der Parteimann mag das thun, weil seine Rachegefühle dadurch befriedigt werden. Der politische Mann, die Politik kennt solche Gefühle nicht. Die fragt nur, ob es nützt, wenn politische Gegner mißhandelt werden". — — —

Abends war L. wieder da. Der „Nouvelliste" wird morgen einen Brief enthalten, den ein Pariser an jemand in Versailles gerichtet hat, und in dem es über die Zustände in Babel u. A. heißt:

„Die Klubs maßen sich bereits an, im Namen der Com-

mune von Paris zu regieren, und rothe Anschläge, welche diesen Titel tragen, werden angeheftet, um die Nationalgarde zur Wahl der Pariser Municipalität zusammenzuberufen. Wenn diese Wahl stattgefunden hat, wird man eine bewaffnete Kundgebung sehen, die den Zweck haben wird, die Commune von Paris, d. h. die Schreckensherrschaft, einzusetzen. Dieselbe schaltet und waltet schon in Belleville, dem Hauptquartier der terroristischen Partei, und ihre Mitglieder haben den Beschluß gefaßt, den Maire des 19. Arrondissements seines Amts zu entkleiden und ihn durch einen von den Ihrigen zu ersetzen. Derselbe Klub hat die Verhaftung des Herrn Godillot, eines Fabrikanten militärischer Ausrüstungsgegenstände, und die Einziehung seines Geschäfts beschlossen, indem er sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig gemacht habe". — Weiter sagt der Brief: „Während die Journale behaupten, es stünde in den nächsten Tagen ein furchtbarer Sturmangriff preußischer Massen bevor, versichern Freunde des Generals Trochu, er habe die Gewißheit erlangt, daß der Feind darauf verzichtet habe, einen Sturm auf Paris zu versuchen, und man habe in Versailles den Plan adoptirt, die Stadt durch Hunger zu bezwingen. Die preußische Armee hält, in dichte Massen abgetheilt, starke Stellungen an verschiedenen Punkten rings um Paris besetzt. Ihre sehr zahlreiche Kavallerie dient zur Verbindung dieser Stellungen mit einander und zur Verhinderung von Zufuhren und Zuzügen aus der Provinz. Die Pariser Bevölkerung, vermehrt durch die arme und mittellose Bewohnerschaft der Banlieue, wird bald Hunger leiden und, ehe acht Tage ins Land gehen, der Regierung unübersteigliche Schwierigkeiten bereiten, von denen der Feind Nutzen ziehen wird". — Je dreister die terroristische Partei auftritt, desto schwächer zeigt sich die Regierung, nicht lange wird es dauern, so wird sie über Bord geworfen und von allen diesen wilden

Thieren verschlungen sein, wenn sie nicht bald energische Entschlüsse faßt. Die Führer der terroristischen Partei sind entschlossen, die Generale Trochu und Leflô, den Admiral Fourichon und die Herren Jules Favre, Thiers, Jules Simon und Keratry bei Seite zu schaffen, da sie im Verdachte stehen, Royalisten zu sein. Wenn der General Trochu nicht bald kräftig einschreitet, so wird die Schreckensherrschaft in Paris seine Stelle einnehmen".

Die deutsche liberale Presse vermag sich über die Verhaftung Jacobys immer noch nicht zu beruhigen, dem Chef aber scheint viel daran zu liegen, daß man über seine Auffassung des Falles nicht im Unklaren bleibe, und daß man sich ihr anschließe. Die heute eingetroffne „Weser-Zeitung" vom 16. d. M. enthält folgenden Artikel:

„Der Bundeskanzler hat die Verhaftung des D. Jacoby und des Kaufmanns Herbig als gerechtfertigt anerkannt, zugleich aber erklärt, daß sie gesetzwidrig sei. Die Belehrung, welche er über diese Angelegenheit durch Vermittelung des Oberpräsidenten von Horn dem Königsberger Magistrat hat zugehen lassen, hat für alle Deutsche diesseits des Main ein sehr hohes praktisches Interesse; denn es geht daraus hervor, daß das Schicksal des D. Jacoby jedem von uns, der nach Ansicht der Militärbehörde eine Aeußerung thut, welche möglicherweise mittelbar oder unmittelbar die Franzosen in der Fortsetzung ihres Widerstandes bestärken könnte, widerfahren kann, ohne daß dawider auf den Schutz der Gesetze zu rechnen ist. Die Belehrung hat, abgesehen hiervon, noch das Interesse vollständiger Neuheit der entwickelten Ansichten.

Zunächst erklärte der Bundeskanzler die bisher vermuthlich allseitig getheilte Meinung, daß die Maßregel auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand, resp. Kriegszustand, vom Generalgouverneur angeordnet worden sei, für einen Irrthum.

Nach diesem Gesetze, räumt er ein, würde die Maßregel unberechtigt sein, was freilich auf der Hand liegt, dagegen könne er sie ‚im Gebiete wirklicher Kriegführung nicht für unanwendbar halten‘. Es handele sich dabei nicht um ein Strafverfahren, sondern um ‚wirksame Beseitigung von Kräften, deren Hervortreten die Erreichung des Kriegszweckes erschwere‘.

Wir vermögen in dieser Definition keinen andern Sinn zu finden, als diesen: den Militärbehörden zu Hause stehen die nämlichen Befugnisse zu, wie den Militärpersonen in Feindesland. Wir wüßten wenigstens nicht, welche weitere Grenze den letzteren gezogen werden könnte, als die ‚wirksame Beseitigung von Kräften, deren Hervortreten die Erreichung des Kriegszweckes erschwert‘. Die Beurtheilung, welche Kräfte und mit welchen Mitteln dieselben zu beseitigen seien, ist in Feindesland und überhaupt auf dem Schauplatze activer Feindseligkeiten lediglich der Militärgewalt überlassen. Ihre Befugnisse sind völlig uneingeschränkt. Hat die Militärgewalt in der Heimath die nämliche Machtvollkommenheit, so gewinnt das Wort: Inter arma silent leges eine ganz ungeahnte furchtbare Bedeutung. Consequenter Weise wird alsdann sich nicht leugnen lassen, daß der Generalgouverneur in Hannover geradeso wie sein College in Nancy ohne Weiteres standrechtliche Erschießungen verhängen kann. Auch scheint der Bundeskanzler, wenngleich er diese äußerste Folgerung nicht zieht, ausdrücklich darauf hinleiten zu wollen. Er zählt eine Reihe von höchst unangenehmen Operationen auf, zu denen die Staatsgewalt auf dem Kriegsschauplatze berechtigt ist, als Verbrennen von Häusern, Wegnahme von Privateigenthum, Unschädlichmachung blos verdächtiger Personen u. s. w., und er fügt hinzu, daß der diesen Ausnahmerechten zu Grunde liegende Rechtsgedanke von der Oertlichkeit unabhängig sei, ‚unabhängig von der räumlichen

Entfernung, in welcher die augenfälligeren unter den Kriegshandlungen vor sich gehen'. Das ist deutlich genug.

Nun müssen wir sagen: wenn Graf Bismarcks Theorie die richtige ist, so sehen wir nicht ein, zu welchem Zwecke man dann ein besonderes Gesetz über den Kriegszustand hat, und wozu man die Anwendung dieses Gesetzes in den Ostseeprovinzen, in Hannover und in den Hansestädten proclamirte. Hat die Militärgewalt schon von selbst während des Kriegs ‚unabhängig von der Oertlichkeit' eine über den Gesetzen stehende Befugniß zu allen im Interesse der Kriegführung ihr dienlich erscheinenden Maßregeln, so hat es offenbar keinen Sinn, ein Gesetz zu proclamiren, welches diese Befugniß unter gewissen Beschränkungen ihr erst beilegen soll. Wir können uns daher auch nicht überzeugen, daß nach norddeutschen oder preußischem Staatsrechte eine solche Alles absorbirende Machtvollkommenheit der Militärgewalt durch den bloßen Ausbruch eines Kriegs geschaffen wird.

Unseres Erachtens sind zwei Fälle zu unterscheiden, je nachdem es sich um den Schauplatz wirklicher Feindseligkeiten oder um Gebietstheile außerhalb des Kriegsbereichs handelt. Im ersteren Falle erlischt das gemeine Recht, und das Kriegsrecht pur et simple, wie der Bundeskanzler es uns sehr anschaulich auslegt, tritt in Kraft. Im andern Falle behält die Militärgewalt entweder ihre gewöhnlichen Befugnisse oder, falls der Kriegszustand proclamirt wird, bekleidet sie sich mit denjenigen Ausnahmerechten, welche das Gesetz über den Kriegszustand ihr für diesen Fall beilegt. Und dieser letztere Fall trifft zur Zeit für Ostpreußen zu. Wenn die Internirung des D. Jacoby nach dem Gesetze über den Kriegszustand nicht zuläßig war, so war sie überhaupt nicht zuläßig, und daran ändert nichts der Einwurf, daß die Manifestation Jacobys den Franzosen frischen Muth

einflößten, selbst wenn dieser Einwurf thatsächlich begründeter wäre, als er uns bei täglichem und ziemlich umfangreichem Studium der französischen Journale erscheint. Denn, wenn dem wirklich so wäre, so würde es an gesetzlichen Mitteln, um derartige Manifestationen zu verhindern, keineswegs fehlen. Das Gesetz über den Kriegs- oder Belagerungszustand schreibt ja ausdrücklich vor, daß und unter welchen Formen die Redefreiheit, die Preßfreiheit und das Versammlungsrecht suspendirt werden können. In Königsberg ist aber keins dieser Rechte gesetzlich außer Geltung gesetzt worden, was jedenfalls zuvor hätte geschehen müssen, ehe man gegen einen Einzelnen einschritt, dessen ganze Schuld in der Ausübung des verfassungsmäßigen Rechts der öffentlichen Meinungsäußerung bestand. Wir wollen natürlich durchaus nicht behaupten, daß es weise gewesen sein würde, so zu handeln. Die Franzosen würden aus einer solchen Maßregel gerade so viel Gift gesogen haben, als sie jetzt aus der Internirung des D. Jacoby saugen, weit mehr Gift, als sie jemals aus Reden und Resolutionen der Königsberger Zukunftsapostel zu extrahiren vermocht hätten.

Im Allgemeinen sind wir nicht eben geneigt, Vorfälle der hier in Rede stehenden Art zu tragisch zu nehmen. Wir glauben durchaus nicht, daß wir praktisch so rechtlos sind wie nach der Theorie des Bundeskanzlers, und daß die Gefahr, standrechtlich abgewandelt zu werden, in Norddeutschland größer ist, als die Gefahr, von einem Krokodil gefressen zu werden. Wir sind auch keine Götzendiener des Gesetzesbuchstabens; wir können uns sehr wohl Fälle denken, wo wir herzlich gern für die etwas illegale Internirung eines nichtsnutzigen Störers des heiligen Krieges nicht allein Indemnität, sondern auch Dank votiren würden. Aber bei alledem haben wir doch eine sehr lebhafte Ehrfurcht vor Gesetzesparagraphen, und es kränkt uns

tief, sie ohne eine augenscheinlich zwingende Noth ignorirt zu sehen. Dieß Gefühl wird noch verstärkt durch die Erwägung, daß der D. Jacoby für eine Meinungsäußerung verhaftet worden ist, von welcher damals, als er sie that, noch niemand wußte, daß sie mit dem Friedensprogramme der Regierung im Widerspruche stehe. Eine amtliche Erklärung, daß wir Elsaß und Lothringen behalten wollten, lag damals noch nicht vor. Die Frage war eine offene, und es ist kein Geheimniß, daß damals noch sehr conservative Leute in Berlin heftig gegen die Annexion jener „gefährlichen Elemente" eiferten.

Summa: wir müssen dabei bleiben, daß dem D. Jacoby Unrecht geschehen ist, und wenn wir davon auch gerade keine schauerlichen Folgen befürchten, so bedauern wir doch diese Episode einer höchst glorreichen Geschichte um so ernstlicher, je glorreicher die Geschichte selbst ist".

Die Antwort darauf lautete:

„Die ‚Weser-Zeitung' vom 16. d. M. enthält an ihrer Spitze einen Artikel, der sich über die Belehrung ausspricht, welche der Bundeskanzler durch den Oberpräsidenten von Horn dem Königsberger Magistrat in der Jacobyschen Angelegenheit hat zugehen lassen. Gestatten Sie über jene Kritik ein paar Worte zur Verständigung. Die ‚Weser-Zeitung' trifft damit zwei verschiedene Dinge. Die Ausführung des Bundeskanzlers in jener Mittheilung an den Oberpräsidenten ist eine rein theoretische über die Möglichkeit, daß bei ausgebrochenem Kriege im Interesse der Kriegführung die militärische Staatsgewalt Handlungen begehe, welche im Frieden unter allen Umständen unzulässig sein würden. Es ist darin ungefähr dasselbe gesagt, was die Meinung der ‚Weser-Zeitung' sein muß, wenn sie bemerkt: ‚Wir können uns sehr wohl Fälle denken, wo wir herzlich gern für die etwas illegale Internirung

eines nichtsnutzigen Störers des heiligen Krieges nicht allein Indemnität, sondern auch Dank votiren würden". Eben das ist auch die rechtliche Ansicht des Bundeskanzlers, und wenn man dieselbe als absolut unzulässig bezeichnet, so ist es ganz unmöglich, bei einer Invasion des norddeutschen Gebietes auf inländischem Boden eine Schlacht zu liefern, es sei denn, daß es gelingt, eine ausgedehnte und gänzlich unbewohnte Haide als Schlachtfeld ausfindig zu machen und festzuhalten, und selbst dann würde dem Eigenthümer des Grundstücks Rechtsverletzung wohl nachweislich bleiben.

Entweder die kriegführende Gewalt ist ungeachtet des ausgebrochnen Krieges an die Formen der Verfassung oder der Gesetze gebunden, oder sie ist berechtigt, sich in einer vernünftigen, dem Zweck entsprechenden Weise der ausschließlichen Durchführung der kriegerischen Aufgabe hinzugeben. Letztere Frage muß man theoretisch entweder bejahen oder verneinen. Verneint man sie, so ist nicht abzusehen, von wie vielen richterlichen Beamten jeder kämpfende Truppentheil im Inlande begleitet sein müßte, und welche juridische Formalitäten er einzelnen Häusern und Menschen gegenüber zu vollziehen haben würde, bevor er sich zu militärischer Thätigkeit verfassungsmäßig berechtigt fühlen dürfte. Bejaht man aber jene Frage, so wird man auch zugeben müssen, daß es unmöglich ist, die Bestimmungen über die discretionäre Gewalt, welche dem Befehlshaber im Kriege beiwohnen muß, ausreichend und dergestalt zu codificiren, daß der General oder Soldat für jede einzelne Kriegshandlung, die er im Inlande vollzieht, den rechtfertigenden Artikel der Verfassung oder des Landrechts würde anführen können.

Etwas Anderes als Vorstehendes, worüber man ja auch noch verschiedener Meinung sein kann, theoretisch zu deduciren,

kann überhaupt nicht die Absicht des Bundeskanzlers gewesen sein. Denn zu einem Urtheil, ob ein Militärbefehlshaber in einem einzelnen Falle wohlgethan habe, seine Machtvollkommenheit gerade bis zu dem Maße, wie es geschehen, zu verwenden, darüber steht nach der jetzigen verfassungsmäßigen Lage dem preußischen Staatsministerium die Competenz nicht zu. Namentlich sind die vor Ausbruch des Krieges angestellten Generalgouverneure nicht auf Antrag oder unter Autorität des Ministers, sondern ohne Zuziehung eines solchen aus kriegsherrlicher Machtvollkommenheit ebenso wie alle andern militärischen Befehlshaber ernannt worden. Der Bundeskanzler und die andern Staatsminister sind nicht die Vorgesetzten der Militärgouverneure, und letztere würden einer ministeriellen Weisung nicht Folge leisten, wohl aber jedem militärischen Befehle, der ihnen ohne ministerielle Mitwirkung zuginge.

Es ist deshalb von Hause aus ein unpraktischer Weg, wenn diejenigen, welche sich durch einzelne Anordnungen der kriegführenden Militärgewalt in ihren Rechten verletzt glauben, ihre Beschwerden darüber an ministerielle Instanzen richten. Sie können vielmehr Abhülfe nur von Seiten der militärischen Vorgesetzten derjenigen, über welche sie sich beklagen, verlangen. Wir dürfen daher annehmen, daß der Bundeskanzler sich gar nicht in der Lage gefühlt hat, über die Opportunität eines einzelnen Falles, beispielsweise des Jacobyschen, amtlich seine Meinung zu sagen, sondern daß derselbe nur seine Ansicht über die theoretische Frage ausgesprochen hat, ob während des Krieges und im Interesse der Kriegführung die Verhaftung einzelner Personen, deren Thätigkeit nach dem Ermessen der Militärgewalt der eignen Kriegführung schädlich, dem Feinde nützlich ist, vorübergehend gestattet sei.

In dieser Allgemeinheit gestellt, wird die Frage von praktischen

Politikern und Soldaten schwerlich verneint werden können, wenn sie auch theoretisch und juristisch gleich allen Materien des Kriegsrechts ihre vielfachen Bedenken hat. Die concrete Frage aber, ob dieses Kriegsrecht der Staatsgewalt, wenn sie es besitzt, gerade gegen Jacoby zur Anwendung zu bringen war, liegt ebenso außerhalb der ministeriellen Competenz, wie etwa die Frage, ob es nothwendig oder zweckmäßig, bei einer im Inlande gelieferten Schlacht ein bestimmtes Dorf in Brand zu stecken oder fünfzig Meilen vom Schlachtfelde einen Privatmann zu interniren, von welchem man Begünstigung des Feindes befürchtet, ohne daß er dessen juristisch überführt werden könnte. In welcher Weise ein militärischer Befehlshaber für eine etwa nach Meinung der Betheiligten irrthümliche, übereilte oder ungerechte Lösung dieser Frage verantwortlich gemacht werden kann, liegt außerhalb der gegenwärtigen Besprechung, in welcher wir nur darzuthun bemüht waren, daß die staatsrechtlichen Attributionen der Minister ihnen eine unmittelbar eingreifende Autorität über solche Fälle nicht gewähren".

Freitag, den 21. October. Diesen Morgen nach acht Uhr hörte man Schießen aus grobem Geschütz, welches lebhafter als sonst war und länger als gewöhnlich anhielt. Man ließ sich dadurch nicht stören. Verschiedene Artikel wurden fertig, darunter einer über den Abzug des Nuntius und der übrigen Diplomaten aus Paris. Beim Frühstück wollte Keudell wissen, die Franzosen hätten die Porzellanfabrik im benachbarten Sèvres zusammengeschossen. Hatzfeld erzählte, daß seine Schwiegermutter (eine Amerikanerin), die in Paris zurückgeblieben, ihm über die Ponies, von denen er wiederholt zu uns gesprochen, günstige Nachrichten mitgetheilt habe. Sie wären allerliebst fett. Ob sie die wohl essen sollten? Er wollte antworten, in Gottes Namen, nur behalte er sich vor, den Preis für die

Thiere bei der Friedensabrechnung der französischen Regierung zu liquidiren.

Inzwischen hatten die Kanonen draußen fortgedonnert, und zwischen ein und zwei Uhr war es, als ob man sich in den Gehölzen drüben im Norden der Stadt herumschösse. Das Feuer wurde heftiger. Die Kanonenschüsse fielen Knall auf Knall, auch Mitrailleusen ließen sich hören. Es war, als ob sich eine förmliche Schlacht entwickelt hätte, und als ob sie sich uns näherte. Der Chef ließ satteln und ritt hinweg. Auch wir andern machten uns in der Richtung auf, wo das Gefecht zu toben schien. Links über dem Walde, durch den der Weg nach Jardy und Vaucresson führt, sah man die wohlbekannten weißen Granatwölkchen aufsteigen und zerspringen. Ordonnanzen jagten auf der Straße hin. Ein Bataillon marschirte nach dem Schauplatze des Treffens ab. Bis nach vier Uhr dauerte der Kampf, dann hörte man nur noch einzelne Schüsse von dem großen Fort auf dem Mont Valérien, und zuletzt schwieg auch dieses. Man erfuhr jetzt, daß die Franzosen uns nicht so nahe gewesen, als es geschienen: ihr Ausfall hatte unsern Stellungen bei La Celle Saint Cloud und Bougival gegolten — Dörfern, von denen das erstere etwa eine, das zweite ungefähr anderthalb Stunden Wegs von Versailles entfernt sind. In der Stadt herrschte während des Nachmittags begreiflicherweise unter den Franzosen große Aufregung, und die Gruppen, die vor den Häusern sich gebildet hatten, erwarteten, als der Lärm näher und näher kam, vermuthlich jeden Augenblick unsre Truppen in voller Flucht vor den rothen Hosen daherfliehen zu sehen. Später machten sie lange Gesichter und zuckten mit den Achseln.

Bei Tische sagte der Chef u. A., daß er entweder heute oder doch einen dieser Tage sein parlamentarisches Jubiläum

feiern könne. Vor fünfundzwanzig Jahren um diese Zeit sei er in den Provinziallandtag von Pommern eingetreten. „Ich erinnere mich", so fuhr er fort, daß es da schrecklich langweilig war. Ich hatte da als ersten Gegenstand den übermäßigen Talgverbrauch im Armenhause zu bearbeiten. Wenn man daran denkt, wie man — ich habe da und später im Vereinigten Landtage doch manche dumme Rede gehört — und (nach einer Pause, lächelnd) gehalten".

Man sprach von der prächtigen Ausstattung der hiesigen Präfectur und davon, daß sie zwei Millionen gekostet. „Damit ist doch keins von unsern Ministerien in Berlin zu vergleichen", bemerkte der Kanzler hierzu, „selbst das Kriegsministerium nicht, das doch eher nach etwas aussieht. Das Handelsministerium mag auch angehen. Aber wir. Selten hat wohl ein Minister so beschränkt gewohnt. Wo wir schlafen, ist ein Raum höchstens noch einmal so groß wie dieser hier, und daraus haben sie drei gemacht, einen leidlich großen für mich, einen kleinen für meine Frau und einen, wo bisher meine Söhne schliefen". — „Wenn ich Leute bei mir sehe, muß ich's wie kleine Honoratioren in der Provinz machen, Stühle borgen, Alles ausräumen, sogar mein Arbeitszimmer". — Jemand machte sich über die chinesische Tapete lustig, die in Berlin den einen großen Saal bekleidet. — „Ach, lassen Sie die doch zufrieden", erwiderte der Chef. „Wenn die der Staat einmal nicht mehr braucht, kaufe ich sie für Schönhausen. Ich habe viel mit ihr durchgemacht, und dann ist sie in ihrer Art wirklich schön".

Zwischen halb acht und halb neun Uhr war der Maire der Stadt wieder beim Minister. Später ging ein Artikel über das Betragen unseres unhöflichen Wirthes in Ferrières zur Beförderung nach Deutschland ab. Er lautete:

„In einem Briefe, datirt: Paris, Place de la Madeleine

·70, schreibt jemand an die Gräfin Moustier unter andern Unwahrheiten die folgende: Bei uns verlangten die Preußen Fasanen. Rothschild erzählt mir soeben, daß sie bei ihm welche gehabt hätten. Aber sie haben den Rendanten prügeln wollen, weil sie nicht getrüffelt gewesen. Für jeden, der den königlichen Haushalt in Ferrières gesehen hat, war der Eindruck ungewöhnlicher Einfachheit desselben und sorgfältigster Schonung alles Rothschildschen Eigenthums in einer Weise vorwiegend, daß sich ihm Vergleichungen über die Behandlung des Besitzes dieses Millionärs, der geschützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den nothwendigen Kriegsleiden des ärmeren Mannes aufdrängten. Se. Majestät gestattete in der Auffassung, daß die königliche Gegenwart ihren Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einschließlich der Fasanen, jagdmäßig beschossen wurde, so lange der königliche Aufenthalt dauerte, und Baron Rothschild, früher preußischer Generalconsul, der sich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieses Amtes in wenig höflicher Weise entledigt hatte, hat nicht einmal so viel Lebensart gehabt, sich während der ganzen Anwesenheit des Königs in Ferrières ein einziges Mal nach den Bedürfnissen seines hohen Gastes durch seine Beamten erkundigen zu lassen. Keiner der deutschen Bewohner von Ferrières kann sagen, daß er auch nur mit einem Stück Brot die Gastlichkeit des Eigenthümers genossen habe, dessen Vorbesitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Franken hinterließ. Sollte Baron Rothschild wirklich gegen jemand die in dem Briefe verzeichnete lügenhafte Klage ausgesprochen haben, so können wir ihm nur wünschen, daß er nach der königlichen Hofhaltung Einquartierung bekommen möge, die ihm den Unterschied zwischen den bescheidenen Ansprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher

Einquartierungen empfinden lasse, soweit dieß bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich ist".

Sonnabend, den 22. October. Verschiedene Telegramme und Artikel abgesandt, über den Ausfall des gestrigen Treffens, über Keratrys Sendung nach Madrid u. A.

Der Angriff der Pariser, mit einigen zwanzig Bataillonen Linie und Mobilgarden unter dem schützenden Feuer des Mont Valérien unternommen, galt vorzüglich dem an der Seine gelegenen Dorfe Bougival, das von unsern Außenposten besetzt war. Dieselben zogen sich auf ihren Rückhalt zurück, und die Franzosen bemächtigten sich des Ortes, wurden aber bald nachher von der einen Division des fünften deutschen Armeecorps angegriffen und wieder hinaus getrieben, wobei sie eine beträchtliche Zahl von Gefangnen und zwei Geschütze in den Händen unsrer Leute ließen. Die Gefangnen, etwa hundert an der Zahl, sind heute durch die Stadt gebracht worden, wobei es zu Unordnungen gekommen sein soll, sodaß die gelben Dragoner, wie es heißt, sich genöthigt gesehen haben, auf die sich ungestüm herandrängende Menge mit flacher Klinge einzuhauen.

Wenn der Chef gestern Abend sagte, es sollte unsrerseits nicht gelitten werden, wenn sich bei Gelegenheit von Treffen auf den Straßen Gruppen von Leuten bildeten, die Bewohner sollten aufgefordert werden, in solchen Fällen in ihren Häusern zu bleiben, und die Patrouillen müßten angewiesen sein, auf Zuwiderhandelnde sofort zu schießen, so ist das nun erfüllt. Heute machte der Commandant von Versailles, von Voigts-Rhetz bekannt, daß nach dem Alarmsignal alle Einwohner der Stadt sich ohne Verzug nach Hause zu begeben haben, und daß den Truppen Befehl ertheilt worden ist, gegen ungehorsame von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen.

Der Pariser Polizeipräfect Keratry ist in Madrid erschienen, um dem General Prim zwei verschiedene Vorschläge zu unterbreiten, deren erster ein Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Frankreich und Spanien ist, kraft dessen letzteres dem ersteren eine Armee von 50,000 Mann zu Hülfe zu schicken hätte. Der Zweck wäre gemeinschaftliche Vertheidigung der Interessen der Völker lateinischer Race gegen die Allmacht der germanischen. Als Prim diesen seltsamen Gedanken abgelehnt (seltsam; denn eine Unterstützung Frankreichs durch Spanien, dem jenes vor drei Monaten in anmaßendster Weise seinen Willen aufgenöthigt, wäre doch eine Selbstverleugnung und ein Verkennen des klaren eigenen Interesses ohne Gleichen gewesen), hat der französische Unterhändler das Verlangen gestellt, Spanien möge dann wenigstens durch Decret die Waffenausfuhr nach Frankreich freigeben. Aber auch darauf ist Prim nicht eingegangen.

Vor Tische machte ich mit Bucher eine Fahrt durch den Wald der Fausses Reposes nach dem zwischen Sèvres und Saint Cloud anmuthig gelegnen Städtchen Ville d'Avray, um die Villa Stern zu besuchen, wo man eine gute Aussicht auf Paris haben sollte. Die dort stehende Schildwache ließ uns nicht ein; indeß fanden wir auf der andern Seite des Thales am Rande eines Parkes einen strohgedeckten Pavillon, der unserer Absicht genügte. Mit bloßem Auge schon sah man hier im gelblichen Abendlicht über den Vorstädten von Paris einen großen Theil der Stadt selbst mit der weißen geraden Linie der Enceinte, den Invalidendom mit seinen goldnen Reifen, die Notredame-Kirche mit ihren stumpfen Thürmen, die Kuppel des Pantheon und ganz zur Rechten Val de Grace. Während wir das Bild betrachteten, ging ein Eisenbahnzug dampfend über den Viaduct bei den Wällen.

Auf der Hinfahrt nach Ville d'Avray sah ich Bennigsen

die Rue de Provence herabkommen, und als wir zurückkehrten, hatte er für den Chef seine Karte abgegeben. Der letztere speiste heute von vier Uhr an beim Könige, erschien aber dann noch auf eine halbe Stunde bei uns zum Essen. Man sprach davon, daß Metz sich wahrscheinlich noch im Laufe der nächsten Woche ergeben werde. Es herrschte arge Hungersnoth in der Stadt und namentlich auch Mangel an Salz. „Die Ueberläufer", so erzählte der Minister, „essen es löffelweise, um ihrem Blute wieder den nöthigen Vorrath davon zuzuführen". Der Prinz Friedrich Karl will, wenn ich recht verstand, eine Kapitulation auf die Bedingungen von Sedan und Toul hin, der Kanzler ist aus politischen Gründen für mildere Behandlung der Garnison, der König scheint zwischen beiden noch zu schwanken.

Dem Maire von Versailles hat der Chef gestern gesagt: „Keine Wahlen, kein Friede. Aber die Herren in Paris wollen davon nichts hören. Die amerikanischen Generale, die deswegen drin waren, sagten mir, 's wäre nichts mit ihnen anzufangen. Nur Trochu hätte gesagt, sie wären noch nicht so weit, um unterhandeln zu müssen, die Andern hätten davon überhaupt nichts wissen wollen, nicht einmal von einer Befragung des Landes". — „Ich sagte ihm schließlich, es werde uns nichts übrig bleiben, als uns mit Napoleon zu verständigen und ihnen den wieder aufzunöthigen. Er meinte, das würden wir nicht thun, das wäre die ärgste Beleidigung. Ich erwiderte ihm, es läge ja aber im Interesse des Siegers, den Besiegten einer Gewalt zu überlassen, die sich nur auf die Soldaten stützen könnte; denn dann würde man nicht an auswärtige Kriege denken können. Ich rieth ihm schließlich, sich nicht dem Irrthum zu überlassen, Napoleon habe keine Wurzeln im Lande. Er habe die Armee für sich. Boyer habe mit mir im Namen des Kaisers Napoleon verhandelt. Und wie weit die Wurzeln

gingen, die das jetzige Pariser Gouvernement im Lande hätte, wäre noch zu untersuchen. Auf dem platten Lande theilten schwerlich Viele die Meinung, daß man nicht an Frieden denken dürfe. — Er kam dann mit seinen Gedanken wegen eines Friedens heraus: Schleifung ihrer und Schleifung unsrer Festungen, beiderseitige Entwaffnung nach der Zahl der Bevölkerung u. dgl. Die Leute haben wirklich, wie ich ihm zu Anfang sagte, noch keine genügende Vorstellung von dem, was der Krieg ist".

Der „Nouvelliste" wird, da er jetzt die einzige Zeitungsnahrung der Versailler ist und ihnen verständigerweise nicht zu viel zumuthet, von den Leuten hier nicht verschmäht. L. berichtete, daß die Zahl der verkauften Exemplare verschieden ausfalle, von einigen Nummern habe er gar nichts, von andern 20 bis 50, von der vorletzten 150 Exemplare in den Händen behalten. Doch habe seine Wochenrechnung bis jetzt noch keinen Schaden ergeben.

Abends einen Artikel geschrieben, der den Gedanken ausführt: die erste Bedingung, welche der Bundeskanzler den verschiedenen Parteien gestellt habe, die mit ihm über den Frieden unterhandeln gewollt, sei die Wahl einer Vertretung des Willens Frankreichs gewesen. An die Abgesandten der republikanischen, der imperalistischen und noch einer dritten Partei habe er dasselbe Verlangen gestellt. Er wolle eine solche Befragung des Volkes auf jede mögliche Weise erleichtern. Die Regierungsform sei uns völlig gleichgültig. Nur eine wirkliche von der Nation anerkannte Regierung müßten wir vor uns haben.

Sonntag, den 23. October. Der „Nouvelliste" wird dieser Tage folgenden Gedanken ein französisches Gewand anziehen: In Frankreich begegnet man heutzutage ohne Aufhören Dingen, welche den gesunden Menschenverstand und zugleich

dem sittlichen Gefühle ins Gesicht schlagen. Ehemalige päpstliche Zuaven und zwar nicht blos solche, die ihrer Nationalität nach Franzosen sind, werden ohne Weiteres Soldaten einer Republik, die von Voltairianern regiert wird. Garibaldi stellt sich in Tours ein und trägt, wie er sich ausdrückt, das, was von ihm noch übrig ist, Frankreich zum Dienste an. Er hat vermuthlich nicht vergessen, daß dieses Frankreich vor zwanzig Jahren die römische Republik mit Waffengewalt zertrümmerte, und er mußte noch frischer im Gedächtniß die Wunder haben, die sich bei Mentana begaben. Er muß sich deutlich des Umstandes erinnern, daß seine eigne Geburtsstadt Nizza durch dieses selbe Frankreich dem italienischen Vaterlande geraubt worden ist, und daß nur der Belagerungszustand sie in diesem Augenblicke abhält, sich der französischen Herrschaft zu entziehen.

Mittags um ein Uhr machten die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow dem Kanzler ihren Besuch.

Wiederholt schon hatte ich in den Nachmittagsstunden Soldaten aus den Lazarethen auf den Kirchhof bringen sehen, vorgestern drei, gestern zwei auf einmal. Heute kam ein langer Zug vom Schlosse her über den Place d'Armes und in die Rue Hoch hinein. Es waren fünf Bahren, auf der ersten unter einem schwarzen Leichentuch ein Offizier vom 47. Regiment, auf den andern, bedeckt mit weißen Laken, gemeine Soldaten. Ein vorangehendes Musikchor blies einen Choral, dann folgte das dumpfe Wirbeln der Trommeln. Auch ein Geistlicher war dabei. Die Franzosen zogen beim Vorübergehen der Särge Mützen und Hüte — eine schöne Sitte.

Bei Tische machte Delbrück darauf aufmerksam, daß die preußischen Beamten hier sehr bald, nachdem sie angestellt sind, das Bedürfniß empfinden, allen Ernstes sich den ihrer Aufsicht anvertrauten Dingen zu widmen, das Beste der ihnen unter-

gebnen Einwohner wahrzunehmen und auch dann für Ordnung in den ihnen zugewiesenen Kreisen zu sorgen, wenn es sich nicht um unser Interesse handelt. So sei z. B. Brauchitsch außer sich über den in den hiesigen Wäldern ganz ungescheut verübten Holzdiebstahl und wolle zu Gunsten der französischen Forstverwaltung kräftig gegen das Unwesen einschreiten. — Ferner erfuhr man, daß aus Baden in diesen Tagen Freydorff, Jolly und ein Dritter zu erwarten seien, dessen Name mir entfallen ist, und von dem man auf Usedom zu reden kam. — — — Als Delbrück erwähnte, daß Baiern bei den vorläufigen Verhandlungen über eine neue Organisation Deutschlands Anspruch auf eine Art Mitvertretung des Bundesstaats im Auslande erhoben habe, die man sich so vorstelle, daß, wenn der preußische oder vielmehr der deutsche Gesandte oder Botschafter abwesend sei, der baierische die Geschäfte fortführe, sagte der Chef: „Nein, alles Andere, aber das geht wirklich nicht; denn es kommt doch nicht auf den Gesandten an, sondern auf die Instructionen, die er bekommt, und da hätten wir zwei Minister des Auswärtigen für Deutschland", was er dann weiter ausführte und mit Beispielen belegte.

Montag, 24. October. In einem Telegramm aus England, das für das Schloß Wilhelmshöhe bestimmt ist, heißt es u. A.: „Much time will be lost, I am afraid". Dazu hat der Chef am Rande mit Bleistift bemerkt: „Is lost". — Ich schicke eine Notiz über die in Rochefort erfolgte Ermordung des Kapitäns Zielke vom deutschen Schiffe „Flora" zur Beförderung in englische Zeitungen ab. — Aus Marseille treffen eigenthümliche Nachrichten ein. Die Rothen scheinen dort die Oberhand zu haben. Esquiros, der dort residirende Präfect der Rhonemündungen, gehört dieser Spielart der französischen Republikaner an. Er hat die „Gazette du Midi" unterdrückt,

weil die Klubs seiner Partei behauptet, das Blatt begünstige die Kandidatur des Grafen von Chambord, dessen Proclamation es abgedruckt hat. Er hat ferner die Jesuiten ausgewiesen. Ein Decret Gambettas hat den Präfecten darauf für abgesetzt erklärt, und die Maßregeln gegen jene Zeitung sowie gegen die Jesuiten aufgehoben. Esquiros aber hat sich, auf die Arbeiter gestützt, an diese Befehle der Regierungsdelegation in Tours nicht gekehrt, er behauptet seinen Posten, und die Gazette du Midi bleibt unterdrückt, die Gesellschaft Jesu ausgewiesen. Ebenso wenig ist die Verfügung Gambettas, welche die neben der Marseiller Nationalgarde bestehende, aus den Reihen der rothen Republikaner rekrutirte Bürgergarde auflöste, beachtet worden. Der Chef äußerte in Bezug hierauf: „Na, jetzt scheint der Bürgerkrieg dort in Gang zu kommen, und es ist möglich, daß es bald eine Republik des Südens giebt“. Ich verarbeitete diese Nachrichten zu einigen im Sinne dieser Glosse gehaltenen Artikeln.

Gegen vier Uhr stellte sich beim Kanzler ein Herr Gauthier ein, der von Chiselhurst kommt. — — — Wir haben heute Graf Waldersee bei Tische, während der Chef beim Könige speist. Abends zwischen sieben und acht Uhr heißt es, in Paris müsse eine große Feuersbrunst ausgebrochen sein, der ganze nördliche Himmel sei mit rothem Schein übergossen, und in der That sehe ich, daß es über den Gehölzen im Norden der Stadt wie der Abglanz eines ungeheuren Brandes flammt. Indeß erweist sichs allmählich, daß wir uns getäuscht haben. Die Röthe gewinnt Gestalt, säulenartige Strahlen schießen aus ihr hervor, und wir werden inne, daß die Erscheinung ein Nordlicht ist, welches prachtvoll über den Horizont heraufwächst. Wir werden infolge dessen bald Winter und trockne Kälte haben.

Dienstag, den 25. October. Gute Nachrichten ein-

getroffen und weiter befördert. Gestern hat die Festung Schlettstadt kapitulirt, und Tags vorher ist General Wittich mit der 22. Division in Chartres eingerückt. Unter den Resten der französischen Loire-Armee herrscht nach einem Briefe aus Tours große Zuchtlosigkeit. Häufig sind die Fälle, wo betrunkene Soldaten ihren Offizieren den Gehorsam verweigern und sie der Unfähigkeit und des Verraths beschuldigen. Die Uebergabe von Metz wird morgen oder übermorgen stattfinden, und Theile der dort bisher festgehaltnen deutschen Armee können schon in acht Tagen die im Gebiet der Loire kämpfenden Truppen verstärken. Diesen Morgen äußerte der Chef in Bezug auf die Nachricht des „Pays", nach welcher von dritthalb Milliarden Kriegskostenentschädigung die Rede wäre: „Unsinn! Ich werde ihnen viel mehr abfordern".

Während des Diners kam man heute, ich weiß nicht mehr, wie, auf Wilhelm Tell zu sprechen, und der Minister bekannte, daß er den schon als Knabe nicht habe leiden können, und zwar erstens, weil er auf seinen Sohn geschossen, dann weil er Geßler auf meuchlerische Weise getödtet habe. „Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen", setze er hinzu, „wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken, — den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte — wenn er da lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumuthung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht, das paßt sich nicht für Helden — nicht einmal für Franctireurs".

Der „Nouvelliste" wird täglich in zwei Exemplaren an mehrere Ecken der Stadt angeschlagen, und wenn die Leute, die ihn da in Gruppen lesen, beim Vorübergehen von Deutschen auch Kritiken wie „Mensonge"! oder „Impossible"! verlauten lassen, so lesen sie ihn doch. Heute hat Einer auf das

Exemplar in der Nähe der Präfectur „blague“ geschrieben, aber Stiebers Geister oder andere Wächter der Wahrheit hatten ihn — es war ein Handwerksgesell — dabei ertappt, und es heißt, daß er nach Deutschland abgeführt werden soll.

In Bougival hat, wie man beim Frühstück erzählt, bei dem neulichen Ausfall ein Seitenstück zu der Tragödie von Bazeilles gespielt. Als unsere Vorposten das Dorf verließen, haben mehrere Einwohner desselben gemeint, die deutschen Truppen an dieser Stelle dächten sämmtlich das Feld zu räumen. Sie haben es darauf für ihre patriotische Pflicht gehalten, mit Windbüchsen auf eine Abtheilung Soldaten zu schießen, welche die Fahne des 46. Regiments umgaben. Aber die Strafe folgte diesem verrätherischen Gebahren auf dem Fuße. Unsre Leute stürzten sich in die Häuser, aus denen die Schüsse gefallen waren, und verhafteten 19 Bauern, die den andern Tag vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Gestern hat man, wie es heißt, die Schuldigen unter ihnen erschossen. Die Gemeinde muß eine außerordentliche Contribution von fünfzigtausend Franken zahlen. Die Häuser, aus denen geschossen worden, sind niedergebrannt worden, und sämmtliche Einwohner sollen veranlaßt worden sein, das Dorf zu räumen.

Mittwoch, den 26. October. Früh Granvilles Depesche für den König übersetzt und später einen Auszug für die Presse daraus gemacht. Denselben mit der Bemerkung begleitet, daß wir den Franzosen bereits zweimal, durch Favre und am 9. October durch Burnside, einen Waffenstillstand zu günstigen Bedingungen angeboten, daß sie ihn aber nicht gewollt, weil wir ihn gewollt hätten. Dann nach London telegraphirt, daß Thiers freies Geleit zur Reise in unser Hauptquartier und Erlaubniß, von da nach Paris zu gehen, erhalten. Ferner, daß der Graf

von Chambord mit dem Grafen von Paris in Coppet eine Zusammenkunft gehabt.

Nachmittags, als der Chef ausgeritten, mit Bl., einem Engländer, der für den „Inverneß-Courier“, und einem Amerikaner, der für ein Blatt in Chicago Kriegsberichte schreibt, nach der Ferme unter dem Schlosse von Beauregard gefahren, um H. zu besuchen, der, von seiner bei Wörth empfangnen Wunde genesen, seit einigen Tagen wieder bei seinem Regiment — dem 46. — eingetroffen ist. Wir treffen da eine Anzahl von Offizieren, nette, liebe Leute, mit denen man rasch bekannt wird und gern verkehrt. Bl. fährt inzwischen mit dem Premierleutnant v. H. nach Bougival — — — und da sie von dort später, als sie versprochen, zurückkehren, versäume ich darüber das Diner zu Hause, was der Chef nicht gern sieht. Er hat indeß über Tische nur gefragt, „wo das Büschchen sei“, und als er später vom König zurückgekehrt, sich nochmals erkundigt, ob ich noch nicht wieder da, und dabei die Besorgniß geäußert, die Posten könnten auf mich schießen.

Abends noch einen Aufsatz gemacht, der nachstehenden Gedankengang verfolgt. Es verlautet, daß die Wiener Diplomatie neuerdings Schritte gethan hat, um die Deutschen zu bewegen, den Franzosen einen Waffenstillstand zu gewähren. Es fällt uns schwer, an dieses Gerücht zu glauben. Ein Waffenstillstand würde gegenwärtig nur den Franzosen zu Gute kommen, ihre Widerstandskraft verstärken, uns vielleicht die Erreichung der als nothwendig erkannten Friedensbedingungen erschweren. Sollte Oesterreich mit jenem Schritte diesen Zweck im Auge haben? Folgende Betrachtungen liegen doch sehr nahe. Wenn man uns in Wien die Früchte unsrer Siege verkümmert, wenn man uns die sichere Grenze im

Westen, die wir erstreben, nicht gewinnen läßt, so kann ein neuer Krieg gegen Frankreich oder vielmehr die Fortsetzung des unterbrochenen nicht ausbleiben. Wo die Franzosen dann ihren Bundesgenossen suchen und wahrscheinlich finden würden, liegt deutlich auf der Hand. Aber ebenso klar ist wohl, daß Deutschland in diesem Falle nicht warten würde, bis Frankreich sich aus dem Chaos wieder herausgeholfen hätte, in welchem ein Abbruch des gegenwärtigen Krieges es lassen würde. Deutschland müßte und würde vorher diesen zukünftigen Bundesgenossen Frankreichs vornehmen und unschädlich zu machen suchen, und derselbe würde, isolirt dastehend, die Schuld bezahlen müssen, die er dadurch, daß er uns unsern Zweck jetzt nicht erreichen lassen, auf sich geladen hätte. — — —

Donnerstag, den 27. October. Die Kapitulation von Metz wird wahrscheinlich noch im Laufe des heutigen Tages unterzeichnet werden. Die ganze dortige Armee mit Einschluß der Offiziere aller Grade geht in die Gefangenschaft nach Deutschland, wohin wir dann mit Ausnahme von etwa 60,000 Mann das gesammte Heer des kaiserlichen Frankreich versetzt haben werden. Früh telegraphirt, daß man bei unsern Truppen vor Paris beobachtet, wie vom Montmartre auf die Vorstadt Villette mit Kanonen geschossen worden, auch hätte man in den Straßen stundenlang Gewehrfeuer gehört. Vielleicht ein Aufstand der Radikalen? Dann einen zweiten Aufsatz über die Einmischung Beusts in unsern Handel mit Frankreich geschrieben. — — — Abends erzählt Hatzfeld, daß er heute bei den Vorposten draußen gewesen, wo eine Anzahl amerikanischer Familien aus Paris angekommen seien, die sich entschlossen, der belagerten Stadt, in der es ungemüthlich zu werden anfange, den Rücken zu kehren. Es ist ein Dutzend Wagen mit weißen Fahnen gewesen, und die Leute haben den Weg über Villejuif genommen. Auch

die Mitglieder der portugiesischen Gesandtschaft haben jetzt Paris verlassen, um sich nach Tours zu begeben.

Freitag, den 28. October. Im Laufe des Nachmittags schickte Moltke dem Chef ein Telegramm mit der Meldung, daß die Kapitulation von Metz heute um 12 Uhr 45 Minuten unterzeichnet worden. Die dadurch in Gefangenschaft gerathene französische Armee zählt Alles in Allem 173,000 Mann, worunter 16,000 Kranke und Verwundete. Bei Tische sind von Bennigsen, von Friedenthal und von Blankenburg, letzterer ein Jugendfreund des Chefs, zugegen. Von den zu Metz in Gefangenschaft gerathenen französischen Offizieren und deren bevorstehender Abführung nach Deutschland kommt das Gespräch auf den General Ducrot und dessen schmähliche Flucht aus Pont à Mousson. „Ja", sagte der Minister, „der hat mir einen langen Brief geschrieben, in welchem er mir auseinandersetzt, daß die Vorwürfe, die wir ihm wegen seines wortbrüchigen Entweichens gemacht, unbegründet seien; ich habe dadurch aber keine wesentlich andere Meinung gewonnen". Er erzählte dann, daß neulich „ein Unterhändler von Gambetta" bei ihm gewesen sei, der ihn gegen das Ende seiner Besprechung gefragt habe, „ob wir die Republik anerkennen würden. — Ich erwiderte ihm: Ohne Zweifel und Bedenken. Nicht nur die Republik, sondern, wenn Sie wollen, auch eine Dynastie Gambetta; nur muß sie uns einen vortheilhaften und sichern Frieden verschaffen". — „Und in der That, jede Dynastie, ob Bleichröder oder Rothschild", setzte er hinzu, worauf die letzteren beiden Herren für eine Weile Gegenstand des Gesprächs wurden. — — —

Abends kommt L., wie gewöhnlich, um sich Informationen zu holen. Ich höre von ihm, daß der Legationsrath Sammer, einst Premier des „Herzogs Friedrich VIII.", seinem damaligen und seinem jetzigen Herrn hierher gefolgt ist, und sich schon seit

einiger Zeit hier aufhält, wo er Zeitungscorrespondenten mit Nachrichten versieht. Der „Nouvelliste“ soll eingehen und an seine Stelle ein Blatt in größerem Format treten, welches den Titel: „Moniteur Officiel de la Seine et Oise“ führen und auf Rechnung der Regierung erscheinen wird.

Sonnabend, den 29. October. Bei der Umwandlung des „Nouvelliste“ in einen „Moniteur Officiel“ scheinen gewisse Verhältnisse nicht recht festgestellt worden zu sein, oder es ist eine Intrigue im Werke. Heute früh, während ich arbeite, schickt mir ein Herr Theodore N., „collaborateur du Moniteur Officiel de la Seine et Oise“ seine Karte herein, und der Karte folgt ein junger Mensch, der vom Präfecten an mich geschickt sein und „Notizen zu Leitartikeln“ von mir haben will. Ich bemerke ihm, daß L. zu dem Zwecke genüge, der ja wohl bei dem Blatte bleibe, und daß ich mit ihm nur auf Befehl des Bundeskanzlers verkehren werde. Er fragt, ob er dem Präfecten sagen solle, er möge darüber mit Graf Bismarck sprechen. Ich erwidere, das müsse der Präfect selber wissen, ich ließe ihm nichts sagen.

Beim Frühstück will Saint Blanquart wissen, daß Thiers morgen bei uns eintreffen werde, und Bölsing äußert später, daß schon Friedenspräliminarien in der Luft schweben, was wir so lange bezweifeln wollen, bis der Chef dergleichen gute Dinge andeutet. Man hört auch, daß Moltke Graf geworden ist, und daß der König den Kronprinzen und seinen Neffen, den Bezwinger von Metz, zu Feldmarschällen ernannt hat.

Bei Tische fragte der Chef, als wir die Suppe in Angriff genommen hatten, ob das nicht Erbswurst wäre, und als ihm das bejaht wurde, lobte er sie als ganz vorzüglich, worin ihm Delbrück beipflichtete. Dann war von dem großen Erfolge in Metz die Rede. „Das verdoppelt die Zahl unsrer Gefangnen geradezu“, sagte der Minister. „Nein, es ist mehr. Wir haben

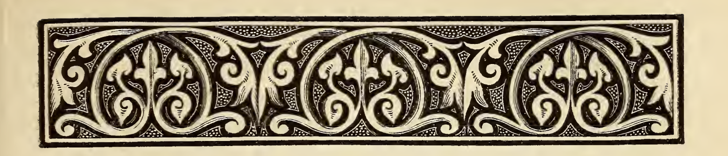
jetzt das Heer, das Napoleon in der Zeit von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken auf den Beinen hatte, mit Ausnahme derer, die wir getödtet haben, in Deutschland. Was sie noch haben, die Franzosen, ist nachträglich aus Algier und Rom geholt und neu ausgehoben. Auch kommt Vinoy mit einigen tausend Mann hinzu, der sich vor Sedan noch davon gemacht hat. Ihre Generale sind ebenfalls fast alle gefangen". Er sprach dann davon, daß Napoleon gebeten, ihm die in Metz eingeschlossen gewesenen Marschälle Bazaine, Leboeuf und Canrobert nach Schloß Wilhelmshöhe zu senden. „Giebt eine Whistpartie", sagte er. „Ich habe nichts dagegen und werde es dem König empfehlen". Dann äußerte er, es geschähen jetzt so viele sonderbare Dinge, an die vorher kein Mensch hätte denken können, daß man die wunderbarsten für möglich halten könnte. „Unter Anderm könnte es sich wohl machen, daß wir den deutschen Reichstag in Versailles abhielten, während Napoleon in Cassel das Corps legislativ und den Senat zu einer Berathung über den Frieden versammelte. Er hat die Ueberzeugung, gegen die sich nicht viel einwenden läßt, daß die alte Landesvertretung noch zu Recht bestehe, und daß er sie berufen könne, wohin er wolle — freilich wohl nur in Frankreich. Ueber Cassel wird sich streiten lassen". Er bemerkte dann, daß er die Repräsentanten der Parteien, „mit denen sich reden lasse", Friedenthal, Bennigsen und Blankenburg, hierher berufen habe, um ihre Meinung über ein Tagen unseres Parlaments in Versailles zu hören. „Von der Fortschrittspartei mußte ich absehen; die wollen nur, was nicht möglich ist", fuhr er fort. „Sie sind wie die Russen, die auch im Winter Kirschen essen und im Sommer Austern haben wollen. Wenn ein Russe in einen Laden tritt, so verlangt er: Kak nje bud, eigentlich: Was nicht ist".

Nach dem ersten Gericht wird Prinz Albrecht, Vater, mit

seinem Adjutanten eingeführt und setzt sich zur Rechten des Chefs, um zunächst ein Glas Magdeburger Bier (Liebesgabe und recht gut) sowie später den Sekt mit uns zu trinken. Der alte Herr ist mit seiner Kavallerie als echter preußischer Prinz immer tapfer und pflichtgetreu weiter vorgedrungen und bis über Orleans hinaus gekommen. Das Gefecht bei Chateaudun wäre, erzählte er, „ein schauderhaftes" gewesen. Schließlich ertheilte er dem Herzog von Meiningen, der ebenfalls keine Gefahren und Entbehrungen gescheut, warme Lobsprüche. — — — „Darf ich fragen", sagte der Prinz, „wie sich die Frau Gräfin befindet"? — „O, der geht es ganz gut jetzt, wo es mit dem Sohne wieder besser steht. Nur leidet sie immer noch an ihrem grimmigen Hasse gegen die Gallier, die sie sammt und sonders todt geschossen und gestochen sehen möchte, bis auf die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür könnten, daß sie so scheußliche Eltern hätten". Er sprach dann vom Zustande des Grafen Herbert, dessen Wunde am Oberschenkel sich Anfangs gut angelassen habe, dann aber recht schlimm geworden sei, sodaß der Arzt vermuthet habe, die Kugel habe eine giftige Substanz entwickelt.

Abends wurde im Bureau davon gesprochen, daß eine Anzahl Exemplare von Nummer 13 des „Nouvelliste", von Abeken bestellt, nach Paris hineingebracht werden soll, „damit sie dort die Kapitulation von Metz schwarz auf Weiß haben".





Zehntes Kapitel.

Thiers und die ersten Waffenstillstandsverhandlungen in Versailles.

ls ich am 30. October früh einen Gang über die Avenue de Saint Cloud machte, begegnete ich Bennigsen, der an diesem Tage mit Blankenburg die Heimreise antreten wollte. Er äußerte auf meine Frage, wie weit man daheim mit der deutschen Einigung gekommen sei, es stände gut damit, in Baiern werde eigentlich nur noch an der besondern Stellung des Militärs festgehalten, die Stimmung der Mehrzahl des Volkes sei, wie sie zu wünschen gewesen. Als ich wieder nach Hause kam — etwas nach zehn Uhr — hörte ich von Engel, daß Thiers kurz vorher dagewesen, aber gleich wieder gegangen sei. Man sagte später, er sei von Tours gekommen und habe sich nur ein Saufconduit zum Passiren unsrer Linien geholt; denn er wolle nach Paris hinein. Während des Frühstücks erzählte Hatzfeld, der mit ihm im Hôtel des Reservoirs dejeunirt und ihn dann in den Wagen gebracht hatte, welcher ihn in Begleitung des Leutnants von Winterfeldt zu den französischen Vorposten bringen sollte, daß Thiers „immer noch der geistreiche, amusante alte Herr wie früher, aber windelweich“ sei. Er hatte ihn bei uns im Hause zuerst ent-

deckt und ihm gesagt, daß der Chef eben aufstünde. Dann hatte er ihn unten in den Salon geführt und den Minister von seiner Ankunft benachrichtigt, der sich rasch zurecht gemacht habe und bald nachher heruntergekommen sei. Sie hatten sich aber nur ein paar Minuten mit einander unterhalten, und zwar unter vier Augen; dann hatte der Chef Hatzfeld gerufen und ihm den Auftrag gegeben, die nöthigen Vorbereitungen zur Beförderung des Besuchs nach Paris zu treffen. Später hatte er ihm mitgetheilt, daß Thiers ihm gleich nach der Begrüßung gesagt, er sei nicht gekommen, um mit ihm zu sprechen. „Was ich ganz natürlich finde", meinte Hatzfeld, „da Thiers zwar gern den Frieden mit uns abschlösse — schon weil es dann der Friede des Herrn Thiers wäre — er ist nämlich ungeheuer ehrgeizig — aber doch nicht weiß, was die in Paris dazu sagen würden".

Der Chef war inzwischen mit seinem Vetter zu der Heerschau geritten, die der König diesen Morgen über 9000 Mann Gardelandwehr abgehalten. Während wir noch frühstückten, kam er herein und brachte einen kleinen runden Herrn mit glattrasirtem Gesicht und schwarzgestreifter Weste mit, von dem man dann hörte, er sei der sächsische Minister von Friesen. Derselbe speiste mit uns, und da auch Delbrück zugegen war, so hatten wir die Ehre, mit drei Ministern bei Tische zu sitzen. Der Chef sprach zuerst von der heute eingetroffnen Landwehr und erwähnte, daß es große breitschulterige Gestalten gewesen, die den Versaillern imponirt haben würden. „So eine Compagniefront", sagte er, „ist doch wenigstens fünf Fuß breiter als eine französische — besonders bei der pommerschen Landwehr". — Dann wendete er sich zu Hatzfeld und fragte: „Sie haben doch gegen Thiers nichts von Metz erwähnt"? — „Nein, er sagte auch nichts davon, obwohl er's ohne Zweifel weiß". — „Gewiß weiß er's, aber ich habe mit ihm auch

nichts davon gesprochen". Hatzfeld bemerkte dann nochmals, daß Thiers sehr charmant gewesen, daß er aber auch von seiner alten Eitelkeit und Selbstgefälligkeit nichts eingebüßt. Er habe ihm z. B. erzählt, daß er vor einigen Tagen einen Bauer getroffen, den er gefragt, ob er den Frieden wünsche. — Ja wohl, sehr. — Ob er wisse, wer er sei? — Nein. — Nun, er sei Monsieur Thiers; ob er den nicht kenne? Der Bauer habe auch darauf mit Nein geantwortet. Da sei ein Nachbar hinzu gekommen, und als der Gevatter vom Lande sich bei dem erkundigt, wer der Herr Thiers sei, habe der gesagt, es sei wohl Einer aus der Kammer. „Offenbar ärgerte sich Thiers darüber, daß man nicht mehr von ihm wußte", setzte Hatzfeld hinzu.

Excellenz Friesen hatte ein hübsches Beispiel von der unvorsichtigen Hast der geflüchteten Versailler und von der Ehrlichkeit der deutschen Soldaten zu berichten. Er habe, so erzählte er, heute in seinem Quartier, wo doch gewiß schon drei oder vier Mal Einquartierung gewesen, eine Kommode aufgeschlossen, da sei ihm unter allerlei Frauenputz, Hauben, Tüchern und Bändern erst eine, dann eine zweite Rolle, jede mit fünfzig Stück Napoleons, in die Hände gefallen. Er habe diese zweitausend Franken dem Concierge übergeben wollen, der habe indeß gemeint, er, Friesen, möge es doch lieber selbst aufheben. Es ist dann, glaube ich, der zur Verwahrung solcher Funde bestimmten Behörde zugesandt worden.

Der Chef ging jetzt einen Augenblick hinaus und kam darauf mit einem Etui wieder, in welchem die Goldfeder lag, die ihm ein Pforzheimer Juwelier zur Unterzeichnung des Friedens verehrt hat. Er fand sie sehr schön, besonders die Fahne. — — — Als das Kunstwerk, das oben etwa sechs Zoll lang zu beiden Seiten mit kleinen Brillanten, besetzt war, herumgegangen und genügend bewundert worden, was es in der That verdiente,

sagte der Kanzler zu Delbrück und Friesen, indem er die Salonthür aufmachte: „Jetzt stünde ich den Herren zu Diensten". — „Nun", erwiderte Friesen, indem er auf Delbrück blickte, „ich habe mit Excellenz schon das Betreffende besprochen, indeß —" worauf sie in den Salon gingen. — — — Es wurde dann wieder von Thiers gesprochen, und Hatzfeld bemerkte, er wolle in einem oder zwei Tagen wiederkommen, und er habe nicht durch das Thor von Charenton nach Paris gehen wollen. — „Weil er denkt, die Kerls da henken ihn auf", sagte Bohlen. „Ich wollte doch, sie thäten's". Aber warum denn nur? fragte man sich im Stillen.

Nachmittags heiterte sich das trüb gewesene Wetter auf, und es war oft blauer Himmel zu sehen. Auf einer der waldigen Höhen über La Celle Saint Cloud sollte man einen guten Ausblick hinüber nach dem Fort auf dem Mont Valérien, den „Baldrian" oder „Bullerjan" unsrer Soldaten, haben, und als der Minister ausgeritten, beschlossen Bucher und ich, die Stelle zu Wagen aufzusuchen. Auf dem Wege waren jenseits des Dorfes Petit Chesnay an verschiedenen Stellen Verhaue angelegt und Schieß-scharten in die Parkmauern gebrochen. Rechts von der lang-gestreckten Steinwand, welche das Gut Beauregard einschließt, befand sich auf hochliegendem Felde eine kleine Schanze für Geschütze. Wo die Straße weiterhin wieder ansteigt, war ein Alarmplatz mit einem Artilleriepark. Ein Offizier beschrieb uns hier den Weg nach dem Punkte bei den Vorposten über La Celle, wo das Fort zu sehen war, aber wir verfehlten jenseits des Schloßparks unter dem Orte die rechte Route, geriethen links in die ersten Häuser von Bougival hinein und befanden uns nach einer halben Stunde wieder vor dem Geschützpark. Ein zweiter Versuch, an die rechte Stelle zu gelangen, glückte nicht besser, da wir uns dießmal nach rechts hin verirrten.

Wir fuhren durch das Dorf La Celle, kamen in ein Gehölz mit Kreuzwegen und schlugen hier leider eine falsche Richtung ein. Von den Vorposten, in deren Kette wir jetzt waren, wußte niemand uns zu rathen, und so fuhren wir auf gut Glück weiter, an einem zweiten Alarmplatze vorbei und in ein kleines Waldthal hinab, das sich nach der Gegend von Malmaison öffnet. Das Fort war nirgends zu entdecken, Alles ringsum Wald, Alles still, und die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Endlich kamen uns von der Thalsohle her auf der hier und da mit Barrikaden versperrten sandigen Straße drei berittene Offiziere entgegen, die uns aufforderten, umzukehren, da man uns hier von den Kanonenbooten auf der Seine eine Bombe zuschicken könnte, weshalb es eigentlich nicht gestattet sei, sich mit einem Wagen hier zu zeigen. Sie wiesen uns hierauf den Weg nach Vaucresson, welches wir dann auf tief ausgefahrener Straße erreichten, und von wo wir durch schönen Buchenwald über Glatigny nach Hause gelangten. Wir hatten zwar das Fort nicht gesehen, aber einen Theil des Schauplatzes der Kämpfe am 21. October.

Bei Tische sprach der Chef wieder ausführlich von der Möglichkeit, daß der deutsche Reichstag in Versailles und das französische Corps legislatif gleichzeitig in Cassel tagen könnte. Delbrück bemerkte, daß der Ständesaal hier für eine so große Versammlung nicht Raum genug bieten würde. — „Je nun", entgegnete der Kanzler, „da könnte ja der Senat wo anders berathen, in Marburg oder Fritzlar oder in einer ähnlichen Stadt".

Montag, den 31. October machte ich früh einige Artikel, darunter eine Empfehlung des Gedankens, ein internationales Gericht zur Aburtheilung derer einzusetzen, die zum Kriege gegen uns gedrängt, und einen Hinweis auf den französischen Bataillonscommandanten Mus Hermieux, der wie

Ducrot ehrenwortsbrüchig aus dem Lazareth entsprungen war und nun steckbrieflich verfolgt wurde. Um 12 Uhr erschien Gauthier wieder und hatte eine lange Besprechung mit dem Chef. Beim Frühstück erzählte man, daß Tags vorher das Dorf Le Bourget im Osten von Paris, das am 28. in die Hände der Franzosen gefallen, von uns wieder erstürmt worden sei. Es sollte ein scharfes Gefecht gewesen sein, und wir hatten dabei über tausend Mann von den Rothhosen zu Gefangnen gemacht, aber auch selbst etwa dreihundert Todte und Verwundete, darunter dreißig Offiziere, auf dem Platze gelassen. Graf Waldersees Bruder sollte unter den Gefallnen sein. Man sprach dann von Thiers, und Hatzfeld und Delbrück wetteten gegen Keudell und Bismarck-Bohlen, daß derselbe bis spätestens zum nächsten Tage Nachts zwölf Uhr wieder in Versailles eintreffen werde. Die beiden andern Herrn glaubten, man werde ihn französischerseits nicht wieder herauslassen. Hatzfeld behielt Recht und gewann die Wette. Beim Thee konnte er berichten, daß er heute in den ersten Abendstunden, als er im Hotel des Reservoirs jemand aufgesucht, erst durch Zufall erfahren, daß der alte Herr wieder angekommen, und dann ihn selbst gesprochen habe. Er hatte ihm erzählt, daß er Tags zuvor von zehn Uhr Abends bis drei Uhr früh mit den Herren von der Provisorischen Regierung verhandelt, um sechs Uhr schon wieder aufgestanden, dann bis nach zwei Uhr allerlei Besuche erledigt und darauf wieder hierhergefahren. Er wünsche morgen mit dem Bundeskanzler zu conferiren. „Er fing", setzte Hatzfeld hinzu, „auch davon an, daß gestern in Paris Unruhen stattgefunden hätten; als ich mir aber darauf ein etwas lebhaftes: So, in der That entschlüpfen ließ, brach er sogleich von der Sache ab".

Nach einigen Tagen erfuhr man über diese Unruhen Näheres. Die Pariser Regenten hatten am 30. die Nachricht von der

Uebergabe von Metz für unwahr erklären lassen und sie Tags nachher eingestanden. Sie hatten ferner bekannt gemacht, daß die neutralen Mächte einen Waffenstillstand vorgeschlagen, womit das Publikum die Ankunft von Thiers in Verbindung gebracht hatte. Alle diese Dinge hatten böses Blut in der Stadt gemacht, und dazu kam noch, daß Le Bourget von uns wieder genommen worden war, und daß das Regierungsorgan diese Position, die den Parisern so viel Menschen gekostet hatte, jetzt für nicht nothwendig für die Vertheidigung zu erklären bemüht war. Die hierdurch erzeugte üble Stimmung benutzten die Führer der Radicalen. In der Mittagsstunde des 31. sammelte sich eine mit Waffen versehene Volksmenge vor dem Hôtel de Ville, und gegen zwei Uhr erzwangen die Aufrührer sich den Eingang in das Gebäude, wo sie die Absetzung der Regierung vom 4. September und die Proclamirung der Commune versuchten, aber durch treu gebliebne Bataillone der Nationalgarde daran verhindert wurden, was indeß erst nach zehn oder zwölf Stunden gelang.

Kehren wir zum 31. October und nach Versailles zurück, so erhielt ich am Abend jenes Tages Auftrag, zu bewirken, daß der am 27. im „Staatsanzeiger" abgedruckte Erlaß an Vogel von Falkenstein von unsern andern Blättern reproducirt werde. Desgleichen sollte mit der Anlegung einer Sammlung von Zeitungsnachrichten über die schlechte Behandlung der deutschen Gefangnen durch die Franzosen begonnen werden. Endlich wurde ein zweiter Aufsatz gegen die Einmischung Beusts in unsern Streit mit Frankreich in Angriff genommen, der indeß nicht zur Absendung kam, da die Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Ich lasse den Artikel als bezeichnend für den damaligen Stand der Dinge folgen. Er lautete:

„Wenn beim Ringen zweier Mächte die eine sich offenbar

als die schwächere erweist und endlich hart am Unterliegen ist, so muß es ohne Zweifel weniger als Wohlwollen für beide Theile wie als Sorge für den schwächeren Theil, als deutliche Parteinahme für denselben aufgefaßt werden, wenn eine dritte, bisher neutrale Macht zu einem Waffenstillstande mahnt. Es ist eben ein Waffenstillstand zu Gunsten des im Unterliegen Begriffnen und zu Ungunsten dessen, der die Oberhand erlangt hat. Bemüht diese dritte Macht sich aber noch überdieß, andere Neutrale zu ähnlichem Vorgehen zu bewegen, um ihre Stimme durch die von jenen zu verstärken und ihrem Rathe mehr Gewicht zu verschaffen, so tritt sie augenscheinlich noch mehr aus der Neutralität heraus. Ihre parteiische Mahnung verwandelt sich in parteiisches Drängen, ihr Auftreten wird zur Machination, ihr Verfahren sieht nach Drohung mit Zwang aus.

In diesem Fall ist jetzt offenbar Oesterreich-Ungarn, wenn es, wie die Wiener offiziösen Blätter rühmen, die Versuche der Neutralen zur Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen dem im Unterliegen begriffnen Frankreich und dem siegreichen Deutschland angeregt hat. Das Verhalten des Grafen Beust gewinnt aber noch mehr verletzende Deutlichkeit, wenn man weiß, daß es von Herrn Chaudordy, dem Vicar Favres in Tours, angeregt, daß es einer vorherigen Verständigung des Wiener Kabinets mit der Delegation der Provisorischen Regierung in jener Stadt entsprungen ist. Noch mehr endlich enthüllt sich dieses Vorgehen der Diplomatie Oesterreich-Ungarns in seiner wahren Gestalt, als feindselige Einmischung in unsere Abrechnung mit Frankreich, wenn wir die Sprache hören, in welcher ihr Vertreter in Berlin die Vorstellungen Englands unterstützt hat. Das britische Auswärtige Amt befleißigte sich eines durchaus objectiven und für Deutschland wohlwollenden Tones, Italien desgleichen, Rußland enthielt sich in Berlin

bisher jedweder Einmischung. Alle drei Mächte wirkten in Tours mit Eifer für eine vorurtheilsfreie und nachgiebige Auffassung der Sachlage. Die Depesche dagegen, die Herr von Wimpffen in Berlin verlesen hat — von dem, was österreichisch-ungarischerseits in Tours angerathen worden, ist uns nichts bekannt — redet in einem Tone, der eher alles Andere als ein freundlicher ist. Sie betont, daß man in Wien ‚noch an allgemeine europäische Interessen glaubt'? Sie fürchtet, daß die Geschichte die Neutralen verurtheilen würde, wenn sie der für Paris herannahenden Katastrophe ohne Einrede zusähen. Sie erlaubt sich offenbar einen bittern und verletzenden Tadel, wenn sie sagt, die Menschlichkeit erheische, daß man dem Unterliegenden die Annahme der Friedensbedingungen erleichtere, Deutschland aber wolle außer dem Machtgebot des Siegers keine andere Stimme zu dem Besiegten dringen lassen'. Durch die ganze Depesche geht endlich ein Zug von Ironie, der sie sehr wenig vortheilhaft von der englischen unterscheidet.

Nach alledem haben wir es in dem Auftreten des Grafen Beust unzweifelhaft ebenso sicher mit üblen Absichten wie in dem des Lord Granville mit gutem Willen zu thun. Ob aber der Wiener Reichskanzler sich die möglichen Folgen dieses neuen Schachzugs wohl recht reiflich überlegt hat? Nach dem Falle von Metz ist es nicht wahrscheinlich, daß die von Wien her versuchte Hinderung Deutschlands an vollständiger Erreichung des Friedens, den wir im Interesse unserer künftigen Sicherung gegen Westen hin im Auge haben, von Erfolg begleitet sein wird. Wir werden uns aber dann des Versuchs der Hinderung und Beeinträchtigung erinnern. Der gute Eindruck, den die bisherige Neutralität Oesterreich-Ungarns auf die Geister in Deutschland machte, wird ausgelöscht sein, die gemüthliche Annäherung derselben an das Doppelreich an der Donau, die sich vorbereitete, unterbrochen und ver-

muthlich für geraume Zeit. Setzen wir aber den andern Fall: nehmen wir an, daß wir durch das Dazwischentreten des Grafen Beust wirklich an dem, was wir von Frankreich fordern müssen, verkürzt, daß wir wirklich genöthigt würden, auf einen Theil der alten und neuen Schuld, die wir von ihm einzutreiben im Begriffe sind, zu verzichten — glaubt der Reichskanzler, daß wir dann nicht darauf bedacht sein würden, uns an dem mißwollenden Nachbar in Südosten für das, was er uns im Westen aus der Hand winden half, bei erster Gelegenheit schadlos zu halten? Glaubt er, daß wir unkluger Weise die Abrechnung mit diesem immer wieder sich als Feind enthüllenden Nachbar hinausschieben würden, bis sein französischer Schützling so weit wieder zu Kräften gelangt wäre, um ihm zum Danke für den jetzt geleisteten Liebesdienst gegen Deutschland als werthvoller Bundesgenosse an die Seite zu treten"?

Dienstag, den 1. November wurde in der Morgendämmerung wieder mit einiger Lebhaftigkeit aus grobem Geschütz geschossen. Um elf Uhr machte mir der Abgeordnete Bamberger seinen Besuch, der von Nanteuil zwei ganze Tage bis Versailles gereist war. Beim Frühstück wurde das Gefecht von Le Bourget besprochen, wobei man erzählte, daß die Franzosen dabei verrätherisch gethan, als wollten sie sich ergeben, dann aber, als unsere Offiziere arglos sich ihnen genähert, sie niedergeschossen hätten. Als dann der 1200 Gefangnen gedacht wurde, die uns dabei in die Hände gefallen waren, und jemand bemerkte, sie seien zum Theile Franctireurs, sagte der Chef: „Gefangne! Daß sie Franctireurs noch immer zu Gefangnen machen. Sie hätten sie der Reihe nach füsiliren sollen".

Beim Diner saß neben Delbrück eine rothe Johanniteruniform mit schwarzem Vollbart und stark orientalischen Zügen, ein Graf Oriola. Jener war diesen Nachmittag mit Bucher

auf dem Aquäduct von Marly gewesen, wo sie bei abendlicher Beleuchtung eine schöne Aussicht auf das neulich von uns vergeblich gesuchte Fort und einen Theil von Paris gehabt hatten. Die Fürstlichkeiten des Hôtel des Reservoirs, der Weimaraner, der Koburger u. s. w. waren ebenfalls draußen gewesen. — — — Darauf gedachte jemand des Fundes Friesens und des Erlasses des Kriegsministers oder des Stadtcommandanten, nach welchem alle Werthsachen, welche man in den von ihren Bewohnern verlassnen Häusern finde, öffentlich bekannt gemacht und nach einiger Zeit, wenn sie von ihren Besitzern nicht reclamirt worden, zum Besten der Kriegskasse confiscirt werden sollten. Der Minister erklärte Dieß für ganz in der Ordnung, dann fügte er hinzu: „Eigentlich sollten solche Häuser niedergebrannt werden; nur träfe das die vernünftigen Leute mit, die zurückgeblieben sind, und so geht es leider nicht“. Man hörte dann von ihm, daß Graf Bray ihm für diesen Abend seinen Besuch zugedacht habe. — — — Nach einer Weile erzählte er, daß heute Mittag Thiers über drei Stunden bei ihm gewesen und zwar als Unterhändler wegen eines Waffenstillstandes; man werde sich aber auf die Bedingungen hin, die er stelle oder gewähren wolle, wohl nicht einigen können. Thiers habe während des Gesprächs einmal von dem Proviantvorrath sprechen wollen, der sich in Paris gegenwärtig befinde. Da habe er ihn unterbrochen und gesagt: „Verzeihen Sie, das wissen wir besser als Sie, der Sie nur einen Tag in der Stadt gewesen sind. Die sind bis Ende Januar mit Lebensmitteln versehen“. — „Was er da für ein erstauntes Gesicht machte! Ich hatte ihm aber nur auf den Zahn gefühlt, und sein Erstaunen verrieth mir nur, daß dem nicht so war“.

Beim Dessert sprach er davon, daß er so viel gegessen. „Heute dritthalb Beefsteaks und ein paar Stücke Fasan. Das

ist viel, aber auch nicht viel; denn es ist in der Regel meine einzige Mahlzeit. Ich frühstücke, ja, das ist aber eine Tasse Thee ohne Milch und zwei Eier. Dann nichts bis Abends. Und esse ich da zu stark, so bin ich wie die Boa Constrictor, kann aber nicht schlafen". — „Schon als Kind und seitdem immer bin ich spät zu Bett gegangen, niemals vor Mitternacht. Ich schlafe dann gewöhnlich schnell ein, wache aber bald wieder auf und finde, daß es höchstens um Eins oder halb Zwei ist, und dann fällt mir allerhand ein, besonders wo mir Unrecht geschehen ist, was dann überlegt werden muß. Darauf schreibe ich Briefe, auch Depeschen, natürlich, ohne aufzustehen, blos im Kopfe. Früher, als ich noch nicht lange Minister war, stand ich auf und schrieb es wirklich nieder. Wenn ich's aber am Morgen überlas, war es nichts werth, lauter Platituden, confuses, triviales Zeug, wie es etwa in der Vossischen gestanden haben könnte". — — — „Ich will nicht, ich möchte lieber schlafen. Aber es denkt, es speculirt in mir. Kommt dann der erste Morgenschimmer auf meine Bettdecke, so schlummere ich wieder ein, und dann wird bis zehn Uhr oder noch länger fortgeschlafen".

Diese Nacht arbeitete die französische Artillerie wieder sehr eifrig, und namentlich in der Geisterstunde machte sie mit rasch auf einander folgenden Schüssen starken Lärm. Die nächtlichen Ruhestörer sollten der Mont Valérien und die Kanonenboote auf der Seine sein.

Mittwoch, den 2. November. Der Chef ist, wie Engel sagt, vorige Nacht bei dem heftigen Schießen aufgestanden, was indeß bei ihm nichts Ungewöhnliches ist. Ich mache früh vor neun Uhr einen Ausflug durch Montreuil hinaus auf der Straße nach Sèvres bis zu dem Eisenbahnviaduct mit den vier Säulen, der jene in Viroflay überbrückt. In=

zwischen hat der Minister, noch im Bett liegend, mich sprechen wollen. Als ich um zehn Uhr komme, ist der Generalstabsoffizier-Bronsart bei ihm, der ihn zum König abholen will. Als er zurückkehrt, läßt er mich nach Berlin und London telegraphiren, daß Thiers gestern drei Stunden bei ihm gewesen, daß der Inhalt dieser Unterredung heute Vormittag den Gegenstand einer militärischen Berathung beim Könige gebildet habe, welcher er ebenfalls beigewohnt habe, und daß Thiers diesen Nachmittag wieder zu ihm kommen werde. Um zwei Uhr sehe ich letzteren unten auf der Hausflur. Es ist ein Mann unter Mittelgröße, grauhaarig, ohne Bart, ein kluges Gesicht, bei dem man an einen Kaufmann, aber auch an einen Professor denken kann. Da er vermuthlich wieder lange bleiben wird und es für mich nichts zu thun giebt, wiederhole ich meinen Ausflug vom Morgen und gelange über die Dörfer Montreuil, Viroflay und Chaville, von denen die letzteren fast eine einzige zusammenhängende Gasse von einer Stunde Länge bilden, nach dem ebenfalls langgestreckten, sich an Chaville anschließenden Sèvres, von wo ich nach der großen Batterie oder Schanze rechts über dem Orte hinauf will, aber von der Wache an der Stelle, wo die Straße sich gabelt, nicht weiter gelassen werde. Auch kein Offizier dürfe hier ohne besondere Erlaubniß vom General weiter vor, heißt es. Ich unterhielt mich ein Weilchen mit den Soldaten vor dem Wachlokal. Sie waren bei Wörth und Sedan mit im Feuer gewesen. Dem Einen war in einer dieser Schlachten infolge eines feindlichen Schusses die Patrontasche explodirt und ins Gesicht gefahren. Ein Andrer erzählte, daß sie neulich französische Soldaten in Häusern überrascht, und daß er da keinen Pardon gegeben. Ich hoffe, es sind Franctireurs gewesen. In den Dörfern an der Straße sieht man zahlreiche Schenken, die Einwohner sind meist zurückgeblieben, sie scheinen

fast durchgehends arme Leute zu sein. Von den Zerstörungen, welche die französischen Zuckerhüte in Sèvres angerichtet haben sollten, war wenig zu entdecken, und die zusammengeschossene Porzellanfabrik soll Fabel sein; sie hätte, wie die Soldaten sagen, nur etwa zehn Bomben bekommen, und die hätten nur ein paar Steine der Mauer und etliche Fenster und Thüren zertrümmert.

Nach der Rue de Provence zurückgekehrt, hörte ich — es war etwa halb fünf Uhr — daß Thiers bis vor einigen Minuten beim Chef gewesen sei und sich mit ziemlich vergnügtem Gesicht von ihm verabschiedet habe. Letzterer ging allein im Garten spazieren. Schon von vier Uhr an ließ sich wieder heftiges Kanonenfeuer vernehmen.

Das heutige Diner verschönerte eine große Forellenpastete, die Liebesgabe eines Berliner Speisewirths, der dem Bundeskanzler zu gleicher Zeit ein Faß Wiener Märzen und — seine Photographie verehrt hatte. Während des Essens bemerkte der Minister über seinen heutigen Besuch: „Er ist ein gescheidter und liebenswürdiger Mann, witzig, geistreich, aber kaum eine Spur von Diplomat, zu sentimental für das Gewerbe". — „Er ist ohne Zweifel eine vornehmere Natur als Favre. Aber er paßt nicht zum Unterhändler — nicht einmal zum Pferdehändler". — „Er läßt sich zu leicht verblüffen, er verräth, was er empfindet, er läßt sich ausholen. So habe ich Allerlei von ihm herausgekriegt, unter Anderm, daß sie drin nur noch für drei oder vier Wochen vollen Proviant haben". Die Berliner Pastete gab ihm Anlaß, des Forellenreichthums in den Varziner Gewässern zu gedenken und zu erzählen, wie man dort vor einiger Zeit in einem Teiche, der nur von einigen kleinen Quellen gespeist werde, eine fünfpfündige Forelle „von dieser Länge (zeigt es mit den Händen) gefangen habe, wovon alle Förster

der Umgegend sagen, daß sie sich das nicht mit rechten Dingen erklären können".

In Betreff unsrer Stellung zu den von den Franzosen vorzunehmenden Wahlen erinnere ich in der Presse an folgendes Beispiel, welches uns bestimmen kann, und auf das wir diejenigen hinweisen können, welche einen Ausschluß Elsaß-Lothringens von der Abstimmung für beispiellos erklären wollen. Ein Amerikaner theilt uns mit, daß bei dem letzten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexiko ein Waffenstillstand abgeschlossen worden ist, der den Zweck hatte, den Bewohnern des letztgenannten Landes Zeit zu lassen, sich eine neue Regierung zu geben, die mit den vereinigten Staaten Frieden schließen könnte, und daß dabei diejenigen Provinzen, deren Abtretung von letzteren verlangt wurde, zu der Wahl nicht zugelassen worden sind. Es ist dieß der einzige Präcedenzfall, der zu der jetzigen Lage paßt, er paßt aber auch vollständig.

Donnerstag, den 3. November. Früh schönes, klares Wetter. Von sieben Uhr an schon brüllten die eisernen Löwen auf dem Mont Valérien wieder ganz gewaltig in die umliegenden Waldthäler hinein. Ich mache Auszüge aus der „Morning Post" vom 28. und 29. October für den König. Es sind zwei Artikel über die Kaiserin Eugenie, die von Persigny oder dem Prinzen Napoleon herrühren sollen. Die Behauptung dieser Artikel, daß von uns bei den Verhandlungen mit den Abgeordneten der Kaiserin bloß Straßburg und ein schmaler Landstreifen der Saargegend mit etwa einer Viertelmillion Einwohnern beansprucht worden sei, beruht, wie der Chef mir sagt, auf einem Mißverständniß. — Ich werde beauftragt, zu telegraphiren, daß der Kanzler Herrn Thiers infolge der gestrigen Berathung einen fünfundzwanzigtägigen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Statusquo angeboten habe. Thiers kommt um zwölf

Uhr wieder und verhandelt mit dem Chef bis halb drei Uhr. Die Ansprüche der Franzosen sind exorbitant. Es heißt beim Frühstück, daß sie außer einem achtundzwanzigtägigen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen, zur Prüfung derselben und zur Entscheidung der auf diese Weise zu wählenden Nationalversammlung in Betreff der Provisorischen Regierung nichts Geringeres als das Recht, Paris und alle andern noch in ihrer Gewalt befindlichen und von uns belagerten Festungen zu verproviantiren, sowie Freiheit der Wahlen auch in den von uns für die Zukunft beanspruchten östlichen Departements verlangen. Verproviantirung und militärischer Statusquo reimen sich aber doch nach gewöhnlicher Logik nicht mit einander.

Als Thiers sich eingestellt, machte ich mit Willisch und Wiehr eine Fußpartie über Glatigny, Chesnay und Rocquencourt nach dem Aquäduct von Marly, auf dessen Plattform kurz nachher auch Delbrück und Abeken erschienen. Man hatte bei dem hellen Himmel eine weitausgebreitete Aussicht. Unter uns im Vordergrunde lagen in Baumgruppen zerstreut die Häuser von Louveciennes, weiterhin zwischen Wäldern und Parks die Dörfer La Celle und Bougival und der lichtblaue Bogen der Seine mit einer Kette von weißen Ortschaften. Darüber erhob sich rechts auf mäßiger baumloser Höhe das Fort Mont Valérien, dessen Fenster in der Nachmittagssonne erglühten, und noch weiter zur Rechten begegnete der Blick den westlichen Quartieren von Paris mit der Kuppel des Invalidendoms. Links strömte die Seine um Inseln und die Pfeiler gesprengter Brücken. Auf derselben Seite, etwa eine Stunde Wegs von unserm Standorte, gewahrte man Stadt und Schloß Saint Germain, und hinter uns erschienen das Schloß von Versailles, das hier wie höher liegend als in der Nähe aussieht, und eine Anzahl von Dörfern und Landsitzen. Durch das Teleskop der Soldaten, die hier

beobachteten, und deren Beobachtungen durch einen Feld=telegraphisten von hier nach Versailles gemeldet wurden, erkannte man deutlich auf den Feldern unter dem Fort eine Menge von Leuten, die Kartoffeln zu suchen schienen, und bei einem weißen Hause nicht fern von den Wällen sah man mit flimmernden Bayonnetten eine Abtheilung französischer Soldaten marschiren.

Um vier Uhr waren wir wieder in Versailles, wo man hörte, daß Thiers dießmal mit weniger heiterer Miene sich empfohlen habe. Es wurde ferner davon gesprochen, daß Bölsing, der schon seit einiger Zeit kränklich und kleinlaut geworden war, den Chef gebeten habe, ihn nach Berlin zurückkehren zu lassen, und daß Wollmann ihn ersetzen solle. Zum Chef gerufen, wurde ich beauftragt, nach London zu telegraphiren, man möge ihm in Zukunft Proclamationen wie die Gambetta'sche vom 1. d. M. nicht durch Telegramm melden, da er kein Interesse habe, dergleichen Aeußerungen rasch zu erfahren.

Beim Diner war u. A. die Rede von den Berliner Wahlen, und Delbrück war der Ansicht, sie würden besser ausfallen als bisher; wenigstens würde Jacoby nicht wiedergewählt werden. Graf Bismarck-Bohlen hatte sich eine andere Meinung gebildet: er hoffte keine Aenderung. Der Kanzler sagte: „Die Berliner müssen immer Opposition machen und ihren eignen Kopf haben. Sie haben ihre Tugenden — viele und sehr achtbare, sie schlagen sich gut, halten sich aber für nicht gescheut genug, wenn sie nicht Alles besser wissen als die Regierung". Es wäre das jedoch, fuhr er fort, nicht allein ihr Fehler. Große Städte hätten das alle an sich, und manche wären sogar schlimmer als Berlin. Sie wären überhaupt unpraktischer als das platte Land, welches mehr mit dem Leben, directer mit der Natur verkehre und sich auf diese Weise ein natürlicheres, der thatsächlichen Entwickelung angepaßtes, mit dem, was möglich,

rechnendes Urtheil bilde und bewahre. „Wo so viele Menschen dicht beisammen sind, hören die Individualitäten leicht auf“, sagte er weiter, „sie verfließen in einander. Es entstehen aus der Luft, aus Hörensagen, Nachsagen allerlei Meinungen, die wenig oder gar nicht auf Thatsachen begründet sind, die sich aber durch Zeitungen, Volksversammlungen, Unterhaltungen beim Bier verbreiten und dann feststehen — unausrottbar. Es ist eine zweite, falsche Natur neben der ersten, ein Massenglaube, Massenaberglaube“. — „Man redet sich ein, was nicht ist, hält es für Pflicht und Schuldigkeit, dabei zu bleiben, begeistert sich für Bornirtheiten, Absurditäten“. — „Das ist in allen großen Städten so, in London, wo die Cockneys auch eine ganz andere Race sind als die übrigen Engländer, in Kopenhagen, in New York und vor Allem in Paris. Die sind mit ihrem politischen Aberglauben ein ganz besonderes Volk in Frankreich, befangen und beschränkt in Vorstellungen, die geheiligtes Herkommen sind, aber näher besehen nichts als Phrasen und Flausen“. Wie schön hier doch das charakterisirt ist, was einer unsrer Hofdemokraten und Modepoeten die „Volksseele“ genannt wissen wollte!

Von Thiers erzählte der Minister nur, daß er an ihn bald nach Beginn ihrer heutigen Besprechung plötzlich die Frage gerichtet habe, ob er noch mit den zur Fortsetzung der Unterhandlungen nöthigen Vollmachten versehen sei. „Er sah mich erstaunt an“, fuhr er fort „und ich sagte ihm darauf, daß von unsern Vorposten die Meldung eingegangen sei, in Paris habe nach seiner Abreise eine Revolution stattgefunden, und es sei eine neue Regierung ausgerufen worden. Er war sichtlich betroffen, und daraus war zu schließen, daß er einen Sieg der Rothen für möglich hält, und daß Favre und Trochu auf schwachen Füßen stehen“.

L., der sich jetzt regelmäßig Nachrichten und Anregungen

für den „Moniteur“ holt, sollte ein Urtheil der „Nordd. Allg. Zeitung“ über die Kapitulation von Metz in diesen aufnehmen, wollte aber nicht, da Bazaine „ein Verräther“ sei. Er erklärte sich dann auf mein Zureden dazu bereit, wolle aber darauf die Redaction niederlegen, da er „seine Ueberzeugung nicht verleugnen könne“. Wirklich?

Von neun bis nach zehn Uhr war Thiers wieder beim Chef.

Freitag, den 4. November. Früh wundervoll schönes, helles Wetter. Ich berichtige auf den Wunsch des Ministers einen Artikel der „Daily News“ über seine Besprechung mit Napoleon bei Donchery. Er hat vorzugsweise und jedenfalls drei Viertelstunden lang im Innern des Weberhauses, oben in der Stube und nur ganz kurze Zeit unter freiem Himmel mit dem Kaiser verkehrt, wie er in seinem amtlichen Berichte an den König gesagt. Er hat ferner bei seinem Gespräche mit Napoleon nicht mit dem Zeigefinger der linken Hand in die geöffnete rechte geschlagen, was gar nicht seine Gewohnheit ist. Er hat sodann nicht deutsch mit dem Kaiser gesprochen, „wie sonst, so auch damals nicht. Wohl aber“, so fuhr er fort, „habe ich mich mit den Leuten im Hause, von denen der Mann etwas, die Frau ziemlich gut deutsch konnte, auf deutsch unterhalten“.

Von elf Uhr an conferirt Thiers wieder mit dem Minister. Er hat gestern seinen Begleiter, einen Herrn Cochery, nach Paris hineingeschickt, um sich zu erkundigen, ob die Regierung vom 4. September noch bestehe, und die Antwort ist, wie man beim Frühstück erfährt, bejahend ausgefallen. Nachdem Blanqui mit den Rothen das Stadthaus besetzt und einen Theil der Regenten mehrere Stunden dort gefangen gehalten, hat Picard die Herren befreit — wie Abeken berichtet, mit 106 Bataillonen, vermuthlich aber mit dem 106. Bataillon — und die Regierung behauptet sich bis auf Weiteres.

Früh war ich mit der Nachricht geweckt worden, daß ein von Norden kommender Luftballon über die Stadt fliege. Da der Wind günstig, so folgte ihm Nachmittags ein zweiter. Jener war weiß, dieser hatte die Farben der französischen Tricolore. Bei Tische war Bamberger zugegen. Der Chef sagte hier u. A.: „Wie ich sehe, geben Zeitungen mir die Schuld, wenn noch nicht bombardirt wird; ich wolle vor Paris nicht Ernst gemacht wissen, wolle keine Beschießung der Stadt. Unsinn! Zuletzt werden sie mich noch anklagen, daß ich unsre Verluste während der Cernirung verschuldet habe, die allerdings schon nicht unbedeutend sind. Denn wir haben hier bei den kleinen Gefechten mehr Leute verloren als wahrscheinlich ein großer Sturm gekostet hätte. Ich habe den gleich gewollt und stets". — — — Es war dann die Rede davon, daß Offiziere vom Generalstabe früher geäußert, die zwei oder drei Forts, welche man zum ersten Angriffsobject ersehen, werde man in etwa sechsunddreißig Stunden überwältigen können. — Drauf wurde wieder von der Herberufung des Reichstags gesprochen, und der Chef bemerkte, daß dem vielleicht das Zollparlament folgen werde. — Sonst war von den Tischgesprächen dieses Abends noch von Interesse, daß Bohlen erzählte, ein Beamter in Versailles — ich glaube, er sagte, ein Staatsanwalt — sei darüber betroffen worden, mit Paris in brieflicher Verbindung zu stehen. Auf welchem Wege, wisse man noch nicht; vielleicht durch einen geheimen Ausgang der Katakomben, die sich unter der Seine hin bis auf das diesseitige Ufer erstrecken sollten.

L. berichtet Abends, daß Bamberg, bis zum Ausbruch des Kriegs preußischer Konsul in Paris, bestimmt sei, die Redaction des „Moniteur" zu übernehmen, und giebt mir eine Charakteristik des Herrn. — — — Etwa um neun Uhr heißt es im Bureau, daß Thiers wieder draußen auf dem Vorsaal. Ich sehe ihn

noch einmal, bevor er zum Chef in den Salon geht, wo er bis nach elf Uhr verweilt. Man sagt, er wolle morgen wieder nach Paris abreisen. Während ihrer Unterhaltung trifft ein Telegramm ein, welches meldet, daß Beust einlenkt, indem er ungefähr erklärt hat, wenn Rußland die Ansprüche Preußens Frankreich gegenüber beanstande, werde Oesterreich dieß ebenfalls thun, sonst nicht. Dasselbe wird dem Chef sogleich in den Salon hineingegeben.

Beim Thee unterhielt uns Graf Bismarck-Bohlen mit einer Geschichte von den Vorposten. Hier sei vor einigen Tagen ein Mensch zu dem einen der Befehl führenden Offiziere gekommen und mit ihm in ein Haus gegangen, aus dem er kurz nachher als Franctireur wieder herausgetreten, durch die Büsche geschlichen und zuletzt Hals über Kopf davongelaufen sei. Die Posten hätten nach ihm geschossen, er sei aber glücklich bis an die Brücke von Sèvres gelangt, hier in den Fluß gesprungen und schwimmend und laufend wohlbehalten an's andere Ufer gekommen, wo ihn die Franzosen als kühnen Vaterlandsfreund aufgenommen hätten. „Er soll einer unsrer besten Spione sein", schloß der Erzähler seine Anekdote*).

Sonnabend, den 5. November. Früh trübe Luft, eintönig grauer Himmel, später wird es auf einige Stunden klarer. Wie man erfährt, haben sich die Offiziere der in Rom überflüssig gewordenen päpstlichen Zuaven aus der Schweiz nach Frankreich begeben, um unter Charette gegen die Deutschen zu fechten — gegen den Feind des ultramontanen Lagers, nicht

*) Dieselbe hat eine verdächtige Aehnlichkeit mit einer andern, die später von französischen Blättern erzählt wurde, wo aber nicht die Franzosen, sondern unsre Leute die Getäuschten gewesen sein sollten. Der Held der Geschichte hieß hier Bonnet und war Forstläufer.

für die Republik — was in der Presse zur Aufklärung zu verbreiten. — — —

Gegen ein Uhr fand eine kurze Conferenz des Kanzlers und Delbrücks mit andern deutschen Ministern statt, in welcher, wie beim Diner bemerkt wurde, unser Chef den Herren über seine Verhandlungen mit Thiers Bericht erstattete, auch mit ihnen von der Herkunft der hier noch nicht vertretenen deutschen Souveräne sprach. Keudell reiste in der vierten Nachmittagsstunde nach Berlin ab. Man hörte den ganzen Tag über schießen, aber nicht so heftig wie die letzten Tage. Beim Diner war von den Excellenzen Anfangs nur Delbrück zugegen. Später setzte sich auch der Kanzler zu uns, der vorher beim Könige gespeist hatte. Indem er sich von Engel ein Glas Kornbranntwein einschenken ließ, erinnerte er sich an ein hübsches Dictum. Neulich — wenn ich nicht irre, war's in Ferrières — hatte ein General in Betreff der Getränke der Menschen den Grundsatz ausgesprochen: „Für Kinder Rothwein, für Männer Sect, für Generale Schnaps". — Er äußerte dann, wie schon oft, daß ihn gewisse vornehme Persönlichkeiten zu sehr mit allerlei Fragen und sonstigen Anliegen in Anspruch nähmen. — — — In diesem Augenblicke wurde ihm eine Depesche hereingebracht, welche meldete, daß Favre und die andern Regenten in Paris sich wieder einmal aufs hohe Pferd gesetzt und proclamirt hatten, von einer Gebietsabtretung könne auch jetzt nicht die Rede sein, einzige Aufgabe sei die Vertheidigung des Vaterlandes. Der Chef bemerkte: „Nun, da wäre man ja von weiteren Verhandlungen mit Thiers dispensirt". — „Ja", erwiderte Delbrück: „bei solch einem hartnäckigen Blödsinn kann davon eigentlich nicht mehr die Rede sein". — Nach einer Weile äußerte der Minister zu Abeken, daß Prinz Adalbert an den Kaiser (von Rußland?) zu schreiben vorhabe und ihn mit „mon cousin" anzureden gedächte, daß Dieß

aber wohl nicht ginge. Taglioni wollte wissen, der Kaiser habe den Prinzen brieflich so genannt. — „Dann darf er ihn, glaube ich, nicht wieder so nennen", entgegnete der Chef, „sondern etwa mon oncle. Viele deutsche Fürsten, auch solche, die nicht mit ihm verwandt sind, reden den König mit: ‚Mein Oheim' an". Zuletzt befahl er, wegen der üblichen Form in Berlin telegraphisch nachzufragen.

Jemand erzählte, daß im Schlosse Beauregard vortrefflicher Wein entdeckt und für die Truppen confiscirt worden sei. Bucher bemerkte dazu, daß diese reizende Besitzung vom Kaiser Napoleon für Miß Howard eingerichtet worden sei. Ein Andrer sagte, ja, indeß gehöre sie jetzt einer Herzogin oder Gräfin Bauffremont. „Das erinnert mich an Thiers", versetzte der Minister. „Der hat wahrscheinlich noch die Absicht, was Geschichtliches zu schreiben. Er zieht unsere Unterhandlung immer und immer wieder dadurch in die Länge, daß er Allotria einmischt. — Er erzählt, was er da und dort gethan oder gerathen habe, fragt, wie sich Das und Jenes verhalten, wie man unter den oder jenen Umständen gehandelt haben würde. So erinnerte er mich auch an eine Unterhaltung, die ich mit dem Herzog von Bauffremont im Jahre 1867 gehabt hätte. Ich sollte da gesagt haben, daß der Kaiser 1866 seinen Vortheil nicht verstanden habe, daß er auch ein Geschäft habe machen können, wenn auch nicht auf deutschem Boden u. s. w." — „Das ist im Ganzen richtig. Ich weiß noch, es war im Tuileriengarten, und die Militärmusik spielte gerade". — „Napoleon hatte 1866 im Sommer nur nicht die Courage, zu thun, was von seinem Standpunkte aus das Rechte war. Er hätte — nun er hätte den Gegenstand des Benedettischen Vorschlags, als wir gegen Oesterreich vorgingen, besetzen und als Pfand für das, was kommen konnte, vorläufig behalten sollen.

Wir konnten ihn damals nicht hindern, und daß England ihn angriff, war nicht wahrscheinlich; jedenfalls konnte er es abwarten. Wenn wir siegten, mußte er versuchen, sich Rücken an Rücken mit uns zu stellen, und uns zu Exccessen ermuthigen. Aber (zu Delbrück gewendet, indem er sich etwas vorbeugt und sich dann wieder aufrichtet, wie das bei solchen Gelegenheiten seine Gewohnheit) er ist und bleibt ein Tiefenbacher"! Er verbreitete sich dann über Bauffremont. Derselbe wäre, sagte er, aus sehr alter, in Burgund reich begüterter Familie, Roué, vortrefflicher Cancantänzer, auf den Tanzsälen der Pariser Grisetten und Cocotten zu Hause, geistreich, aber liederlich. Nachdem er sein Vermögen durchgebracht, hätte er eine reiche Frau geheirathet und nun auch deren Geld zu verthun angefangen, bis dem eine Scheidung von Tisch und Bett Einhalt gethan habe.

Man hört, daß Keudell Abgeordneter werden will; wenn ich recht verstand, gedenkt er im Kreise Nieder-Barnim als Kandidat aufzutreten. — Thiers ist, nachdem er an der Brücke von Sèvres eine Besprechung mit Favre und Ducrot gehabt, wieder eingetroffen und hat eine Conferenz mit dem Chef, die von halb neun bis nach halb zehn Uhr dauert. Man spricht beim Thee davon, daß Favre und Ducrot unsere Waffenstillstandsbedingungen für unannehmbar erklärt hätten, doch solle die Meinung der Collegen eingeholt werden und Thiers morgen die endgültige Antwort überbringen.

Ich unterbreche hier die Chronik des Tagebuchs, um einige Erläuterungen zu dem einzuschalten, was im Obigen über Napoleon und Belgien im Jahre 1866 gesagt wurde.

* * *

Daß Frankreich Belgien in jener Zeit erwerben wollte, wenn auch auf einem andern, weniger Entschlossenheit erfordernden Wege als dem oben bezeichneten, ist bekannt. Ein unwiderleglicher Beweis dafür war der hierauf bezügliche Vertragsentwurf, den Benedetti dem Bundeskanzler überlassen hatte, und der kurz nach Ausbruch des Krieges vom Auswärtigen Amte veröffentlicht wurde. Benedetti versuchte in seinem Buche: „Ma Mission en Prusse" die Sache dennoch abzuleugnen. Er sagte da auf S. 197:

„Man erinnert sich, daß ich am 5. August (1866) dem Herrn von Bismarck den Vorschlag eines Vertrags in Bezug auf Mainz und das linke Ufer des Oberrheins vorgelegt hatte, und ich brauche nicht zu sagen, daß Herr Rouher sich am 6. im zweiten Absatz seines Briefes auf diese Mittheilung bezieht. Aber was sie ebenfalls zeigt, und was entgegen den Behauptungen des Herrn von Bismarck festzustellen wichtig ist, ist die Thatsache, daß in Paris niemand davon geträumt hat, Belgien zum Zahlungsmittel in Betreff der für Frankreich nothwendigen und ihm nach den eignen Worten des preußischen Gesandten gebührenden Zugeständnisse zu machen".

Dem Grafen Benedetti war es, als er Dieß schrieb, unbekannt, daß den deutschen Truppen während des Krieges gewisse geheime Papiere in die Hände gefallen waren, die ihn widerlegten. Das Auswärtige Amt aber zögerte nicht, diese Vertheidigungswaffe gegen ihn zu gebrauchen. Es erwiderte am 20. October 1871 auf jene Ableugnung ungefähr Nachstehendes:

Er (Benedetti) sucht damit und in den darauf folgenden Auseinandersetzungen zwei verschiedene Phasen der dilatorischen Verhandlungen, welche der preußische Ministerpräsident mehrere Jahre hindurch mit ihm geführt hat, zu vermischen. Die Forderung

der Abtretung deutschen Gebiets, einschließlich Mainz, welche er am 5. und 7. August 1866 an den Ministerpräsidenten richtete, zieht er zusammen mit der späteren Forderung von Belgien und sucht die in den Tuilerien gefundenen und bereits veröffentlichten Briefe ausschließlich auf erstere zu beziehen, während diese doch mit dem von ihm selbst auf S. 181 erwähnten Briefe des Kaisers an den Marquis de la Valette ihren Abschluß gefunden hatten. Daß beide Phasen sich auch in seiner Auffassung sehr genau scheiden, geht aus seiner in den Händen des Auswärtigen Amtes befindlichen Berichterstattung hervor. Er schrieb zunächst unter dem 5. August 1866 einen Bericht über die Mainzer Episode, der in seinem ersten Theile lautet, wie folgt:

„Herr Minister,

Bei meiner Ankunft habe ich die telegraphische Depesche vorgefunden, durch welche Sie mich mit dem Texte der geheimen Uebereinkunft bekannt machen, die Sie mir der preußischen Regierung zur Annahme vorzulegen vorschreiben. Ew. Excellenz können versichert sein, daß ich keine Anstrengung unterlassen werde, um zu bewirken, daß diese Weisungen allesammt günstige Aufnahme finden, wie lebhaft auch der Widerstand sein mag, dem ich zu begegnen sicher bin. Ueberzeugt, daß die Regierung des Kaisers sich maßvoll zeigt, wenn sie gegenüber den für die Zukunft von Preußen erlangten Vergrößerungen sich darauf beschränkt, sich die in ihrem Vorschlage angegebnen Sicherheiten zu stipuliren, würde ich mich schwer entschließen, Abänderungen von irgend welcher Bedeutung auch nur zu dem Zwecke der Berichterstattung an Sie anzunehmen. Ich bin der Meinung, daß bei dieser Verhandlung die Festigkeit das beste, ja ich möchte sagen, das einzige Argument ist, welches man passender Weise anwenden kann, und ich werde den festen Entschluß zeigen, jeden Vorschlag abzulehnen, den ich nicht hin-

nehmen kann, dabei jedoch bemüht sein, zu zeigen, daß Preußen, wenn es uns die Bürgschaften versagen wollte, welche die Ausdehnung seiner Grenzen uns von ihm zu beanspruchen nöthigt, sich einer Verkennung dessen schuldig machen würde, was die Gerechtigkeit und die Vorsicht verlangen, — eine Aufgabe, die mir leicht zu sein scheint. Indem ich also mit Klugheit verfahren will, habe ich es bei der Gemüthsart des Ministerpräsidenten für passend gehalten, nicht gegenwärtig zu sein bei dem ersten Eindruck, den auf seinen Geist die Gewißheit hervorbringen wird, daß wir die Ufer des Rheins bis und mit Einschluß von Mainz in Anspruch nehmen. Zu diesem Zwecke habe ich ihm diesen Morgen eine Abschrift Ihres Vorschlags zugesandt und ihm den besondern Brief dazu geschrieben, von dem Sie hier eine Abschrift beigeschlossen finden. Ich werde morgen versuchen, ihn zu sehen, und ich werde Sie von der Stimmung in Kenntniß setzen, in der ich ihn gefunden habe".

Dieser schriftlichen Mittheilung folgte dann eine Unterredung, die Benedetti in seiner Schrift allerdings kurz erwähnt, aber so, daß er möglichst vermeidet, selbst erzählend aufzutreten. Andernfalls würde er nicht haben verschweigen können, daß er die Forderung seines Ministers in der Ordnung fand und warm befürwortete. Auf die Bemerkung des Ministerpräsidenten, daß diese Forderung den Krieg bedeute, und daß Benedetti gut thun werde, sich nach Paris zu verfügen, um diesen Krieg zu verhüten, erwiderte er, daß er nach Paris gehen werde, aber nicht umhin könne, dem Kaiser aus eigner Ueberzeugung das Verharren bei seinem Verlangen anzuempfehlen, weil er glaube, daß die Dynastie gefährdet sei, wenn die öffentliche Meinung in Frankreich nicht durch ein derartiges Zugeständniß Deutschlands beschwichtigt werde. Die letzte Aeußerung des preußischen

Ministerpräsidenten, die er auf die Reise nach Paris mitnahm, lautete etwa folgendermaßen:

„Lenken Sie den Blick Sr. Majestät des Kaisers darauf, daß ein solcher Krieg unter gewissen Umständen ein Krieg mit revolutionären Schlägen werden kann, und daß Angesichts revolutionärer Gefahren die deutschen Dynastien den Beweis liefern dürften, fester begründet zu sein als diejenige des Kaisers Napoleon".

Auf diese Unterredung folgte am 12. August ein einlenkender Brief des Kaisers, durch den der Vorhang über den Anspruch auf Abtretung deutschen Gebiets fiel. Schon vier Tage nachher aber begann der zweite Akt des Schauspiels, Belgien betreffend. In einem Briefe vom 16. August, der dem Grafen Benedetti durch einen Herrn Chauvy aus Paris überbracht wurde, und der ‚le résumé le plus succint et le plus précis possible' seiner Instructionen enthielt, heißt es:

„1) Die Unterhandlung muß einen freundschaftlichen Charakter haben;

2) sie muß im Wesentlichen vertraulicher Art sein (worauf die Personen genannt werden, auf welche sie beschränkt bleiben soll);

3) je nach den Aussichten auf Erfolg, denen Sie begegnen werden, müssen Ihre Forderungen drei auf einander folgende Phasen durchlaufen; erstens müssen Sie, indem Sie die Fragen der Grenzen von 1814 und der Annectirung Belgiens in einen Gedanken zusammenfassen, die Abtretung von Landau, Saarlouis und Saarbrücken sowie die des Großherzogthums Luxemburg durch einen öffentlichen Vertrag und die durch ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß, welches geheim sein würde, zu erlangende Befugniß verlangen, uns schließlich Belgien

einzuverleiben. Zweitens, wenn die Erreichung dieser Grundlagen Ihnen unmöglich scheint, müssen Sie auf Saarlouis und Saarbrücken, ja selbst auf Landau, dieses alte Nest (vieille bicoque), welches das deutsche Gefühl gegen uns aufregen würde, verzichten und Ihre öffentlichen Uebereinkünfte auf das Großherzogthum Luxemburg, ihre geheimen Uebereinkünfte auf die Vereinigung Belgiens mit Frankreich beschränken. Drittens, wenn die einfach und ohne Weiteres zu vollziehende Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu großen Schwierigkeiten begegnet, so nehmen Sie einen Artikel an, durch welchen man übereinkommt, daß man, um den Widerspruch Englands zu beschwichtigen, Antwerpen zur freien Stadt machen könnte. Aber auf keinen Fall dürfen Sie die Vereinigung Antwerpens mit Holland und diejenige Maestrichts mit Preußen genehmigen. Wenn Herr von Bismarck fragen sollte, welche Vortheile ihm ein derartiger Vertrag böte, so würde die Antwort einfach sein: er sichert sich einen mächtigen Bundesgenossen, er befestigt alle seine Erwerbungen der jüngsten Zeit, er willigt nur in die Wegnahme dessen, was ihm nicht gehört — er legt sich für die Vortheile, die er erlangt, kein einziges ernstliches Opfer auf. Also: ostensibler Vertrag, der uns mindestens Luxemburg zuspricht; geheimer Vertrag, der eine Offensiv- und Defensiv-Allianz, die Befugniß für Frankreich, sich Belgien in dem Augenblick einzuverleiben, in dem es Dieß für zeitgemäß erachten wird, das Versprechen des Beistandes, selbst mit den Waffen, von Seiten Preußens stipulirt — da haben Sie die Grundlagen des ins Auge zu fassenden Vertrags".

Auf diese Instruction aus Paris hat Benedetti am 23. August aus Berlin in einem durchweg von seiner Hand geschriebener Briefe geantwortet, mittelst dessen er den Vertragsentwurf, mit dem er beauftragt worden, einreichte. Auch dieser

Entwurf ist von seiner Hand. Er befindet sich, versehen mit den autographen Randbemerkungen, durch welche er in Paris abgeändert worden, im Besitze des Auswärtigen Amtes in Berlin, und so, wie er durch jene Bemerkungen umgestaltet worden ist, stimmt er erst mit dem Exemplar überein, welches Benedetti dem preußischen Ministerpräsidenten überreicht und welches dieser im Sommer 1870 veröffentlicht hat.

Der Eingang des Benedettischen Briefs vom 23. August 1866 lautet:

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten, und ich passe mich nach besten Kräften den Absichten an, welche es entwickelt. Ich schicke Ihnen die Redaction im Anschluß. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum Landau und Saarbrücken darin keine Erwähnung gefunden haben, ich bin überzeugt, daß, wenn wir darauf bestünden, wir auf unübersteigliche Schwierigkeiten stoßen würden, und so habe ich mich darin auf Luxemburg und auf Belgien beschränkt".

An einer andern Stelle heißt es:

„Es bleibt dabei, daß ich Ihnen einen ersten Entwurf schicke, den wir umgestalten werden, wenn es nöthig ist". Wieder anderswo sagt der Brief:

„Sie bemerken, daß wir statt zweier Verträge nur einen einzigen entworfen haben. Ich habe, als ich an die Redaction ging, anerkennen müssen, daß es schwierig gewesen sein würde, in Betreff Luxemburgs Bestimmungen zu combiniren, die man veröffentlichen könnte Ich könnte indeß den Vorschlag machen, dem Artikel IV, der Belgien betrifft, den Charakter und die Form eines Zusatzartikels geheimer Natur zu geben, indem man ihn an das Ende setzte; aber meinen Sie nicht, daß der Artikel V so wenig bekannt werden sollte wie die Contrahenten"?

Die Antwort auf diesen Brief des Grafen Benedetti liegt dem Auswärtigen Amte, gleichfalls auf offizielles Papier geschrieben, im Concept vor. Man ersieht daraus, daß der Entwurf Benedettis in Paris gefiel, daß man aber einige Zeit zum Ueberlegen der Sache nöthig zu haben glaubte. Es ist die Rede davon, daß der König der Niederlande für Luxemburg eine Entschädigung, bestehend in preußischem Gebiete, haben müsse. Die Geldopfer, welche der Vertrag fordern könnte, werden erwogen. Es wird die Ansicht aufgestellt, daß die nach der früheren Bundesverfassung gültig gewesenen Besatzungsrechte in den Bundesfestungen erloschen seien, und daß ihre Aufrechterhaltung in Süddeutschland mit der Unabhängigkeit der dortigen Staaten unverträglich sein würde. Man verzichtet auf Landau und Saarlouis, bezeichnet es aber als einen „Act der Courtoisie", wenn Preußen durch Schleifung der Werke dieser beiden Plätze den aggressiven Charakter derselben für Frankreich verschwinden lassen wollte. Zugleich wird angedeutet, daß man in Paris die Einigung Deutschlands als eine unvermeidliche Eventualität betrachte, die sich in nicht ferner Zeit vollziehen werde. Man dürfe indeß Artikel IV nicht mit Artikel III solidarisiren. Es liege auf der Hand, daß die Ausdehnung der Suprematie Preußens über den Main für Frankreich eine ganz natürliche, fast zwingende Gelegenheit sein werde, sich Belgiens zu bemächtigen; aber es könnten sich auch andere Gelegenheiten darbieten — man müsse sich das ausschließliche Urtheil darüber vorbehalten — eine rechte klare und genaue Abfassung des Vorschlags werde Frankreich in dieser Hinsicht eine kostbare Freiheit bewahren.

Wiederholt wird die Erwerbung Luxemburgs als das unmittelbare, die Belgiens als das eventuelle Ziel der Uebereinkunft mit Preußen festgestellt und bestimmt, daß Dieß sowie

das Offensiv- und Defensiv-Bündniß geheim zu halten. Es heißt dann weiterhin:

„Diese Combination versöhnt Alles, sie benimmt der öffentlichen Meinung in Frankreich ihre Spannung durch Erzielung einer unmittelbaren Genugthuung und durch die Richtung auf Belgien, die für die Gemüther sich daraus ergiebt. Sie bewahrt das nothwendige Geheimniß sowohl in Betreff des Allianzvertrages als hinsichtlich der projectirten Annexionen. Wenn Sie geglaubt haben, daß selbst die Abtretung Luxemburgs bis zu dem Augenblicke, wo wir die Hand auf Belgien legen, geheim bleiben müsse, so möchte ich Sie ersuchen, diese Schätzung der Sachlage durch detaillirte Beobachtungen zu rechtfertigen. Denn die mehr oder minder ins Unbestimmte gehende Hinausschiebung des Gebietswechsels könnte sogar eine verhängnißvolle Beschleunigung der belgischen Frage verursachen".

Am Schlusse des Briefes wird Benedetti ermächtigt, wenn er es für nöthig erachte, auf einige Zeit nach Karlsbad zu gehen. Graf Benedetti hat diesen Brief am 29. August beantwortet. Hier spricht er zum ersten Male Zweifel aus, ob man auf Preußens Aufrichtigkeit in der Sache werde rechnen können. Er bemerkt, daß ihm ein gewisses Mißtrauen des Grafen Bismarck darüber entgegentrete, ob der Kaiser Napoleon solche Verhandlungen benutzen werde, um in England Argwohn gegen Preußen zu erregen. Er äußert darüber: „Welchen Grad von Vertrauen können wir unsrerseits Leuten entgegenbringen, die solchen Berechnungen zugänglich sind"? Er gedenkt der Mission, die General Manteuffel in Petersburg erfülle, und fürchtet, „daß man preußischerseits anderwärts Zusicherungen erlangt habe, nach denen man davon absehen könne, mit Frankreich zu rechnen. Preußen bedarf, wie Herr von Bismarck dem Könige gesagt zu haben behauptet, des Bündnisses mit einer

Großmacht; wenn man das mit Frankreich ablehnt, so liegt der Grund darin, daß man schon versehen oder nahe dabei ist, versehen zu sein". Um Aufklärung hierüber abzuwarten, hält Benedetti den Augenblick für gekommen, auf vierzehn Tage nach Karlsbad zu gehen, wo er sich bereit halten will, auf jedes von Herrn von Bismarck an ihn gerichtete Telegramm nach Berlin zurückzukehren. Während seiner Abwesenheit aber reiste auch der Ministerpräsident von Berlin ab, um erst im December zurückzukehren. Die geheimen Verhandlungen haben also jetzt mehrere Monate geruht. Später sind sie, immer von Benedetti, zu verschiedenen Malen wieder aufgenommen worden, und wenn Benedetti auf S. 185 seines Buches behauptet, es sei ein Irrthum, wenn Herr von Bismarck die Verhandlungen über Belgien, die 1866 stattgefunden, in das Jahr 1867 verlege, so ist daraus nur zu schließen, daß der französische Botschafter auch im Jahre 1867 die im vorhergehenden unterbrochenen, von dem preußischen Theilnehmer nur zum Zwecke der Hinausschiebung eines Angriffs Frankreichs betriebnen Verhandlungen nach dem Mißlingen des Versuchs mit Luxemburg mit Beschränkung derselben auf Belgien wieder angeknüpft hat. Die Haltung Frankreichs zur Zeit des Streites über die belgischen Eisenbahnen wird nach dem Obigen es nicht unglaublich erscheinen lassen, daß es selbst damals noch nicht auf die Hoffnung verzichtet hatte, für sein Lieblingsproject die Zustimmung Norddeutschlands zu gewinnen.

* * *

Wir kehren nun wieder in das Jahr 1870 und zu den Auszügen aus der Chronik unseres Versailler Lebens zurück.

Sonntag, den 6. November. Früh hört man, daß einer der Luftballons, die in diesen Tagen über die Stadt hin-

flogen, in der Nähe von Chartres unsern Husaren in die Hände gefallen ist. Die Soldaten hatten ihn angeschossen, so daß er sank. Die beiden Luftschiffer, die in der Gondel saßen, sind gefangen genommen worden, die Briefe und Papiere, die man confiscirt hat, sollen uns zur Durchsicht übersandt werden. — Ich erfahre, daß Bucher vom Chef vor Allem zur Bearbeitung der deutschen Frage herberufen ist, er hat aber wenig zu thun, da Delbrück einen großen Theil dieses Zweiges der Geschäfte an sich genommen hat. — — — Um drei Uhr kommt Thiers wieder, und ich benutze die Gelegenheit zu einem Ausflug zu den Offizieren vom 46. Regimente, die jetzt in Grand Chesnay ihr Quartier haben. Die Herren sind sehr lustig, treiben allerlei Scherz und Possen, während jeden Augenblick das Alarmsignal zum Gefecht rufen kann. Als ich zurückkomme, sagt man mir, daß Thiers nur ungefähr eine halbe Stunde mit dem Kanzler verhandelt habe und mit niedergeschlagner Miene abgefahren sei, wie es hieße, um nicht wiederzukommen.

Bei Tische waren Graf Lehndorff und ein Husarenoffizier zugegen, der, wenn ich recht hörte, ein Graf Schröter war. Der Chef erzählte, daß „Johanna“ (seine Gemahlin) an ihn geschrieben, und las eine Stelle aus ihrem Briefe vor, in der es ungefähr hieß: Ich fürchte, daß Ihr in Frankreich keine Bibel findet, und so werde ich Dir nächstens das Psalmbuch schicken, damit Du darin die Prophezeiung gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden. Desgleichen hat Graf Herbert, der jetzt geheilt ist, „einen verzweifelten Brief“ an seinen Papa gerichtet, weil er zu einer Depotschwadron versetzt worden ist. „Er sagt“, so bemerkte der Minister, „nun hätte er von dem ganzen Kriege nichts gehabt, als daß er vierzehn Tage mitgeritten wäre und dann drei Monate auf dem Rücken gelegen hätte. Ich wollte sehen, ob sich da was thun

ließe, und heute begegnete ich dem Kriegsminister. Der aber rieth mir mit Thränen in den Augen ab — er hätte auch in den Gang der Dinge eingegriffen und darüber seinen Sohn verloren". — Er fragte dann plötzlich Abeken: „Was recitirten Sie denn heute so begeistert draußen im Garten, Herr Geheimrath? Ich konnte nicht herauskriegen, in welcher Sprache es war". — „O, es war deutsch, Excellenz, Goethe. Es war Wanderers Sturmlied, mein Leibgedicht", worauf er mit Gefühl und Schwung ein Stück davon zum Besten gab.

Darauf war die Rede von dem neulichen Treffen bei Le Bourget, und der Chef fand es nicht in der Ordnung, daß der General von Budritzki dabei in die Reihen der vorstürmenden Soldaten eingetreten sein und die Fahne ergriffen haben sollte. „Der General", sagte er, „gehört nicht unter die Truppen, sondern dahinter, wo er sie gehörig übersehen und durch seine Adjutanten dirigiren kann. Das hier war nichts als eine Nachahmung Schwerins vom Wilhelmsplatz, Decorationsstück — mehr Hiltl". — Zuletzt sprach man davon, daß Frankreich in Gefahr sei, zu zerfallen. Im Süden namentlich scheint es die „Ligue du Midi", deren Präsident Esquiros ist, auf eine Lostrennung von dem durch Paris regierten Lande abgesehen zu haben. Man geht hier mit dem Plan einer Zwangsanleihe bei den Reichen um, und es heißt, daß Mieroslawski nach Marseille berufen werden soll, um die Bataillone der Rothen, die hier das Heft in der Hand haben, zu einer Armee zu organisiren.

Abends die Proclamation des Grafen Chambord an die Franzosen gelesen. Er will sich wie die Andern „dem Wohle Frankreichs weihen", er meint, „regieren heiße nicht, den Leidenschaften des Volkes schmeicheln, sondern sich auf seine Tugenden stützen". Statt den Leuten mit solchen allgemeinen Redens-

arten aufzuwarten, die freilich auf die Regierung der Pariser Advocaten passen, hätte er besser gethan, ihnen zu sagen, wie dem jetzigen Zustande ein Ende zu machen ist. Hört die politische und sociale Verwirrung, die infolge des 4. Septembers nicht blos über Paris sich ausgebreitet hat, nicht binnen Kurzem auf, so wird sich die Ordnung, die der Wunsch Deutschlands und ganz Europas ist, schwer wiederherstellen lassen. Gleichviel, welche Regierung die Republik einmal beerben wird, sie wird das Land, wenn der jetzige Zustand noch lange dauert, mit einer Anarchie behaftet übernehmen, welche ihr nicht gestatten wird, mit den Tugenden des Volkes zu rechnen. Sie wird sich auf die Leidenschaften desselben stützen müssen.

Montag, den 7. November. Der Chef läßt mich früh nach London telegraphiren: „In fünftägigen Verhandlungen mit Thiers ist demselben ein Waffenstillstand auf Grundlage des militärischen Statusquo von jeder Dauer bis zu 28 Tagen Behufs Vornahme der Wahlen unter Gestattung derselben in den occupirten Theilen Frankreichs angeboten worden, auch eventuell Gestattung und Förderung der Wahlen ohne Waffenstillstand. Er war auch nach neuer Besprechung mit der Pariser Regierung in der Vorpostenlinie nicht ermächtigt, das Eine oder das Andere anzunehmen, er verlangte vor Allem Verproviantirung von Paris, ohne militärische Aequivalente bieten zu können. Da diese Forderung den Deutschen militärisch nicht annehmbar war, erhielt Herr Thiers gestern aus Paris die Weisung, die Unterhandlungen abzubrechen". Aus andern Quellen erfuhr man über die hier angedeuteten Vorgänge und über die nunmehrige Situation noch Folgendes. Jene Weisung kam Thiers in einem kurzen trocknen Schreiben Favres zu, welches ihn nach Tours zurückschickte, wohin er heute abgereist ist. Er ist sehr niedergeschlagen gewesen über die thörichte Hartnäckigkeit der

Pariser Regenten, die er selbst nicht theilen kann, und die auch mehre Mitglieder der Provisorischen Regierung nicht zu beseelen scheint. Favre und Picard, namentlich der letztere, sehnen sich nach dem Frieden und sind nur den Andern gegenüber zu schwach, um ihren Wunsch durchsetzen zu können. Gambetta und Trochu wollen keine Wahlen, da sie aller Wahrscheinlichkeit nach ihrer Herrschaft ein Ende machen würden. Diese Herrschaft steht aber auch so auf schwachen Füßen. Sie kann in Paris jeden Tag umgestoßen werden, und in der Provinz wanken ihre Stützen ebenfalls. In Süden erkennen Marseille, Toulouse und eine Anzahl von Departements die Regierung der nationalen Vertheidigung nicht mehr an, weil sie ihnen nicht radikal genug, d. h. nicht communistisch ist, und hier wie anderwärts steigen bei allen, die zur besitzenden Klasse gehören, die Aussichten der imperialistischen Partei von Tage zu Tage.

Ich machte Artikel in diesem Sinne: wir wären zu allem, was möglich, bereit, aber der Ehrgeiz der Herren Favre und Trochu wiese, um nicht durch die Stimme der wahren Vertreter des französischen Volks gezwungen zu werden, das Heft, das sie durch eine Emeute in die Hände bekommen, loszulassen, alle unsere Zugeständnisse zurück. Dieser Ehrgeiz allein verlängere den Krieg. Wir dagegen bewiesen durch Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze, daß wir den Frieden wollten.

Nachmittags war ich wieder eine Stunde draußen bei den Offizieren in Grand Chesnay. Sie erwarteten stündlich, alarmirt zu werden und wünschten sehnlichst den Beginn des Bombardements herbei.

Auch bei Tische, wo Major von Alten, Flügeladjutant des Königs, sowie Graf Bill und der Leutnant Philipp von Bis=

marck, der Neffe des Ministers, mit uns aßen, wurde von der Verzögerung des Bombardements gesprochen, und der Kanzler erklärte das durch die Zeitungen gehende Gerücht, daß er es nicht wolle, während die Militärs dazu drängten, für „unvernünftig und unerklärlich". — „Gerade umgekehrt ist's", fuhr er fort. „Niemand drängt und treibt mehr dazu, als ich, und die Militärs sind es, die noch nicht wollen. Ich verwende einen großen Theil meiner Correspondenz darauf, die Bedenken und das Rücksichtnehmen der Militärs zu beseitigen". — — — Aus dem Weiteren schien hervorzugehen, daß die Artillerie stets mehr Vorbereitungen verlangt, und daß sie nicht genug Munition zu haben meint. — Man spricht von neunzig Wagenladungen täglich. Vor Straßburg hätte man auch zu viel für nothwendig erklärt; denn zuletzt hätte man trotz eines ungeheuren Verbrauchs von Pulver und Kugeln zwei Drittel der herbeigeschafften Munition übrig behalten. Alten erwiderte, ja, wenn man die betreffenden Forts hätte, so wäre man darin dem Feuer der Enceinte ausgesetzt und müßte von vorn anfangen. — „Das mag sein", entgegnete der Minister, „aber das hätte man doch eher wissen können; denn keine Festung ist uns von Anfang an so gut bekannt gewesen als Paris".

Jemand erzählte, daß man zwei Luftballons angehalten, und in dem einen zwei, in dem andern drei Personen zu Gefangnen gemacht habe. Der Chef meinte, die müßten ohne langes Besinnen als Spione behandelt werden. Alten sagte, man werde sie vor ein Kriegsgericht stellen, worauf der Minister äußerte: „Dann geschieht ihnen gewiß nichts". — — — Er sprach dann davon, daß Graf Bill so stark von Kräften und so wohl bei Leibe sei; er selbst wäre in diesen Jahren schlank und mager gewesen. „In Göttingen war ich dünn wie eine Stricknadel",

sagte er. Als dann erwähnt wurde, daß man in voriger Nacht auf eine Schildwache vor der Villa geschossen, die der Kronprinz inne hat, daß der Mann verwundet worden, und daß ihm die Stadt fünftausend Franken Schmerzensgeld geben solle, bemerkte der Chef, daß er bei abendlichen Ausgängen seinen Degen nicht mitnehmen werde, wohl aber den Revolver: „denn", sagte er, „ich will mich zwar unter Umständen wohl ermorden lassen, möchte aber nicht ungerochen sterben".

Abends ließ der Kanzler mich die Nachricht vom Scheitern der Verhandlungen mit Thiers noch einmal telegraphiren, nur in etwas andern Worten. Als ich mir die Bemerkung erlaubte, der Inhalt der Depesche sei schon am Morgen dem Telegraphen übergeben worden, erwiderte er: „Doch nicht. Hier steht: Graf Bismarck schlug vor u. s. w. Solche feine Nüancen müssen Sie herausmerken, wenn Sie im Auswärtigen Ministerium arbeiten wollen". — Später wurde ich nochmals zu ihm gerufen. Es sollte telegraphirt werden: „Nach Privatmittheilungen aus Paris ist Favre und die Mehrzahl seiner Collegen für die Wahlen und den durch Thiers vermittelten Waffenstillstand gewesen; Trochu aber, dagegen agitirend, hat seine Ansicht durchgesetzt".

Dienstag, den 8. November. Früh ein Telegramm abgeschickt, nach welchem die Personen, die man in den Luftballons gefunden, nach einer preußischen Festung abgeführt worden sind, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, und nach welchem ferner die Briefe, die man in den Gondeln confiscirt, Diplomaten und andere Persönlichkeiten compromittiren, denen man mit Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Ehrgefühl bisher den Verkehr aus Paris gestattet hat. Dieser Verkehr, so führte dann ein diese Funde behandelnder Artikel aus, werde fortan nicht mehr erlaubt sein.

Um halb ein Uhr, während wir frühstückten, empfing der Chef den Besuch eines ältlichen Herrn, der ein seidnes Gewand und ein scharlachnes Käppchen sowie eine Art Schärpe von gleicher Farbe trug. Es war der Erzbischof Ledochowski aus Posen, und man wollte wissen, es handle sich um das Anerbieten des Papstes, zu unsern Gunsten bei der französischen Regierung zu interveniren. Vermuthlich hofft man damit eine Intervention der deutschen Regierung zu Gunsten des Papstes zu erkaufen. Der Erzbischof blieb bis gegen drei Uhr da, und der Chef begab sich, nachdem jener sich wieder entfernt, zum Könige. Später speiste er beim Kronprinzen, wo auch der inzwischen eingetroffene Großherzog von Baden dinirte.

Vor Tische besuchte ich wieder H. und seine Leutnants, die jetzt in einem Schlößchen an der Straße von Chesnay einquartiert waren, welches dem bekannten Pariser Arzte D. Ricord gehörte. Man war so lustig und zum Scherz aufgelegt wie früher, und die Sehnsucht nach dem Beginn des Bombardements war auch noch vorhanden. — — —

Mittwoch, den 9. November. Trüber, wolkiger Tag. Ich schrieb einen Artikel. Dann wurden wie gewöhnlich Zeitungen gelesen, angestrichen und ausgezogen. Dabei stieß ich in der Kölnerin vom 5. d. M. auf ein anmuthiges Seitenstück zu dem Dictum: „Der Zahn der Zeit hat die Mauer mit Moos bevölkert". Ein Liebhaber von Bildern schrieb: „Das große Grab bei Sedan, dessen graue Lippen sich donnernd über der Größe Frankreichs schlossen". Well roared, lion!

Der Minister wünscht, daß ich mich nach den Antecedentien eines Amerikaners O'Sullivan erkundige, der sich hier unnütz mache und verdächtig erscheine. Ich werde zunächst L. fragen,

der bei Fragen über hiesige Persönlichkeiten nicht leicht versagt. Mittags erhielten wir die Nachricht, daß gestern die Festung Verdun kapitulirt hat.

Beim Diner waren Delbrück, General Chauvin und Oberst Meidam, der Chef der Feldtelegraphie, Gäste des Chefs. Man sprach zunächst von dem unzulässigen Gebrauche, den vornehme Herren für ihre Privatangelegenheiten von dem elektrischen Drahte machten. — — — Als dann jemand erwähnte, daß bei Epernay von Franctireurs und Bauern die Leitungen gestört und ähnlicher Unfug getrieben worden, bemerkte der Minister: „Ja, da sollten sie aber doch gleich drei, vier Bataillone hinschicken und sechstausend Bauern nach Deutschland transportiren, bis der Krieg vorbei wäre". — „Vier- bis sechshundert wären auch genug", meinte Delbrück, „der Schreck würde seine Wirkung nicht verfehlen". — Später kam der Chef auf die französische Presse zu reden und sagte, es wäre ganz unglaublich, mit welchen Invectiven manche Blätter uns bewürfen. „Da habe ich eins dem Könige geschickt — etwas unvorsichtig; denn er wird darin ebenfalls schlecht behandelt — in dem wird mir allerlei Greuel nachgesagt, den ich in meinem Privatleben begehen soll; ich soll meine Frau mit der Karbatsche prügeln, kein Berliner Bürgermädchen wäre sicher davor, in mein Harem geschleppt zu werden, ich hätte mir Unterschlagungen zu Schulden kommen lassen, mit Dienstgeheimnissen an der Börse speculirt u. dgl. So was bringen sie doch in Deutschland nicht fertig".*) — „Das Harem ist vermuthlich hinten im Garten, in dem Häuschen, wo die Schutzmänner sind", bemerkte Delbrück. „Wenn die französischen Journalisten erst von diesem Häuschen wüßten, was würden sie da für Mysterien erzählen"!

---

*) Vgl. weiter unten.

Abends berichtet L., daß Chateaudun von unsern Leuten wieder geräumt und von der Avantgarde der Franzosen besetzt worden ist, auch wollte er wissen, daß heute ein Ausfall der Pariser nach den Linien stattgefunden habe, welche die Baiern besetzt halten. Von O'Sullivan wußte er nur, daß er ein ehemaliger amerikanischer Diplomat und Anhänger der Sklavenhalterpartei sei, daß er vor seiner Ankunft in Versailles unberufener Weise beim Großherzog von Mecklenburg gewesen, um Vermittelungsversuche anzustellen, und daß er mit einer Empfehlung an den Kronprinzen hierher gekommen sei, bei dem er gestern mit unserm Kanzler gespeist habe. Vermuthlich hat er da ebenfalls nicht umhin gekonnt, als Dilettant seine guten Dienste anzubieten.

Dergleichen lästige Geister sollen sich jetzt häufig hier einstellen und das Hôtel des Reservoirs mit ihren Projecten und ihrer Zudringlichkeit unsicher machen. Auch der Kanzler wird sie nicht immer von vornherein vermeiden können, wenn sie ihm mit ihren Rathschlägen unter die Arme zu greifen kommen. Sehr seltsame Einfälle sind darunter, z. B. Neutralisirung von Elsaß und Lothringen, Verbindung derselben mit Belgien oder mit der Schweiz, Wiedereinsetzung des Kaisers, Wiedereinsetzung der Orleans, Verschenkung Belgiens an die Franzosen, damit sie es nicht übelnehmen, wenn wir Metz, Straßburg und Zubehör behalten, Einverleibung Luxemburgs in Deutschland zu gleichem Zwecke. Es wird vielleicht gut sein, wenn einmal ein Exempel statuirt wird, welches diesen hülfreichen Leuten sagt, daß man ihrer Dienste nicht bedarf.

Beim Thee wurde u. A. des Gerüchts gedacht, daß bei der Verzögerung des Bombardements auch der Einfluß von Damen

mitspiele. — — — Nach halb elf Uhr trat der Chef aus dem Salon zu uns, wo er mit dem baierischen General von Bothmer verhandelt und, wie es schien, militärische Fragen in Betreff der in Angriff genommenen größeren Einigung Deutschlands besprochen hatte, und blieb wohl noch eine Stunde mit uns zusammen. Als er sich gesetzt, ließ er sich eine Flasche Bier geben. Dann seufzte er ein wenig und sagte: „Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich oft schon gedacht habe, wenn ich doch nur einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: So wird es und so nicht. — Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu bitten hätte bei den einfachsten Dingen. — — — Dieses ewige Reden= und Betteln müssen". —

Hatzfeld fragte: „Haben Excellenz schon gelesen, daß die Italiener in den Quirinal eingebrochen sind"? — Der Chef antwortete: „Ja, und ich bin neugierig, was der Papst dagegen thun wird. Abreisen? — Aber wohin? — Er hat bei uns schon gebeten, wir möchten bei Italien vermittelnd anfragen, ob man ihn abreisen lassen würde, und ob dieß mit der ihm gebührenden Würde geschehen könne. Wir haben das gethan, und sie haben geantwortet, man würde seine Stellung durchaus achten und darnach verfahren, wenn er fort wollte". — „Sie werden ihn nicht gern gehen lassen", versetzte Hatzfeld. „Es liegt in ihrem Interesse, daß er in Rom bleibt". — Chef: „Ja, gewiß, aber er wird doch vielleicht gehen müssen. Wohin aber? Nach Frankreich kann er nicht, da ist Garibaldi. Nach Oesterreich mag er nicht. Nach Spanien? — Ich habe ihm — Baiern vorgeschlagen". Er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Es bleibt ihm nichts als Belgien oder — Norddeutschland". — „Es ist in der That schon angefragt, ob wir ihm ein Asyl

gewähren könnten. Ich habe nichts dagegen einzuwenden — Cöln oder Fulda". — „Es wäre eine unerhörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte. Stofflet und Charette und ihre Zuaven, die gingen gleich nach Hause. Für die Opposition der Ultramontanen hörte jeder Vorwand auf — in Belgien, in Baiern. Malinkrott träte auf die Seite der Regierung". — — — „Uebrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantasie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pomps und des Weihrauchs des Katholicismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Neigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hülfesuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern ißt und trinkt, eine Prise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr". — „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Confessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken". — — — Er entwickelte diese Gedanken in interessantester, hier aber nicht mittheilbarer Weise noch weiter.

Dann kam man auf andere Dinge. Hatzfeld erwähnte, daß die Coburger Hoheit vom Pferde gefallen. — „Glücklicherweise ohne Schaden zu leiden", fügte Abeken, der soeben hinzugekommen war, mit froher Miene eilig hinzu. Der Chef aber wurde dadurch veranlaßt, von ähnlichen Unglücksfällen zu erzählen, die ihm selbst widerfahren waren.

„Ich glaube", so bemerkte er, „daß es nicht reicht, wenn ich sage, daß ich wohl fünfzig Mal vom Pferde gestürzt bin. Vom Pferde fallen ist nichts, aber mit dem Pferde, so daß es auf einem liegt, das ist schlimm. Zuletzt noch in Varzin, wo ich drei Rippen brach. Da dacht' ich: jetzt ist's aus. Es war nicht so viel Gefahr, wie es schien, aber es that doch ganz erschrecklich weh". — „Früher aber, da hatte ich einen merkwürdigen Zufall, der zeigt, wie das Denken des Menschen doch von seinem körperlichen Gehirn abhängt. Ich war mit meinem Bruder eines Abends auf dem Heimwege, und wir ritten, was die Pferde laufen wollten. Da hört mein Bruder, der etwas voraus ist, auf einmal einen fürchterlichen Knall. Es war mein Kopf, der auf die Chaussee aufschlug. Mein Pferd hatte vor der Laterne eines uns entgegenkommenden Wagens gescheut und war mit mir rückwärts überschlagen und auch auf den Kopf gefallen. Ich verlor die Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, da hatt' ich sie nur halb wieder. Das heißt, ein Theil meines Denkvermögens war ganz gut und klar, die andere Hälfte war weg. Ich untersuchte mein Pferd und fand, daß der Sattel gebrochen war. Da rief ich den Reitknecht und ließ mir sein Pferd geben und ritt nach Hause. Als mich da die Hunde anbellten — zur Begrüßung — hielt ich sie für fremde Hunde, ärgerte mich und schalt auf sie. Dann sagte ich, der Reitknecht sei mit dem Pferde gestürzt, man solle ihn doch mit einer Bahre holen, und war sehr böse, als sie das auf einen Wink meines Bruders nicht thun wollten. Ob sie denn den armen Menschen auf der Straße liegen lassen wollten? Ich wußte nicht, daß ich ich war, und daß ich mich zu Hause befand, oder vielmehr, ich war ich selber und auch der Reitknecht. Ich verlangte nun zu essen, und dann ging ich zu Bette, und

als ich ausgeschlafen hatte am Morgen, war es gut". — „Es war ein seltsamer Fall: den Sattel hatte ich untersucht, mir ein anderes Pferd geben lassen und dergleichen mehr — alles praktisch Nothwendige that ich also. Hierin war durch den Sturz keine Verwirrung der Begriffe herbeigeführt. Ein eigenthümliches Beispiel, wie das Gehirn verschiedene Geisteskräfte beherbergt; nur eine davon war durch den Fall länger betäubt worden". —

„Ich erinnere mich noch eines andern Sturzes. Da ritt ich rasch durch junges Holz in einem großen Walde, weit weg von zu Hause. Wie ich über einen Hohlweg weg wollte, stürze ich mit dem Pferde und verliere das Bewußtsein. Ich muß wohl drei Stunden ohne Bewußtsein dagelegen haben; denn es war schon dämmerig, als ich aufwachte. Das Pferd stand neben mir. Die Gegend war, wie gesagt, weit weg von unserm Gute und mir ganz unbekannt. Ich hatte meine Geisteskräfte noch nicht ordentlich wieder. Aber das Nothwendige that ich auch hier. Ich machte die Martigal ab, die entzwei war, steckte sie ein und ritt auf einem Wege, der, wie ich dann erfuhr, der nächste war — es ging da auf einer ziemlich langen Brücke über einen Fluß — nach einem nahe gelegnen Gute, wo die Pachtersfrau, als sie den großen Mann mit dem Gesichte voll Blut vor sich stehen sah, davon lief. Der Mann kam dann herbei und wusch mir das Blut ab, und ich sagte ihm, wer ich wäre, und daß ich die zwei oder drei Meilen nach Hause wohl nicht würde reiten können; er möchte mich fahren, was er denn auch that". — „Ich muß wohl fünfzehn Schritt fortgeflogen sein bei der Lerche, die ich schoß, und war an eine Baumwurzel gefallen, und als der Doctor den Schaden besah, sagte er, es wäre gegen alle Regeln der Kunst, daß ich nicht den Hals gebrochen hätte". —

„Auch sonst bin ich noch ein paar Mal in Lebensgefahr gewesen", fuhr der Graf fort. „Zum Beispiel, als die Sömmeringsbahn noch nicht fertig war — ich glaube, es war 1852 — da ging ich mit einer Gesellschaft durch einen von den Tunneln oben. Ich erinnere mich, Graf Ottavio Kinsky war dabei, etwas älter als ich, mit gelockten Haaren. Es war ganz finster drin. Ich ging den andern mit einer Laterne voran. Nun zog sich da quer über den Boden eine Schlucht oder Spalte hin, die war wohl fünfzig Fuß tief und etwa anderthalbmal so breit wie der Tisch hier. Darüber hatten sie ein Bret gelegt, welches zu beiden Seiten Leisten hatte, damit die Karren nicht abrutschten. Dieses Bret mußte morsch sein; denn wie ich in der Mitte bin, bricht es ein, und ich fahre hinunter, bleibe aber, da ich unwillkürlich die Arme ausgebreitet hatte, an den Leisten hängen. Die hinter mir kamen, dachten nun — die Laterne war mir nämlich entfallen und erloschen — ich wäre hinabgestürzt, und waren nicht wenig erstaunt, als sie fragten: ‚Leben Sie noch'? statt von tief unten her ganz oben vor sich — als sie da die Antwort erhielten: ‚Ja, hier bin ich'. — Ich hatte mich inzwischen auch mit den Beinen angeklammert und fragte, ob ich zurück oder hinüber sollte. Der Führer meinte, es wäre besser, hinüber, und so arbeitete ich mich denn dahin. Der Arbeiter, der uns führte, zündete nun ein Licht an, suchte ein anderes Bret und brachte so die Gesellschaft nach". — „Man sah mit dem Brete so recht, wie liederlich und leichtsinnig solche Dinge zu der Zeit genommen wurden". — — — „Hernach, als wir aus dem Tunnel heraus waren, fuhren wir in einem niedrigen Karren sausend die Bahn hinab. Wir hatten dicke Stöcke, um zu hemmen, und thaten es auch, wenn es um die Kurven ging. Bei der stärksten brachten wir's aber nur mit großer Mühe fertig,

daß der Karren nicht aus dem Geleise gerieth und in einen der beiden Abgründe fiel, die da waren. In den ganz tiefen konnten wir freilich nicht hinunterfahren, aber in den andern gings auch gegen sechzig Fuß hinab".

Der Chef erzählte dann noch von einem Falle, wo der alte Baron Meyendorf in Lebensgefahr hätte kommen können. Bei Gastein habe der sich einmal die Rutschbahn hinaufwinden lassen, die, wenn ich recht verstand, den nächsten Weg zu der Höhe bilde, auf der die alten Goldbergwerke sich befunden. „Es mag", sagte er, „senkrecht wohl dreitausend Fuß bis hinauf sein, und die Bahn ging in einem Winkel von etwa vierzig Graden hinan, indem der Kasten, in welchen man sich setzen mußte, in einer Rinne lief. Wäre das Seil gerissen, so wäre er mit ungeheurer Geschwindigkeit eine Strecke von wohl zehntausend Fuß hinabgesaust und natürlich nicht mit ganzen Knochen unten angelangt".

Donnerstag, den 10. November. Der Winter ist da, und es schneit bei ziemlicher Kälte mehrere Stunden hinter einander. Früh läßt der Chef mich telegraphiren, daß in Frankreich für die ärmeren Klassen aus der von der Provisorischen Regierung verfügten Verwendung der Sparkassengelder und des Vermögens von Corporationen für Kriegszwecke Calamitäten entstanden und weitere zu erwarten seien. Später darf ich zu meiner Information die Acten in Betreff der gescheiterten Waffenstillstandsverhandlungen studiren.

Thiers hat in einer Denkschrift dargelegt, wie er und die von ihm vertretnen Regenten Frankreichs sich die Grundlagen des abzuschließenden Waffenstillstandes vorgestellt. Sein Gedankengang ist darin ungefähr folgender: Zweck des Uebereinkommens wäre möglichst baldiges Aufhören des Blutvergießens und Zusammenberufung einer Nationalversammlung, die Frank-

reich vor den europäischen Mächten als Ausdruck von dessen Willen vertreten und früher oder später mit Preußen und seinen Verbündeten einen Frieden abschließen könne. Der Waffenstillstand würde achtundzwanzig Tage dauern müssen, von denen zwölf für die Berufung der Wähler, einer für die Abstimmung über die Candidaten, fünf für das Zusammenkommen der Gewählten an einem bestimmten Orte und zehn für die Prüfung der Wahlen und die Constituirung eines Bureau zu beanspruchen sein würden. Der Ort der Berathungen könnte bis auf Weiteres Tours sein. Die Wahlen müßten in allen, auch in den von der deutschen Armee occupirten Theilen Frankreichs frei und ungehindert vor sich gehen. Die militärischen Operationen hätten auf beiden Seiten aufzuhören, doch würden beide Theile Rekruten an sich ziehen, Vertheidigungsarbeiten vornehmen und Lager einrichten dürfen. Die Armeen sollten sich durch die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel verproviantiren dürfen, dagegen müßten die Requisitionen „als eine Kriegsmaßregel, die mit den Feindseligkeiten selbst suspendirt werden müsse", unterbrochen werden. Die befestigten Plätze ferner würden für die Dauer des Waffenstillstandes nach der Stärke ihrer Bevölkerung und Besatzung verproviantirt werden dürfen. Paris sollte zu diesem Zweck durch vier bestimmte Bahnhöfe an Vieh und verschiedenen andern Lebensbedürfnissen Folgendes erhalten: 34,000 Ochsen, 80,000 Schafe, 8000 Schweine, 5000 Kälber, 100,000 Centner Pökelfleisch, das nothwendige Futter für jene Thiere mit 8 Millionen Centnern Heu oder Stroh, dann 200,000 Centner Mehl, 30,000 Centner trockene Gemüse, 100,000 Tonnen Kohlen, 500,000 Kubikmeter Brennholz, wobei die Bevölkerung von Paris mit Hinzurechnung von 400,000 Vertheidigern und den Bewohnern der Bannmeile zu 2,700,000 bis 2,800,000 Seelen angenommen worden war.

Diese Forderungen der Franzosen waren unannehmbar. Wäre man deutscherseits darauf eingegangen, so würde man die größere und bessere Hälfte der Vortheile aus den Händen gegeben haben, die man in den letztverflossenen sieben Wochen mit großen Opfern und Anstrengungen gewonnen, so würde man, mit andern Worten, sich im Wesentlichen in die Lage zurückversetzt haben, in der man sich am 19. September, als dem Tage, wo unsere Truppen die Einschließung von Paris vollendeten, befand. Wir sollten Paris verproviantiren lassen, welches jetzt schon Mangel litt und bald vor der Nothwendigkeit, Hunger zu leiden oder sich zu ergeben, stehen mußte. Wir sollten auf unsere Operationen verzichten, die wir gerade jetzt, nachdem durch den Fall von Metz die Armee des Prinzen Friedrich Karl uns zur Verfügung wiedergegeben war, weiter ausdehnen und mit größerem Nachdruck ausführen konnten. Wir sollten die Rekrutirungen und Formationen, durch welche die französische Republik sich wieder eine Feldarmee zu schaffen suchte, ruhig gestatten, während unsere Armee keiner Rekrutirung bedurfte. Während wir versprechen sollten, Paris und die übrigen französischen Festungen mit Lebensmitteln versehen zu lassen, sollten wir unsere Truppen ohne die in Feindesland gebotenen Requisitionen ernähren. Alle diese Forderungen sollten wir zugestehen, ohne daß uns die Gegner irgendein militärisches oder politisches Aequivalent dafür (z. B. für die Verproviantirung die Einräumung von einem oder zwei Forts der Befestigungen um Paris) oder eine bestimmte Aussicht auf Frieden geboten hätten. Die Aussicht, durch die mit dem Waffenstillstande zu verbindende Wahl einer constituirenden Versammlung zu geordneten Zuständen unter einer allgemein anerkannten Regierung zu gelangen, welche die Thierssche Denkschrift als den nächsten Zweck des Waffenstillstandes be=

zeichnet, lag ohne Zweifel mehr im Interesse der Franzosen, als in dem unsern, konnte, wenn man die fortwährend durch aufregende Proclamationen der Provisorischen Regierung genährte Erhitztheit der Gemüther bedenkt, nicht einmal als eine sichere betrachtet werden und ließ sich, wenn die jetzige Regierung nur ernstlich dazu geneigt war, auch ohne den ganzen Apparat eines Waffenstillstandes erreichen. Mit diesen Vorschlägen war somit deutscherseits schlechterdings nichts anzufangen. Die Sache mußte anders gestaltet werden, und so bot der Bundeskanzler Herrn Thiers einen Waffenstillstand auf der Basis des militärischen Statusquo an; der fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Tage dauern und die Franzosen in den Stand setzen sollte, die Wahlen in Ruhe vorzunehmen und die daraus hervorgehende Versammlung zusammentreten zu lassen. Auch Dieß war ein Zugeständniß von unsrer Seite, bei welchem alle Vortheile auf derjenigen der Franzosen waren. Wenn, wie Thiers behauptete, Paris noch auf mehrere Monate mit Lebensmitteln und anderer Nothdurft versehen war — was in Betreff des Artikels Mehl nicht wohl bezweifelt werden konnte, — so war nicht recht zu begreifen, wie die Provisorische Regierung an der Nichtbewilligung der Verproviantirung einen Waffenstillstand scheitern lassen konnte, der die Pariser höchstens an nutzlosen Ausfällen hinderte. Daneben aber hatte Frankreich den großen Vortheil, daß der widerstandslosen Occupation weiteren französischen Gebiets, zu welcher unsere vor Metz frei gewordene Armee sich in Bewegung setzte, durch Demarcationslinien Schranken gesetzt wurden. Thiers hat indeß dieses sehr annehmbare Anerbieten ablehnen und die Verproviantirung von Paris als unumgängliche Bedingung eines Uebereinkommens festhalten müssen, und er ist auch zuletzt nicht ermächtigt worden, für dieselbe irgend ein militärisches Aequivalent wie etwa die Einräumung eines der Forts um Paris in Aussicht zu stellen.

Als wir zu Tische gingen, erzählte der Chef, daß der Kriegsminister ernstlich krank sei. Er fühle sich sehr schwach und werde wohl vor vierzehn Tagen nicht aufstehen können. Später scherzte er über das Waschwasser im Hause: „Die Bewohner der hiesigen Wasserleitung scheinen ihre Saisons zu haben. Zuerst kamen die Tausendfüße, die mir sehr zuwider sind — ‚regt tausend Gelenke zugleich‘. Dann die Kellerwürmer, die ich, obwohl sie ganz harmlose Thiere sind, auch nicht angreifen mag — eher eine Schlange. Jetzt sind die Blutegel da. Ich fand heute einen ganz kleinen, der hatte sich zusammengezogen wie ein Knopf. Ich suchte ihn zur Entwickelung zu bringen, aber er wollte nicht — blieb Knopf. Da begoß ich ihn mit Brunnenwasser, und jetzt streckte er sich lang und dünn wie eine Nadel, und machte, daß er fortkam". — Dann war die Rede von allerlei einfachen, nichtsdestoweniger aber achtbaren Delicatessen, frischen und gesalzenen Heringen, neuen Kartoffeln, Maibutter u. D., und der Minister bemerkte zuletzt gegen Delbrück, der diesen guten Dingen ebenfalls seine Anerkennung widerfahren ließ: „Ein verkannter Fisch ist der Stör, den man in Rußland wohl zu schätzen weiß, und der auch bei uns vorkommt. In der Elbe, z. B. im Magdeburgischen, wird er häufig gefangen, aber nur von Fischern und geringen Leuten gegessen". Er setzte hierauf seine Vorzüge auseinander und kam dabei auf den Caviar zu sprechen, dessen verschiedene Sorten er mit Kennerschaft charakterisirte. — — — Nach einer Weile sagte er: „Wie viele Aehnlichkeiten sich zwischen den Galliern und den Slaven finden, ist mir heute wieder einmal recht deutlich geworden, wo es geschneit hat. Dieselben breiten Straßen, dieselben dicht neben einander stehenden Häuser, dieselben oft flachen Dächer wie in Rußland. Blos die grünen Zwiebelthürme fehlen. Dafür aber Anderes: Werst und Kilometer, Arschine und Meter

ist Dasselbe; auch an die Neigung zur Centralisation, an die Einerleiheit der Anschauungen Aller kann man denken, und an den communistischen Zug im Volkscharakter". — Er gedachte dann der wunderbaren Welt von heute, die „Alles auf den Kopf stelle, was bisher auf den Füßen gestanden", und „die seltsamsten Verschiebungen der Verhältnisse zeige". — „Wenn man bedenkt", so erläuterte er, „der Papst vielleicht einmal in einer protestantischen deutschen Kleinstadt (‚Brandenburg an der Havel', ruft Bohlen dazwischen), der Reichstag in Versailles, das Corps legislatif in Cassel, Garibaldi nach Mentana französischer General geworden, päpstliche Zuaven Seite an Seite mit ihm fechtend" — worüber er sich dann noch eine Weile verbreitete.

„Heute hat auch Metternich an mich geschrieben", sagte er dann plötzlich. „Er will, daß wir Hoyos hineinlassen, damit er die Oesterreicher heraushole. Ich habe ihm geantwortet, daß sie seit dem 25. October Erlaubniß haben, herauszukommen, daß wir aber niemand mehr hineinlassen — auch keine Diplomaten. Wir empfingen auch keine in Versailles, nur mit ihm würde ich eine Ausnahme machen. Er wird dann vielleicht die österreichischen Ansprüche auf das Bundeseigenthum in den deutschen Festungen wieder aufs Tapet bringen".

Man redete von Aerzten und der Art, wie die Natur sich zuweilen selbst helfe, und der Chef erzählte, daß er einmal zwei Tage beim Herzog von (Name unverständlich) gejagt, und daß ihm dabei „recht schlecht um seinen innern Menschen gewesen". — Auch die zwei Tage Jagd und die frei Luft halfen nicht. Da kam ich den Tag darauf zu den Kürassieren in Brandenburg, die einen neuen Becher bekommen hatten (ich glaube, er sagte auch, daß sie ein Jubiläum gefeiert). Ich sollte zuerst daraus trinken und ihn einweihen, dann sollte er herumgehen. Es war etwa eine Flasche drin. Ich aber hielt meine

Rede und trank und setzte ihn leer wieder hin, was sie sehr verwunderte, da man den Leuten von der Feder nicht viel zutraut. Es war aber noch Göttinger Uebung. — Merkwürdiger oder vielleicht nicht merkwürdiger Weise war mir darauf vier Wochen lang so wohl um den Magen wie nie. Ich versuchte es später mich ebenso zu curiren, aber niemals wieder mit so erfreulichem Erfolge". — „Da erinnere ich mich auch, einmal, bei der Letzlinger Jagd unter Friedrich Wilhelm dem Vierten, da sollte ein Vexirbecher aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten ausgetrunken werden. Es war ein Hirschgeweih, welches so gemacht war, daß man die Höhlung, in die etwa drei Viertel von einer Flasche ging, nicht an die Lippen setzen konnte, während man doch nichts verschütten sollte. Ich nahm es und trank es aus, obwohl es sehr kalter Champagner war, und meine weiße Weste zeigte nicht einen verschütteten Tropfen. Die Gesellschaft machte große Augen, ich aber sagte: ‚Noch einen'. Der König aber rief: ‚Nein, das geschieht nicht', und so mußte es unterbleiben". — — — „Früher waren solche Kunststücke nothwendiges Erforderniß zum diplomatischen Gewerbe. Da tranken sie die Schwachen unter den Tisch, fragten sie aus nach allerlei Dingen, die sie wissen wollten, und ließen sie in Sachen willigen, zu welchen sie keine Vollmacht hatten. Sie mußten auch gleich unterschreiben, und wenn sie dann nüchtern wurden, wußten sie nicht, wie sie dazu gekommen waren".

Weiter bemerkte der Minister, ich weiß nicht mehr, wodurch veranlaßt, alle Familien stürben aus, die in Pommern zu Grafen gemacht würden. „Das Land erträgt es nicht", fügte er hinzu. „Ich weiß wohl zehn oder zwölf Familien zu nennen, denen es so gegangen ist". Er nannte einige. Dann fuhr er fort:

„Und so wehrte ich mich Anfangs sehr dagegen. Zuletzt ließ ich's geschehen, aber ich habe noch jetzt meine Befürchtungen".

Als der Braten auf den Tisch kam, fragte der Chef: „Ist das du cheval"? Einer der Anwesenden antwortete, nein, es wäre Rind. Er sagte: „Es ist doch eigen, daß man kein Pferdefleisch ißt, wenn man nicht muß, wie die in Paris drinnen, die nun bald nichts Anderes mehr haben werden. Es kommt wohl davon, daß uns das Pferd näher steht wie andere Thiere. Man ist als Reiter gewissermaßen Eins mit ihm. („Ich hatt' einen Kameraden" — „als wär's ein Stück von mir".) Es ist uns auch an Verstand am Nächsten. Mit dem Hunde ist's ebenso. Du chien soll ganz gut schmecken, und doch essen wir es nicht". Einer der Herren äußerte sich abfällig, ein anderer lobend über den Geschmack von Hundebraten. Dann nahm der Chef seinen Faden wieder auf, indem er sagte: „Je ähnlicher uns etwas ist, desto weniger mögen wir es. Es muß sehr ekelhaft sein, Affen zu essen, wo die Hände wie menschliche aussehen". Man erinnert daran, daß die Wilden in Südamerika Affenfleisch genießen und kam auf Menschenfresser zu reden. „Ja", entgegnete er, „aber das ist doch ursprünglich aus Noth geschehen, und auch hier denke ich gelesen zu haben, daß sie die Weiber vorziehen, also wenigstens nicht ihr eigenes Geschlecht". — „Sonst ißt man von Thieren nicht gern Fleischfresser — Raubzeug, Wölfe, Löwen — nun ja, Bären, aber die leben doch weniger von Fleisch als von Pflanzen. Ich mag nicht einmal von einem Huhn essen, das mit Fleisch gefüttert ist — nicht einmal die Eier".

L. berichtet, als er Abends kommt, um sich Material zu holen, daß O'Sullivan, der beiläufig früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Lissabon gewesen, richtig den Rath bekommen hat, abzureisen, und daß er schon fort ist. Der immer findige

Mann hat ferner herausgebracht, daß die „Newyork Times", nach deren Quellen er sich auf meine Bitte erkundigt hat, bei uns von zwei Correspondenten bedient wird, einem Mr. Scofferen, der beim Jägerhauptmann von Strantz in Ville d'Avray Gast ist, und einem Mr. Holt White, der sich in Saint Germain aufhält. — Nach acht Uhr ist Graf Bray beim Chef oben im kleinen Empfangszimmer.

Freitag, den 11. November. Diesen Morgen scheint nach dem von Nordwesten her erschallenden Kanonendonner der „Bullerjan" unserer Sechsundvierziger wieder einmal besonders übler Laune zu sein und Feuer und Flammen zu speien. Wir dagegen sitzen noch immer stumm und zahm da. — Der Chef läßt mich die Einnahme von Neu-Breisach telegraphiren und wünscht, daß ich mit dem Engländer Robert Conningsby spreche, der ihn als Correspondent mehrerer englischer Blätter um eine Audienz gebeten hat. Ich soll ihm vorstellen, daß der Kanzler bedauere, dazu keine Zeit übrig zu haben. Zuletzt gab er mir den Brüsseler „Indiscrète", indem er bemerkte: „Hier ist eine wunderbare Lebensbeschreibung von mir, die sehr komisch ist. Sie werden finden, daß sie so gut zu meiner Natur paßt, wie die Bilder, die man dem Texte beigefügt hat, zu diesem. Vielleicht eignet sich etwas davon für unsere Presse" (Friedrich der Große ließ auch Pasquille auf ihn dem Publikum zugänglicher machen).

Ich erledigte diese Aufträge und fand zunächst in Conningsby einen netten verständigen Mann, der uns wohl zu wollen schien. Er hatte eine Deutsche zur Frau, aber unsere Sprache hatte er sich nicht angeeignet. — Zurückgekehrt, nahm ich den „Indiscrète" vor. Er war das Blatt, auf das sich der Chef neulich bezogen, als er über die Unthaten klagte, die ihm die französischen Journalisten nachredeten. Ich notirte mir Einiges

als Probe der Fülle von geschmacklosen, plumpen und unsinnigen Verläumdungen, mit denen die französische Presse uns in dieser Zeit bekämpfte. Es hieß da u. A. von unserm Kanzler:

„Er profitirte persönlich und zwar reichlich von den diplomatischen Andeutungen der Ereignisse, welche sich im Dunkeln vorbereiteten, und von dem Einflusse, den die ernsten Nachrichten auf die öffentlichen Fonds ausüben mußten, wenn sie allgemein bekannt wurden; er machte sich das in der Weise zu Nutze, daß er mit sicherer Hand für sich an den Hauptbörsen von Europa spielen ließ. Er hatte sich bei diesen schändlichen Speculationen auf den guten Glauben des Publikums mit einem Herrn Bleichröder, einem jüdischen Bankier in Berlin, zusammengethan". — „Die Raubgier Bismarcks brachte auf diese Art kolossale Summen Gelds zusammen, die er mit dem Bankier und dessen Helfershelfern theilte". —

„Bismarck macht sich als großer Herr mit liederlichen Gewohnheiten häufig das Vergnügen, schöne Damen zu entführen. Wie in seiner Jugend, so trieb ihn auch später zu wiederholten Malen seine Lüsternheit an, durch seine Agenten eine Tochter aus dem Hause ihres Vaters, eine Ehefrau aus dem ihres Gatten wegschleppen zu lassen. Eine solche gewaltsame Entführung betraf eine Dame von außerordentlicher Schönheit in Breslau. Er ließ sie an einen Ort bringen, den er in eine Art Serail umgeschaffen hatte. Als er nach einiger Zeit seine Leidenschaft gestillt hatte, warf er seine gierigen Blicke auf eine Andere. Man führt außer andern Fällen den an, wo er, verliebt in eine Nonne von wunderbarer Schönheit, dieselbe aus ihrem Kloster fortschleppen und in seine Hände liefern ließ". — „Man zählt in Berlin an fünfzig uneheliche Kinder von ihm. Als entmenschter Gatte macht er seiner rechtmäßigen Frau unaufhörlich Verdruß, er läßt sie die Last seines launenhaften, hitzigen, bos-

haften und brutalen Wesens fühlen. Er vergißt seine hohe Stellung und behandelt sie wie ein preußischer Bauer, d. h. er tractirt sie mit der Karbatsche, und wie es in Deutschland heißt, kommt das keineswegs selten vor. Im Jahre 1867 wurde er vom Dämon der Eifersucht ergriffen, als er hörte, daß eine seiner Maitressen sich mit einem hübschen russischen Herrn von Adel ins Theater begeben. Indem er sich das Recht zusprach, die, welcher er ein Jahrgehalt gab, zu prügeln drang er in die Loge ein, in der sie sich befand, und bearbeitete mit kräftigen Karbatschenhieben die runden Schultern der Schönen". — „Als dieser Vesuv von einem Diplomaten im Juni 1867 in Paris war, ging er häufig des Abends in bürgerlicher Kleidung, oft auch incognito aus, um auf die nächtlich umherschweifenden Schönen Jagd zu machen; man hat ihn Abends auf dem Bal Mabille erkannt".

„Folgen wir Bismarck Schritt für Schritt auf den Etappen seines Lebens, so sehen wir ihn immer aus der Politik ein Gewebe von Intriguen machen und dem Ehrgeiz eines stolzen Despoten alles das zur Verfügung stellen, was der menschliche Geist auf dem Gebiete verschlagener Tücke, schurkischer Gesinnung und verbrecherischer Denkart in sich bergen kann. Indem er 1863 dem Volke Preußens seine Freiheit raubte, indem er 1864 das schwache Dänemark niederschlug, dem er zwei Herzogthümer entriß, indem er 1866 Oesterreich erniedrigte und das Königreich Hannover, das Kurfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt wegnahm, indem er diese Staaten entsetzlich prellte, indem er 1870 Frankreich abwürgte, es zu Grunde richtete und ihm den Oelzweig des Friedens versagte, hat Herr von Bismarck immer nur mit kaltem Blute auf den Tod der Unschuldigen speculirt. Dieser hochfahrende, anmaßende und brutale Mensch wohnt fühllos der

Hinrichtung ganzer Völker bei und zeigt der Welt, wie weit es die Menschenseele im Raffinement der Grausamkeit bringen kann".

„Von 1867 an bereitete Preußen mit Eifer den Krieg vor, den es in Zukunft gegen Frankreich zu führen vorhatte. Ohne Unterlaß wurde gerüstet, wurden die Elemente formirt, die es zum Gelingen nöthig hatte. Bismarck als Kanzler des neuen Nordbundes, Roon als Kriegsminister, Moltke als Chef des Generalstabes standen, jeder in seinem Kreise, den geheimen Plänen und dem Ehrgeize des stolzen Despoten zur Seite, welcher Preußen regiert. Moltke in Person und Offiziere des Generalstabes der preußischen Armee durchstreiften einen Theil Frankreichs, um sich an Ort und Stelle von der Genauigkeit der Notizen zu überzeugen, welche der preußischen Regierung eingeschickt worden waren. Sie nahmen Pläne der französischen Festungen, topographische Pläne auf, machten sich Notizen über die Modelle, die für das neue Bewaffnungssystem bestimmt waren. (Es werden einige unglaubliche Beispiele dieser Auskundschaftung der starken und schwachen Seiten Frankreichs mitgetheilt.) Auf Bismarcks und Roons Anregung verbreitete sich eine Wolke von Spionen, hierarchisch gegliedert, reichlich bezahlt, die einen verkleidete Offiziere, die andern dem bürgerlichen Stande angehörig, über ganz Frankreich und berichtete mit Genauigkeit alles, was ihr fleißiges Nachforschen beobachtete. Hohe Beamte des Departements des Krieges und des Innern wurden mit fabelhaften Summen gewonnen, die Einzelheiten zu liefern, welche die preußische Armee kennen zu lernen ein Interesse hatte. Die Legion von Verräthern, welche sich in die Armee Frankreichs eingeschlichen hatte, ist allein daran schuld, wenn Preußen im Stande war, mit seinen Truppen so leicht zu manövriren und mit erdrückenden Massen bloße Corps der

französischen Armee zu überfallen. Diese heimliche Verrätherei ist während des Feldzugs von 1870 nach und nach an den Tag gekommen; die französische Regierung hat Beweise dafür in Fülle".

Kann man unverschämter und zugleich abgeschmackter lügen? Und was für ein Publikum muß das sein, bei dem man dabei auf Glauben rechnet?

Beim Frühstück wurde erzählt, daß Orleans von unsern Truppen wieder geräumt worden sei, und daß die Baiern unter von der Tann dort nur 16,000, die Franzosen aber 40,000 Mann stark seien. „Schad't nichts", rief Bohlen. „Uebermorgen ist der Prinz Friedrich Karl heran, und dann wird der Gallier gehauen".

Der Chef aß heute nicht mit uns. Den ganzen Tag über hatten wir wechselndes Wetter, bald graupelte oder schneite es, bald that sich der blaue Himmel auf, und die Sonne schien. Abends kommt L. und bringt die Nachricht mit, daß der Schriftsteller Hoff, der früher mit ihm den „Nouvelliste" herausgegeben, sich vergiftet hat und morgen begraben werden soll. Er habe vom Stadtcommandanten die Weisung bekommen, Versailles ohne Verzug zu verlassen, weil er vor einigen Wochen sich in einem Feldpostbriefe an die „National-Zeitung" darüber beschwert, daß die englischen Correspondenten im Hauptquartier vor den deutschen bevorzugt würden, was beiläufig ganz richtig ist, aber nicht von der Rue de Provence ausgeht. Hoff sei der Sohn eines hervorragenden badischen Abgeordneten und der Bruder des Düsseldorfer Malers. Er habe auch in die „Hamburger Nachrichten" sowie in die „Augsburger Allgemeine Zeitung" geschrieben, und schon seit 1864 in patriotischem Sinne. Der Großherzog von Baden, an den er sich gewendet, oder dessen Umgebung habe erklärt, nichts für ihn thun zu

können, und so hätte der Arme sich mit Schande bedroht geglaubt und nicht mehr leben mögen, zumal er mit der Ausweisung auch den Verlust seiner Correspondenzen vor sich gesehen. Der Chef bemerkte, als ich ihm den Fall mittheilte: „Das ist doch recht schade, aber er ist ein Hansnarr; wenn er sich an mich gewendet hätte, so wäre ihm die Sache erspart worden".

Beim Thee wurde Hoff von Hatzfeld und Bismarck-Bohlen ebenfalls lebhaft bedauert, da auch Graf Solms ihn gegen sie als einen wohlgesinnten und uns nützlichen Menschen gelobt hatte. Bohlen knüpfte dann an diese Ausweisungsgeschichte Näheres über die des honorablen O'Sullivan. Der Chef hätte, als er neulich beim Kronprinzen gespeist, neben dem Amerikaner gesessen und sich mit ihm unterhalten, dabei aber hätte sich seiner das bestimmte Gefühl bemächtigt, daß der Herr mit dem irischen Namen ein politischer Schwindler sei. Nach Tische hätte er infolge dessen mit dem Kronprinzen gesprochen und ihn gefragt, wer ihm den empfohlen. — Der Herzog von Coburg, wäre die Antwort gewesen. — „Nun, Sie nehmen mir's wohl nicht übel, Königliche Hoheit, wenn ich ihn verhaften oder wegschaffen lasse"? hätte darauf der Chef gesagt. „Er macht mir den Eindruck, ein Spion und Schwindler zu sein". — „Ganz und gar nicht", hätte der Kronprinz erwidert, und darauf sei Stieber beauftragt worden, sich näher nach dem Herrn zu erkundigen. Dieß sei geschehen, und die Folge sei gewesen, daß O'Sullivan durch Blumenthal zu sofortiger Abreise aufgefordert und diese Weisung, obwohl seine Frau behauptet, er sei krank, aufrecht erhalten worden sei. — Bohlen, der heute besonders mittheilsam gestimmt schien, erzählte dann noch verschiedene anmuthige Geschichtchen von den Herrschaften im Hôtel des Reservoirs und zuletzt eine Anekdote von unserm Minister, die wir notiren wollen, obwohl anzunehmen

ist, daß bei ihr der Erzähler ein wenig von dem Eignen hinzugethan oder sagen wir, sie auf seinen Ton gestimmt hatte. Sei dem, wie ihm wolle, der Graf berichtete, daß in Commercy eine Frau zum Minister gekommen sei, um ihm zu klagen, daß man ihren Mann, der nach einem Husaren mit dem Spaten geschlagen, verhaftet habe. „Der Minister hörte sie mit wohlwollender Miene an", erzählte unser Gewährsmann weiter, „und als sie fertig war, sagte er, ebenfalls mit dem größten Wohlwollen: ‚Na, gute Frau, Sie können ganz sicher sein, daß Ihr Mann' — dabei strich er sich mit den Fingern um den Hals — ‚nächstens aufgehangen wird'".

Die neue imperialistische Zeitung „Situation" mag ihre Gebrechen haben, sie hat aber auch ihre Meriten. So ist das, was sie in diesen Tagen über die Verwendung Garibaldis in diesem Kriege bemerkte, ohne Zweifel ganz richtig. Es heißt da: „Die Gegenwart Gambettas in Tours hat dort wieder einiges Vertrauen erweckt. Man hofft, er werde der Organisation der Vertheidigung neue Thätigkeit einflößen. Indeß hat der erste Act, den der genannte junge Dictator vorgenommen hat, eben keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Dieser erste Act war die Ernennung Garibaldis zum Obergeneral der Franctireurs des Ostens. Garibaldi ist in Frankreich nie als eine ernste Erscheinung aufgefaßt worden. Er wird als ein General der komischen Oper betrachtet, und man fragt sich mit Ungeduld: sind wir denn wirklich schon so weit heruntergekommen, daß wir unsere Zuflucht zu dieser politischen Theatergruppe nehmen müssen? Unter dem Vorgeben, die Begeisterung zu erwecken und der Nation Schwung zu verleihen, verletzt man die Eigenliebe der Nation bis ins Innerste hinein. Aber Sie wissen ja, die Leute, welche sich angemaßt haben, uns zu regieren, sind Advokaten, sie lieben den Redepomp, die großen

tönenden Phrasen, die Theatercoups. Die Ernennung Garibaldis ist eins von diesen Effectstücken, das man mit wirkungsvollen Redensarten ausstaffirt hat, im Munde der Regierung der nationalen Vertheidigung bedeutet diese Ernennung die Vereinigung der freien Völker, die republikanische Solidarität. Indeß wäre möglich, daß Herr Gambetta, ärgerlich geworden über Garibaldis Manieren und seine Gegenwart in Tours, die leicht ein Element des Zwiespalts werden kann, ihn vorzüglich deshalb nach dem Osten geschickt hätte, um sich seiner zu entledigen. Man bezweifelt stark, daß er etwas leisten wird, aber die Leute, die immer Argumente zur Hand haben, sagen uns: ‚Es ist ein glorreicher Name', und damit denken sie Alles beantwortet zu haben".

Sonnabend, den 12. November. Früh heller Himmel. Der Chef bekommt von Militärmusik ein Morgenständchen. Später werde ich zu ihm gerufen, um Aufträge zu empfangen. Ich ziehe Berichte über die Vergangenheit Cluserets, des alten Soldaten der rothen Revolution, aus, der jetzt die Streitkräfte der im Entstehen begriffenen südlichen Föderirten organisiren soll, und stelle die Zahlen der seit der Kapitulation von Metz wieder in deutsche Gefangenschaft gerathenen Franzosen zu einer Uebersicht zusammen. Es sind beinahe 14,000 Mann, die sich in Schlettstadt, Fort Mortier, Neubreisach, Le Bourget, Monterau, Verdun und bei einigen kleineren Affairen ergeben haben und nun auf dem Wege nach Deutschland sind.

Beim Frühstück ist Wollmann, der eben angekommen, zugegen. Beim Diner haben wir D. Lauer als Gast unter uns. Es giebt geräucherte Maränen, pommersche Gänsebrust, eine Stiftung Buchers, der sie seinerseits als Liebesgabe von Rodbertus bekommen, Magdeburger Sauerkraut und Leipziger Lerchen, vermuthlich ebenfalls Gaben der Heimath. Bei den Maränen

wird der Chef abgerufen. Er geht durch den Salon und kommt durch die eine der auf die Hausflur mündenden Thüren mit einem Offizier in preußischer Uniform, der einen Vollbart trägt, in das Speisezimmer zurück, durch welches sie sich dann in den Salon begeben. Man hört, daß der Offizier der Großherzog von Baden ist. Nach etwa zehn Minuten ist der Minister wieder bei uns. — — — Man kam auf Arnim-Boitzenburg zu sprechen, den früheren Minister, von dem der Chef sagte, daß er in Aachen sein Vorgesetzter gewesen, und den er als „liebenswürdig, gescheidt, aber zu keinem stetigen Handeln und energischen Auftreten geneigt" charakterisirte. „Wie ein Gummiball, der aufhüpft und wieder aufhüpft und so fort, aber immer schwächer, und zuletzt ist's gar nichts mehr. Erst hatte er eine Meinung, dann schwächte er sie durch Selbstwiderlegung, dann kam ihm wieder ein Einwurf gegen die Widerlegung, bis schließlich gar nichts übrig blieb und nichts in der Sache geschah". — Delbrück lobte den Schwiegersohn als unterrichtet und geistreich, meinte aber, er sei theilnahmlos und ohne Streben. — „Ja", bestätigte der Chef, „er hat keinen Racketensatz im After". Dann fügte er hinzu: „Uebrigens ist er ein guter Kopf, aber seine Berichte, heute so, morgen so, oft an demselben Tage zwei grundverschiedene Ansichten, — es ist kein Verlaß darauf". — Von dem Mangel an Ehrgeiz bei Arnim nahm jemand Veranlassung, das Gespräch auf das Gebiet der Orden und Titel zu bringen, wobei Abeken als Kenner und Liebhaber solcher Delicatessen lebhaft mitsprach, während er vorher zusammengeduckt und mit niedergeschlagenen Augen dagesessen und nur bisweilen einen verstohlenen Blick auf den Minister geworfen hatte. — — — Der Chef erzählte, daß seine erste Decoration die Rettungsmedaille gewesen, die er dafür bekommen, daß er einen Diener aus dem Wasser gezogen habe. „Excellenz", fuhr er fort,

„wurde ich erst auf dem Schloßhofe in Königsberg, 1861. In Frankfurt war ich's wohl, aber keine preußische, sondern eine Bundesexcellenz. Die deutschen Fürsten hatten nämlich beschlossen, daß jeder Bundestagsgesandte Excellenz sein sollte. Ich habe mich übrigens nicht besonders darnach bemüht und hernach auch nicht allzuviel darauf gegeben — ich war ohne das ein vornehmer Mann".

Nach Tische Artikel für L. gemacht und andere zum Abdruck angestrichen.

Sonntag, den 13. November. Der Minister blieb heute ungewöhnlich lange im Bette und ging auch nicht in die Kirche. Er schien nervös und in übler Stimmung zu sein, wohl vom vorigen Abend her. Nachdem die gewöhnlichen Morgenarbeiten erledigt waren, ging ich hinaus nach La Celle Saint Cloud, wo H. mit seinem Premierleutnant auf Vorposten stand, und zwar an einer Stelle, wo der Mont Valérien, den wir neulich vergeblich gesucht, wirklich zu sehen ist. Der Weg durch das Dorf und den Berg hinauf nach dem Replis war bald gefunden und zurückgelegt. Ich mußte dabei eine Lichtung zwischen den Bäumen vermeiden und einen Umweg machen, da man vom Fort hierher sehen konnte und schon in dieser Richtung geschossen hatte.

Es sieht hier unter dem Wipfeldach des Waldes sehr kriegerisch aus. Kleine Lager und Bivouaks mit Gewehrpyramiden, neu gezimmerte Breterbaracken wie große Hundehütten gestaltet zwischen den Stämmen des Gehölzes, weiterhin kleine weiße Zelte, überall allertiefster Koth. Ich treffe bei einem hübschen mit Grün bewachsenen Häuschen, zu dem eine Brücke von Fensterladen und anderem Breterwerk über den Schmutz führt, den Premierleutnant Kr., der mich zu H. bringt. Dieser hat mit zwei Offizieren, von denen der jüngere neulich

in Chesnay die Rolle der Cancantänzerin mit so viel Elasticität gab, und einem Militärarzt ein Quartier inne, in das er sich vor drei Monaten schwerlich hineingeträumt haben wird. Die Herren wohnen in einem Kiosk der Kaiserin und sind in einem Stübchen rechts vom Eingang soeben beim Essen, wobei es — wie seit Wochen sagt H. — von animalischen Speisen nichts als Hammelfleisch giebt. Vor dem Hause stehen die Gewehrpyramiden der 6. Compagnie des 46. Regiments, daneben liegen auf ausgehobnen Thüren und Jalousien, des Kothes wegen, die Tornister der Leute. Die Thüren, aus denen man auch hier einen Steg über den Schlamm construirt hat, sind zum Theil vergoldet. Drin im großen Saal ist's voll von polnischen Kriegsleuten, die auf Strohschütten herumliegen und einen ganz erschrecklichen Tabak rauchen. Premierleutnant H. warnt mich vor dem Sopha in der Stube. Ungeziefer! Er hat heute an sich selbst eine betrübende Entdeckung gemacht. Sonst ist's bis auf den ewigen und unabänderlichen Hammel hier auszuhalten, obwohl die Gegend nicht recht geheuer ist. Der Mont Valérien schießt nämlich über den Bergrücken, wo der Kiosk Eugeniens steht, hinweg und bis Louveciennes, und es ist ein Wunder, daß die Franzosen dem Hause noch keine Granate zugesandt haben. Während wir bei der Flasche sitzen, wird vom Fort zweimal gefeuert. Nach dem Essen führt uns H. nach dem Observatorium dieses Außenpostens, einem Platze zwischen Maronenbäumen, wo man den bösen „Baldrian" jenseits des waldigen Abhanges mit bloßen Augen so deutlich sieht, daß sich die Fenster der großen Gebäude zählen lassen. Ueber Paris steigt eine schwarze Rauchwolke auf — ein Brand? Man empfiehlt uns Vorsicht. Wir sollen uns möglichst hinter den Baumstämmen halten und an einer offnen Stelle im Graben weiter gehen, den man aufgeworfen hat. Wir erfahren,

daß unsere äußersten Vorposten unten am Saume des Waldes stehen, also ungefähr achthundert Schritt von unserm Standorte; ein Stück weiter herauf zieht sich eine zweite Kette von Schildwachen hin. Der Kiosk sehnt sich sehr nach dem Beginn des Bombardements, begreift dessen Verzögerung nicht und will munkeln gehört haben, daß der Einfluß von Damen — „Schürzen", drückte sich der Betreffende aus — dabei mitspiele. Kiosk, ich fürchte, Du bist nicht auf falscher Spur.

Nach einer Stunde ging ich wieder, nachdem man mich, der Dämmerung halber, die mich auf dem Wege überfallen konnte, mit dem heutigen Paßworte ausgerüstet hatte. Es lautete: „Freßbeutel, Berlin", während es gestern oder vorgestern „Erbswurst, Paris" geheißen hatte. Nahrhafte Einfälle! Auf dem Wege nach dem Dorfe hinunter überholte ich einen Musketier, der einen gefangnen Zuaven eskortirte. Ich legte die Meile von hier bis auf die Rue de Provence in wenig mehr als einer Stunde zurück.

Der Chef aß heute nur die Suppe und etwas Ragout mit uns und ging dann in Generalsuniform mit Helm und mehreren Orden fort, um beim Könige zu speisen. — — — Abends wollte er noch die unwahre Nachricht eines süddeutschen Blattes, Graf Arnim sei vor seiner Abreise nach Rom im Hauptquartier zu Besuch gewesen, dementirt haben. — — —

Ich notirte mir vorgestern eine Probe der Art, wie die Franzosen uns verleumden. Heute stoße ich in den Zeitungen auf eine Zusammenstellung von Beispielen ihrer Verlogenheit in diesem Kriege. Ein Sammler hat der „Post" eine Addition der Zahlen von Menschen zugesandt, welche dieser Krieg uns nach Angabe der französischen Bulletins bis jetzt gekostet hat. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Wunder sieht, welche Chassepot und Mitrailleuse an unserm Heere verrichtet

haben sollen. Wir haben nach diesen Berichten von Anfang des Krieges bis Ende October nicht weniger und nicht mehr als ungefähr zwei Millionen Mann verloren, und es befinden sich darunter eine Menge von erlauchten und berühmten Namen. Der Prinz Albrecht, der Prinz Karl, der Prinz Friedrich Karl, auch der Kronprinz todt, von einer Kugel oder von Krankheit dahingerafft. Treskow niedergemäht, Moltke begraben. Sogar der Herzog von Nassau starb den Heldentod fürs Vaterland, obwohl er gar nicht mit zu Felde gezogen. Der Bundeskanzler ist unter Schüssen oder Säbelhieben gefallen, als er den Versuch gemacht hat, eine Meuterei baierischer Soldaten zu beschwichtigen. Der König endlich ist, gequält von Gewissensbissen darüber, daß er „den heiligen Boden" Frankreichs mit Krieg heimgesucht, in Wahnsinn verfallen. Und solche Lügenbolde nehmen sich heraus, mit mäßigem Witz L.s Moniteur Menteur zu nennen!

Montag, den 14. November. Der Chef ist unwohl und bis zum Diner nicht zu sehen. Mittags zwölf Uhr reist Bölsing ab, um über Nanteuil, Nancy und Frankfurt nach Hause zurückzukehren. Bei Tische Graf Maltzahn, starker Herr, Cotelettenbart, blaue Uniform, Johanniter, zugegen. Derselbe erzählt, daß Franctireurs in einem Dorfe Husaren von uns angegriffen. Baierische Jäger, die dabei gewesen, hätten die Freischärler aus den Häusern verjagt, und die Husaren hätten sie dann über das Feld hin verfolgt, wobei sie 120 von 170 niedergesäbelt hätten. — „Nun, und die drei Uebrigen"? fragte der Chef, welcher die Zahlen wohl nicht recht gehört hat. „Die sind nicht erschossen? Ja, es ist schlimm, man schont diese Meuchelmörder viel zu sehr. — Ich erinnere mich, in Saint Avold, da hatte ich Mühe, aus der Proclamation, welche den Kriegszustand verkündigte, eine Anzahl von Fällen wegzubringen, für die der Tod angedroht

werden sollte. Es blieben — da sie sich sperrten und sagten, das müsse bleiben, das gehöre zum Kriegsgebrauch, u. s. w. — da blieben immer noch ein halb Dutzend, die zu viel waren. Und jetzt — bleibt Alles auf dem Papier. Wen die Soldaten nicht auf der Stelle todtschießen oder hängen, der ist sicher. Das ist ein Verbrechen gegen unsre eignen Leute".

L. erzählt als sicher, — will es von P. haben — daß der Herzog von Coburg bei Bleibtreu ein großes Gemälde bestellt, auf dem er während der Schlacht bei Wörth mitten unter die kämpfenden in Pulverdampf gehüllten Truppen sprengt und von ihnen, als wäre er der Sieger, acclamirt wird. Wenn das wahr, kommt das Bild wahrscheinlich neben das von Eckernförde zu hängen. Und warum nicht? Es sieht gut aus. Poetische Lizenz, weshalb nicht auch malerische Lizenz? Künstler sind keine Geschichtschreiber.

Beim Thee äußert Hatzfeld, daß Rußlands Haltung ihn besorgt mache; es scheine bei Gelegenheit des jetzigen Krieges den Frieden von 1856 annulliren zu wollen, und darüber könnte es zu bedenklichen Dingen kommen. — Ob der Chef wohl gleicher Ansicht ist? —

Man könnte nach manchem Eintrag auf den vorigen Blättern meinen, daß den Franzosen alles politische Urtheil abhanden gekommen sei und nur noch die Leidenschaft und die Verblendung das Wort führten. Indeß giebt es doch Ausnahmen und möglicherweise viele, die ihre fünf Sinne noch beisammen haben und ihre Vernunft zu brauchen im Stande sind. Ein Brief, der in diesen Tagen im „Moniteur" veröffentlicht werden soll, weist mit seinen Gedanken auf eine solche Ausnahme hin. Es heißt darin — ein wenig rhetorisch, aber dem Inhalt nach recht verständig:

„Wie sollen wir aus der Sackgasse herauskommen, in die

Frankreich sich verrannt hat? Ein großes Land zerstückelt, gespalten, gelähmt durch die Gewalt, welche es beherrscht, und noch mehr durch die Wirren, die von ihm selbst ausgehen, eine ganze Nation ohne Regierung, ohne Oberhaupt, ohne bekannte Centralgewalt, ohne einen Mann, der sie vertreten und für sie sprechen könnte — das ist unsre Lage. Kann sie ins Unendliche sich verlängern? Sicherlich nein. Aber wie herauskommen? Das ist die Frage, die sich alle verständigen Leute vorlegen, die Frage, welche auf allen Seiten aufgeworfen wird, und auf welche es keine Antwort zu geben scheint. Man muß indeß eine finden, sie muß bald gefunden werden und eine entscheidende sein.

Wenn man sich fragt, welche Autorität nach diesem großen Schiffbruche noch aufrecht steht, so sieht man nur eine, eine einzige, an welche das Land sich wie an die letzte Hülfe anklammern könnte, und daß sind die Generalräthe. Diese sind die einzige Autorität, um die Frankreich sich in seiner verzweifelten Lage sammeln kann, weil sie gegenwärtig die einzige sind, welche ein Ausfluß der Nation ist. Diese Körperschaften sind infolge ihres Wesens, infolge der Erfahrung und der hohen Achtbarkeit der Männer, aus denen sie bestehen, infolge der Kenntniß, die sie in jedem Departement von den Bedürfnissen, den Interessen und der Denkart der Bevölkerung besitzen, aus der sie hervorgegangen sind, und in deren Mitte sie leben, die einzigen, die sich in der Lage befinden, auf ihre Auftraggeber eine unbestrittene moralische Einwirkung zu üben.

Welche Rolle aber werden die Generalräthe unter den gegenwärtigen Verhältnissen spielen können? Diese Rolle ist ihnen, wie es scheint, durch den Stand der Dinge vorgezeichnet. Mögen sie, die bei den letzten Wahlen gewählten Abgeordneten zur Seite, sich in jedem unsrer Departements vereinigen. Mögen

sie sich durch alle möglichen Mittel in den noch freien, wie in den von den deutschen Streitkräften besetzten Departements von Ort zu Ort mit einander in Verbindung setzen, um in Uebereinstimmung zu handeln. Mögen sie durch eine entschiedene und verständige Kundgebung sich an die gesunde Vernunft der Masse wenden. (Was allerdings wie die Vereinigung so vieler Körperschaften zu einem Glaubensbekenntniß und Plan nicht leicht sein und jedenfalls Zeit erfordern würde.) Möge ein allgemeines Votum, eine nationale Willensäußerung hervorgerufen und organisirt werden. Die Nation, deren Souveränetät man ausruft, hat sich durch drei feierliche Abstimmungen einer Regierung unterworfen; ihr allein gebührt es, sich jetzt über das auszusprechen, was sie gethan hat, und, wenn sie es für nothwendig hält, ein neues Regiment einzusetzen. Wer würde ihr das Recht zu bestreiten wagen? Wer würde es wagen, sich dem Lande ohne Berechtigung zu substituiren und ohne Auftrag über die Geschicke der Nation zu bestimmen?

Ich weiß wohl, was man mir einwerfen kann. Ich weiß mit welchen Schwierigkeiten, welchen Gefahren diese großartige Kundgebung umgeben sein würde. Aber trotzdem muß sie stattfinden; denn es giebt jetzt keinen andern Ausweg. Es ist eine traurige Wahrheit, aber es muß gesagt werden, weil es sich in der That so verhält: ich bin überzeugt, daß gerade die gegenwärtig von den deutschen Streitkräften occupirten Departements es sind, in denen die allgemeine Abstimmung sich am Vollständigsten und freiesten vollziehen würde. Der Grund ist der, daß die Deutschen wie wir selbst ein entschiedenes Interesse daran haben, daß bald ein endgültiger Friede zu Stande kommt, und daß ihre Anwesenheit allein schon die Agitatoren abhalten würde, die freie Kundgebung des Nationalwillens durch Vergewaltigung zu fälschen. Aber in den andern Departements?

In den Theilen Frankreichs, wo sich in diesem Augenblick alle Elemente der Unordnung und der Anarchie hervordrängen und rüsten? Wohlan, selbst in diesen Departements ist, dessen bin ich überzeugt, der freie Ausdruck des Nationalwillens, welcher er auch sei, sehr möglich. Wissen wir denn nicht, daß die Agitatoren, die Terroristen, die Elemente des Umsturzes und der Einschüchterung allenthalben — ja allenthalben, selbst in Paris, ihrem Hauptquartier — sich in einer winzigen Minorität befinden (die aber dreist und rührig ist, während die verständigen Leute, die Freunde der Ordnung sich nicht hervorwagen und die Dinge gehen lassen) und daß es stets genügt hat, sie in ihr Nichts zusammenschwinden zu lassen, wenn diejenigen sich zeigten, welche regelmäßige Zustände wollen".

Der Artikel schließt: „Und wenn die Nation diese verhängnißvolle Nothwendigkeit nicht begriffe, wenn sie sich in Entmuthigung und feiger Theilnahmlosigkeit selbst aufgäbe, dann müßte man das Haupt beugen, eingestehen, daß wir nicht nur besiegt, sondern vernichtet wären, und unsere Erlösung nur noch von einem unmöglichen Wunder erhoffen".

Dienstag, den 15. November. Der Chef befindet sich noch immer unwohl. Magenkatarrh, sagen die Einen, Gallenerregung, meinen die Andern. „Die Leute vom Hofe halten heute ihre Sachen gepackt", berichtet Theiß, und dieß wird beim Frühstück bestätigt, doch mit dem Hinzufügen, Kanski habe vermuthlich die ihm Untergebnen nur probiren und für solche Fälle, die jetzt möglich geworden wären, einüben wollen. Zwischen hier und Orleans stünden die Dinge vorläufig für uns nicht so, wie zu wünschen. Auch der Minister spricht, nachdem er sich mit uns zu Tische gesetzt, von der Möglichkeit, daß wir zurückgehen, also Versailles für einige Zeit räumen müßten. Ein Vorstoß von Dreux her, combinirt mit einem

großen Ausfall aus Paris wäre nicht undenkbar, und selbst ein Laie könne sich vorstellen, daß ein erfolgreicher Versuch dieser Art, bei dem nicht blos Hof und Generalstab, sondern auch das hauptsächlichste Belagerungsgeschütz Gefahr liefe, dem Feinde in die Hände zu fallen, die einzige Aussicht auf Rettung für Paris böte, und daß man ihn deshalb sehr wohl ins Auge gefaßt haben könnte. — Dann giebt er nach Durchlesung einer Depesche aus Paris Hatzfeld die Weisung, zu erklären, daß die betreffenden Amerikaner herausdürften, die Rumänier aber, für die ebenfalls um Erlaubniß zur Abreise durch unsere Linien gebeten worden, nicht; er habe seine Gründe dazu, bemerkte er. — — — Es wird noch berichtet, daß der Pastor von Bärwalde in Pommern eine stattliche Liebesgabe von sechs gebratnen Gänsen in Blechbüchsen eingesandt hat, eine für den König, eine für den Kronprinzen, eine für den Chef, eine für Moltke u. s. w. Wir leben hier überhaupt seit einigen Tagen wie in Kanaan. Fast alle Tage kommen Gaben an Spickgänsen, Wildpret, Pasteten oder edlen Würsten, an Cigarren und guten Getränken, und die Speisekammer faßt bisweilen kaum die Körbe, Flaschen und Fässer, welche diese und andere Vorräthe bergen.

L., der eine Tarnkappe oder ein magisches Hörrohr haben muß, das durch sieben Schlüssellöcher hinter einander ihm zugehen läßt, was hinter dem letzten gesprochen wird, will wissen, es sei ein russischer Diplomat im Hauptquartier eingetroffen, der die Anzeige überbracht habe, daß das Petersburger Kabinet die Rußland 1856 auferlegten Beschränkungen in Betreff des Schwarzen Meeres als aufgehoben betrachte oder aufgehoben zu sehen wünsche. Er fragt, ob ich etwas davon wisse. Ich verneine das und rathe ihm ab, über die Sache zu correspondiren.

Beim Thee wird erzählt, daß Savigny, der jetzt in Abwesenheit des Chefs sich viel in Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig zu thun mache, die Herren im Chiffrirbureau stark in Anspruch nehme, da er es bei keiner Arbeit unter drei oder vier Concepten thue, die man ihm dann jedesmal abschreiben müsse. Ein früherer Staatssekretär soll die Gabe, Gedanken zu haben und sie rasch zu Papier zu bringen, in noch karger bemessnem Maße besessen und es selten über den Anfang zu einem Concept hinausgebracht haben. „Fortsetzung und Schluß mußte ihm — liefern, der ihm seine Stelle verdankte". Traumbücher und vergeblich zerkaute Federn gehören wohl am Ende nicht so eigentlich in ein Auswärtiges Amt, indeß hatte das in der guten alten Zeit vor Bismarck nicht viel zu bedeuten.

Abends verschiedene Ballonbriefe gelesen, darunter einen vom 3. November, der sich als der Ausdruck der Meinung eines vornehmen Mannes über den jetzigen Zustand in Paris zum Abdruck im „Moniteur" und anderswo eignen wird. Er lautet mit Weglassung der Adresse und der Unterschrift, in deutscher Uebersetzung:

„Mein lieber Joseph,

Ich hoffe, daß Dir meine letzten Briefe richtig zugekommen sind. In dem einen theilte ich Dir meine schlimmen Ahnungen mit, die seitdem durchweg zur Wirklichkeit geworden sind; in dem andern zeigte ich Dir meine Ankunft in Paris an, wohin ich abgegangen war, als ich erfahren, daß es angegriffen werden würde; in einem dritten erzählte ich, wie man niemals weniger frei ist als unter dem Regimente der Freiheit, wie man da nicht ausgehen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, als Spion bei Seite gebracht zu werden, und wie endlich die Leute vom Volke das Recht zu haben glauben, die Bürger unter dem Vorwande, sie seien Ihresgleichen, zu beleidigen. Heute will ich

Dir Nachricht über mich und die Belagerung geben, obwohl Du über die letztere ohne Zweifel ebenso wohl unterrichtet sein wirst als ich.

Mein Gewerbe als Nationalgardist ist weit davon entfernt, immer angenehm zu sein. Oft kommt es vor, daß ich siebenundzwanzig Stunden lang Wachtdienst auf den Wällen thun muß, womit die Pflicht zusammenhängt, mitten in der Nacht, das Gewehr im Arme, auf den Bastionen hin und her zu spazieren. Wenn es regnet, ist das sehr verdrießlich, und immer ist es sehr langweilig, und zwar um so mehr, als man nach dem Eintritt ins Wachthaus sich auf Stroh, das voll Ungeziefer ist, hinlegen muß, wobei man alle Kleinkrämer, Schenkwirthe und Bedienten des Viertels zu Schlafkameraden hat. Mein Name und meine Stellung sind weit davon entfernt, mir zu nützen, im Gegentheil, sie schaden mir, indem sie Neid und Eifersucht erwecken, die sich dann nicht zu verbergen wissen. Wenn es daher einen schlechten Platz giebt, einen Ort, wo das gemeinsame Strohlager ganz besonders schmutzig ist, oder wo es unaufhörlich hereingeregnet, so ist es beinahe immer derjenige, der mir unter dem Vorgeben zugewiesen wird, man dürfe mich nicht begünstigen. Trotzdem läßt mich das Gefühl der Pflicht über alle diese Verdrießlichkeiten hinwegsehen. Was mir am Meisten widersteht, ist die Verpflichtung, die Wache im Innern der Stadt in der Nähe von Pulvermühlen zu beziehen. Mir kommt's vor, als ob das Sache der neuen Stadtsergeanten wäre, die beiläufig nichts thun, aus Furcht die heitere Ruhe der Bürger zu stören.

Neulich ging ich früh sechs Uhr bei eisigem Nebel zum Exerciren im Feuer nach dem Polygon von Vincennes; den Tag darauf mußte ich abermals schon um fünf Uhr aufstehen, um mich auf die Mairie zu begeben, wo mein Hausmann zum Corporal gewählt

werden sollte. Endlich hatten wir am 29. October siebenundzwanzig Stunden Wachtdienst im Circus der Kaiserin, der in eine Patronenfabrik verwandelt worden ist. Ich dachte mich nun ein wenig ausruhen zu können, als plötzlich am Abend des 31. in allen Straßen die Allarmtrommel erschallte und ich meine Uniform wieder anziehen mußte, um nach dem Stadthause zu gehen. Hier blieben wir von zehn Uhr Abends bis zur fünften Morgenstunde. Ich meinestheils befand mich gerade vor der berühmten Thür, welche die Mobilen einzuschlagen versucht haben, und etwa fünfzehn Schritte von ihr entfernt. Wenn es ihnen gelungen wäre, so würde es an dieser Stelle ganz entschieden einen Kampf gegeben haben, und ich würde ohne Zweifel bei der ersten Salve getroffen worden sein. Glücklicherweise fand man Mittel, durch ein Souterrain ins Stadthaus einzudringen, und wir verließen dasselbe auf diesem Wege, wobei uns ein Dutzend Kugeln nachgeschickt wurden, von denen aber niemand getroffen wurde. Immer wird unser Bataillon auf die Tagesordnung gesetzt; es ist das 4., das Deinen Collegen M. zum Commandanten hat. Ich bin glücklich, diesem Tage, der in der Geschichte einst berühmt sein wird, beigewohnt und zu seinem glücklichen Ausgange beigetragen zu haben.

Am Abend vor dem Tage, wo der Wohlfahrtsausschuß zusammentrat, begab ich mich gegen fünf Uhr auf den Platz vor dem Stadthause, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und mir Bewegung zu machen. Da sah ich, von einer beträchtlichen Menge Menschen umgeben, einen wüthenden Schreihals, der, indem er nach der Kathedrale hinwies, die Leute gegen die Geistlichkeit aufhetzte. ‚Dort ist der Feind‘, sagte er, ‚der Feind sind nicht die Preußen; die Kirchen sind's, die Priester und die Jesuiten sind's, sie, die unsere Kinder demoralisiren und verdummen. Man muß die Kathedrale niederreißen und zerstören,

um einen Straßendamm daraus zu machen. Heute ist Alles ruhig, Dank den Kanonen und Truppen (Mobilen und Nationalgardisten), welche die ganze Linie der Champs-Elysées und der Tuilerien besetzt halten.

Welch ein Krieg, mein lieber Joseph! Es giebt in der Weltgeschichte kein Beispiel eines ähnlichen Ereignisses; denn Cäsar hat auf die Eroberung Galliens im Zustande der Barbarei sieben Jahre verwendet, und wir sind binnen drei Monaten mit Krieg überzogen und zu Grunde gerichtet worden!

Mit der kaiserlichen Familie scheint es für immer aus zu sein. Da wird's eine Partei weniger geben — und vielleicht wird das uns zum Vortheile gereichen.

Bis jetzt bin ich noch nicht genöthigt gewesen, Pferdefleisch zu essen, aber das Rindfleisch ist von einer beklagenswerthen Härte, und das Büffelfleisch, das aus dem Botanischen Garten kommt, und das mir neulich aufgetragen wurde, taugt wenig mehr. Ich bin hier ganz allein, was nicht vergnügt stimmt, aber Dank der Musik und der Lectüre, denen ich mich in reichlichem Maße widme, langweile ich mich niemals.

Wenn es einen Waffenstillstand giebt, und Du mir schreiben kannst, so unterlaß das nicht; denn es liegt mir viel daran, Deine Meinung über alles zu erfahren, was sich begiebt Ich möchte Dich auch den Namen eines französischen Diplomaten wieder ein wenig zu Ehren bringen sehen, der heutigen Tages zur Lächerlichkeit geworden ist". — — —

Ich bin hiermit in der Mitte des Feldzugs und zugleich in der Mitte der Reihe von Erinnerungen angelangt, die mein während desselben geführtes Tagebuch enthält, und es scheint mir hier passend, einen Versuch zur Charakterisirung desjenigen von den Herren in der Begleitung des Bundeskanzlers einzuschalten, der mir damals und seitdem immer

als der bedeutendste unter ihnen erschien. Ein paar Worte zur Ergänzung dessen, was im Vorhergehenden an verschiedenen Stellen über den bemerkt ist, der meiner Auffassung zufolge nach ihm die erste Stelle einnahm, sollen dann diese erste Hälfte meiner Mittheilungen beschließen. Mehr oder minder ausgeführte Porträts der Uebrigen glaube ich für jetzt zurückstellen zu müssen.





Elftes Kapitel.

Lothar Bucher und Geheimrath Abeken.



Nicht oft geschieht es, daß auf Männer, die aus politischen Gründen dem Lande ihrer Geburt und ihrer bisherigen Wirksamkeit den Rücken zu kehren genöthigt sind, langer Aufenthalt in der Fremde günstigen Einfluß übt. Nur ganz besonders gute Naturen bewahren dort, was tüchtig an ihnen ist, entwickeln und klären es und legen die Täuschung ab, die sie aus den oder jenen Gründen in den Tagen, die hinter ihnen liegen, befangen und ihr Handeln auf falsche Wege geführt hat. In der Regel scheint der Flüchtling — ich urtheile nach persönlichen Erfahrungen, die ich in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz sammelte — sehr bald die rechte Fühlung mit dem Leben in der Heimath zu verlieren, und so bewahrheitet sich das Sprichwort: „Tempora mutantur, et nos mutamur in illis“ bei ihm gewöhnlich nur in seiner ersten Hälfte. Unbekümmert um die Alles ändernde Zeit, mit wenig oder gar keinem Verständniß für neu auftretende, mehr aus der Tiefe kommende Mächte, Bedürfnisse und Bestrebungen, bewahrt er das Bild in sich, das jenes Leben darbot, als er über die

Grenze ging. Verbittert über mißlungene Versuche, eine Umgestaltung der Dinge im Sinne seiner Ueberzeugungen herbeizuführen, verdrossen, in sein „Princip“ und die daraus abgeleiteten Dogmen verbissen, beschränkt er sich, da er daheim nicht mehr mitschaffen kann, auf eine Kritik, die Alles besser weiß, obwohl sie in Wahrheit nichts Ordentliches mehr weiß. Einige verkommen auf diese Weise geistig einsam in einer Welt voll Illusionen. Die Mehrzahl schließt sich Coterien an, deren Mitgliedern es ungefähr ebenso ergangen ist wie ihnen, cultivirt mit ihnen die von Hause her mitgebrachten Phrasen und gefällt sich mit ihnen in ohnmächtigen Verschwörungen. Viele werden dabei vollständig und für immer untauglich zu gerechtem und fruchtbringendem politischen Denken und Thun. Manche verkümmern in unkritischer Ideologie und Phantasterei, Andere vergessen die Heimath und schließen sich einem neuen Volkswesen an, das ihnen nun weit über dem des Vaterlandes steht, wieder Andere kehren zwar, wenn der Zwang, in der Verbannung zu leben, beseitigt ist, heim, sehen aber die Welt, die sich inzwischen hier gestaltet hat, mit Siebenschläferaugen an, die nicht begreifen und deshalb sich nicht freuen können, daß es anders und ohne das von ihnen verehrte Ideal besser geworden ist.

Indeß finden sich, wie gesagt, Ausnahmen, und mit solchen begeben sich dann daheim zuweilen wunderbare Dinge. Sie haben außer einem warmen Herzen einen im Grunde klaren und scharfen Verstand, einen guten Fond von Wissen, den Trieb, ihn zu vermehren, und einen selbständigen, nicht in das politische Heerdenwesen verschwimmenden Charakter mitgenommen, und das kommt ihnen nunmehr zu Gute. Unfreiwillige Muße giebt Zeit zum Ueberlegen der Vergangenheit, zum Prüfen des Auslandes, zu Vergleichen desselben mit dem Vaterlande, zur

Erkenntniß der Mängel und der Vorzüge des einen und des andern und so zu stufenweise sich vollendender Läuterung des Urtheils in den verschiedensten Richtungen. Mancher hat auf diesem Wege in der Fremde zwar allerlei Gutes, das Ideal aber, das er dort verwirklicht glaubte, nicht gefunden, Mancher erst dort das Vaterland ganz und voll ehren gelernt und den rechten Weg, ihm zu dienen, erkannt.

Zwei Beispiele von solchen Männern stehen mir, während ich dieß schreibe, neben vielen andern vom Gegentheil vor Augen, beide zu Anfang radikale Demokraten vom Scheitel bis zur Ferse, beide dann vom Leben erzogen, zuletzt Realpolitiker, die beim Erstreben bürgerlicher Freiheit Maß und Möglichkeit kennen und achten, vor allen Dingen aber sich in den Dienst derjenigen Freiheit stellen, welche in der durch Einigung der Nation erreichten Sicherheit und Unabhängigkeit gegenüber der Macht und dem Herrschergelüste des Auslandes besteht.

Ein solcher Mann war Karl Mathy, der radicale Journalist, der Schulmeister von Grenchen, der Freund Mazzinis, der eifrige Patriot in der Paulskirche, der mit allen Kräften der deutschen Einheit zustrebende badische Minister, und ein zweiter solcher Mann ist der Gegenstand dieser Charakterzeichnung.

Adolph Lothar Bucher, von der Presse nicht ganz zutreffend als „die rechte Hand Bismarcks" bezeichnet — ich will hiermit nicht sagen, daß irgend einem andern Rathe dieses Prädicat zukäme oder zugekommen wäre — nicht entfernt! — sicher aber der geschickteste, tiefste und gesinnungsvollste unter den Gehülfen des Reichskanzlers und derjenige, welcher ihm am Ergebensten ist und sich seines Vertrauens im höchsten Maß erfreut, ist am 25. October 1817 geboren, also gegenwärtig ein angehender Sechziger und etwa dritthalb Jahre jünger als der Fürst von Bismarck selbst. Seine Geburtsstadt ist Neustettin. Aber schon

als zweijähriges Kind kam er nach Cöslin in Hinterpommern, wo sein Vater, ein tüchtiger Philolog und Geograph und, was zu beachten, ein Freund Ludwig Jahns, Professor und Protector am Gymnasium geworden war, und wo der Knabe nun den ersten Unterricht und die ersten bewußten Eindrücke vom Leben und der Welt empfing. In einem Märchen so schalkhaft anmuthig und so voll von poetischer Wehmuth zugleich, daß Mancher es dem ernsten, nüchternen, schweigsamen Manne nicht zutrauen könnte, hat er sein weiteres Leben bis zu Anfang der sechziger Jahre unsrer Rechnung angedeutet, und obwohl sich der Aufsatz — er stand im Feuilleton der „Nationalzeitung" vom 24. und 25. December 1861 — „Nur ein Märchen" nennt, soll er mich im Folgenden begleiten, um mit einigen seiner Züge, die mir der Wirklichkeit entnommen zu sein scheinen, das andern Quellen Entnommene zu ergänzen.

Zu jenen ersten Eindrücken, die dauernd auf Buchers Wesen und Denken einwirkten, gehörten die Empfindungen, die sich aus dem Umstande ergaben, daß er zu Cöslin in einem der Orte in dem Küstenlande zwischen Oder und Weichsel aufwuchs, „die man deutsche Pfropfstädte nennen sollte. Der Deutsche hat sie nicht gegründet, auch nicht erobert, sondern ein Reiß in einen slavischen Stamm gesetzt, davon allmählich der ganze Stamm deutsch geworden ist". Ein slavisches Dorf verwandelt sich leicht in eine Stadt, da seine Häuser dicht bei einander liegen, „als ob sie sich ängstlich zusammendrängten. Auch das Pfropfreiß war wohl geschickt; denn es bestand aus Kaufleuten, Händlern und Handwerkern, die aus ihrer Heimath allerlei Künste und die Satzungen eines entwickelten Gemeinwesens mitbrachten. Die Veredlung ging allmählich vor sich durch die Mischung der Säfte. Der Deutsche lernte nur so viel Slavisch, daß er sich nothdürftig verständigen konnte; der

Slave fand seinen Vortheil dabei, Deutsch zu lernen, und lange vorher, ehe die Herzöge von Pommern ihr souveränes Land dem deutschen Reiche zu Lehen antrugen, war dasselbe durch und durch germanisirt. Denn auch auf das platte Land hatten sie selbst deutsche Landwirthe aus Niedersachsen gerufen und gebeten, den schweren deutschen Pflug mitzubringen, damit der Eingeborne lerne, was Ackern sei. Cöslin liegt, wie alle diese Pfropfstädte, in der Krümmung eines Flusses und am westlichen Ufer desselben, damit er ein natürlicher Graben, eine Schutzwehr gegen die von Osten drohenden Feinde sei, und auch sonst ist die östliche Seite besonders gut verwahrt; denn es war eine unangenehme Gesellschaft, die Nationalitäten, die weiter nach Asien zu wohnten". Die Stadt ist kreisförmig erbaut. In ihrer Mitte liegt der Markt, in dessen Mitte das Rathhaus. Vom Markte laufen breite Straßen aus, die durch schmale Gäßchen verbunden sind. „Die Häuser kehren der Straße die schmale Seite, den spitz zulaufenden Giebel zu und sehen bei Nacht wie eine Reihe von Landsknechten aus, Schulter fest an Schulter gedrückt".

Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird hier mancherlei finden, was auf die politischen Ansichten schließen lassen kann, die Bucher in der Zeit der Abfassung dieses „Märchens" hegte.

Frühzeitig scheint sich bei unserm Knaben die Beobachtung der Dinge und das Nachdenken über sie geregt zu haben. Auch die Phantasie wird bei ihm bald erwacht und lebhaft thätig gewesen sein. Besondern Eindruck machte auf ihn die Campe'sche Erzählung von der Eroberung Perus durch Pizzarro, die er einst als Weihnachtsgeschenk erhielt. Weniger Gefallen scheint er an dessen Robinson gefunden zu haben. Jenes Buch verwahrte er noch 1861 als Andenken an dunkle Empfindungen

der Kindheit. „Nur vertraute Freunde bekamen es zu sehen und dabei in der Regel folgende Betrachtungen zu hören. Die lange Reihe von Bänden, zu denen dieser gehört, erzählt die Verrichtungen und Abenteuer von Spaniern, Portugiesen, Engländern, Franzosen und Russen. Nur der erste beschäftigt sich mit einem Deutschen, Robinson Crusoe, und was thut dieses Hamburger Kind? Es hat allerdings den Wandertrieb, der die Germanen nach Europa geführt hat, und der immer in ihnen fortlebt, wo sie am großen Wasser wohnen. Aber er muß heimlich davonlaufen; denn Mutter warnte ihn: ‚Bleibe im Lande und nähre dich redlich‘, und der Vater sagte: ‚Wenn Du in die Fremde gehen willst, mußt Du erst sehr, sehr viel lernen‘. Und was richtet er draußen aus? Er erobert kein Reich, gründet keine Stadt, erwirbt keinen Reichthum. Er läuft wie ein Hasenfuß vor den Fußtapfen der Wilden davon, schließt eine Freundschaft, die stark nach Jean Jacques Rousseau schmeckt, stolpert auf einen Goldklumpen, verliert ihn aber auf dem Heimwege und bringt für sich und sein Vaterland nichts mit als eine Kindergeschichte. Er lebt, wie es scheint, in Hamburg als Chambregarnist und geht jeden Abend in die Kneipe".

Kehren wir von Pizzaro und Robinson zum eigentlichen Gegenstande unsrer Betrachtungen zurück, und beeilen wir uns, mit seinen Knabenjahren zu Ende zu kommen. Unter dem, was die Schule bot, fiel ihm nichts so leicht als Mathematik und Naturwissenschaft. In freien Stunden schnitzelte und drechselte er, wenn er nicht im Walde umherlief. Als die Eltern es endlich für zeitgemäß hielten, ihn zu fragen, was er werden wolle, wollte er erst Seemann, dann, als die Mutter dagegen war, Baumeister werden. Auch darauf gingen die Eltern nicht ein. Er sollte studiren, und als er nun unter den vier Facultäten zu wählen hatte, entschloß er sich für die Jurisprudenz,

„bei der man Referendarius wurde und alle hübschen Mädchen betanzte, und später Justizrath, Ressourcendirector, Ritter des rothen Adlerordens, Wolfsjäger und überhaupt ein großer Mann".

Bucher verließ das Gymnasium in der Zeit der heftigsten Verfolgung der Burschenschaft. Viele seiner ehemaligen Mitschüler waren verwickelt, einer hatte sich am Frankfurter Attentat betheiligt. In den kleinen Universitätsstädten war die mißliebige Verbindung noch immer nicht ganz ausgerottet, und so mußte der Abiturient gegen seinen Wunsch die Berliner Hochschule beziehen. Er kam hier mitten in den Streit hinein, der sich damals zwischen der historischen und der philosophischen Schule der Juristen, Savigny und Gans, entsponnen hatte. Wenn ich nicht irre, so schloß er sich zunächst der philosophischen an und studirte fleißig seinen Hegel. Später verlor er die Lust an der Philosophie und vergaß sie auf lange Zeit über der Rechtswissenschaft, die er ernstlich zu treiben und dann auszuüben hatte. Von 1838 an war er am Oberlandesgericht in Cöslin thätig, und fünf Jahre nachher wurde er Assessor am Land- und Stadtgericht zu Stolp. Hier verwaltete er gleichzeitig einige Patrimonialgerichte, was ihm Kenntniß von den ländlichen Zuständen verschaffte.

In Stolp begann das Amt ihn nach einiger Zeit zu langweilen, weil der Richter damals noch mit einer Menge von Geschäften nichtjuristischer Natur beladen war. Um etwas Anderes zu haben, las er, wie damals viele gute und in ihrer Art gescheidte Leute, Rotteck und Welker, deren Ansichten von Geschichte und Politik er sich mit der ihm eignen Gründlichkeit und Energie einprägte und in Fleisch und Blut übergehen ließ. Eben war er damit fertig geworden, als die Berliner Märztage kamen und bald nachher die preußische Nationalversammlung zusammentrat.

Bucher erhielt von den Wählern Stolps 1848 ein Mandat für die letztere, und das Jahr darauf sandte ihn dieselbe Stadt als ihren Vertreter in das inzwischen geschaffene Abgeordnetenhaus. Bis 1840 hatte in Preußen alles öffentliche Leben gemangelt, der neue Abgeordnete aus Hinterpommern war Jurist mit wesentlich privatrechtlicher Bildung, es fehlte ihm alle und jede Erfahrung in Staatsgeschäften. Zählen wir dazu noch den Einfluß der Rotteck und Welkerschen Anschauungen von den politischen und historischen Dingen, und erinnern wir uns, daß Bucher ein junger Mann von energischem Verstand und Willen war, so werden wir uns nicht nur nicht wundern, sondern es natürlich, fast nothwendig finden, wenn er sich den Radikalen in der Kammer anschloß — allerdings nicht denen, die sich über gute Formen hinwegsetzten, und ebenso wenig denen, die sich in der pathetischen Phrase gefielen.

„Ich habe nie jemand", so heißt es in einem Bruchstücke der Denkwürdigkeiten des Generals von Brandt*), „mit mehr Talent und Mäßigung sprechen hören, als Bucher bei dieser Gelegenheit" — den Berathungen der Commission, welche die sogenannte Habeascorpus-Akte, Waldecks Lieblingskind, zu begutachten hatte. „Sein blondes Haar, seine leidenschaftslose Haltung erinnerten mich lebhaft an Bilder, die ich von St. Just gesehen. Bucher war ein rücksichtsloser Nivellirer alles Bestehenden, aller Stände und aller Vermögen, eines der consequentesten Mitglieder der Nationalversammlung und zu jedem Schritte entschlossen, welcher seinem Ziele: Tugend in den Principien und Bruderliebe in den Einrichtungen, entgegenzuführen schien. Ohne Kenntniß der Gesellschaft, sterilen juridischen Abstractionen hingegeben, war er der vollkommenen

*) Vgl. Juniheft der Deutschen Rundschau von 1877.

Ueberzeugung, daß das Heil der Welt nur aus einer plötzlichen, energischen und kraftvollen Zertrümmerung des Bestehenden hervorgehen könne. Er half den öffentlichen Widerstand organisiren und verbreitete vorzugsweise den Gedanken dafür — es war besonders sein Gedanke — die ehrgeizige und turbulente Fraction in der Nationalversammlung zur Ergreifung einer Dictatur zu stacheln. Die ironische Geringschätzung, mit der er die bestehende Gewalt behandelte, mit der er offen seinen Haß gegen die alte Staatsverfassung darthat, und sein Dogma von der Souveränetät des Volkes, durch dessen radikale Chimären er dieses selbst berauschte und zugleich seine Fähigkeiten für die Rolle eines Demagogen entwickelte, würden ihn bei einer längeren Dauer alle seine Anhänger in seinen streng logischen Bestrebungen haben überflügeln lassen".

Welchen Anschauungen Bucher in der Nationalversammlung huldigte, und wie er schon damals im Begriffe war, den Juristen in Betreff politischer Angelegenheit abzulegen, mag ferner ein Passus aus der Rede zeigen, mit der er den am 9. August 1848 von Stein gestellten, dann einer Commission überwiesenen und schließlich in etwas milderer Fassung angenommenen Antrag, das Kriegsministerium aufzufordern, es möge die Offiziere der Armee vor reactionären Bestrebungen warnen und ihnen aufrichtige Mitwirkung bei der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes empfehlen, am 4. September, nachdem der Minister ablehnend geantwortet, Hansemann und den Rednern der Rechten gegenüber vertheidigte. Indem er sich gegen diejenigen wandte, welche die rechtliche Befugniß der Nationalversammlung in dieser Angelegenheit bestritten hatten, weil das Wahlgesetz vom 8. April sie nur berechtige, die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, bemerkte er, eine solche Auffassung müsse er als eine sehr naive bezeichnen. „Die Weltgeschichte",

so fuhr er dann fort, „wird schwerlich an den Schranken eines Wahlgesetzes stehen bleiben. Eine neue Zeit braucht ganz andere Fundamente als ein Blatt in einer Gesetzsammlung. Ich gehöre selbst dem Juristenstande an und mit Neigung, aber ich habe schon öfter Anlaß gehabt, zu bedauern, daß wir hier so zahlreich vertreten sind. Wir bringen nur zu leicht den beschränkten richterlichen Standpunkt mit, wir legen nur zu leicht den beschränkten richterlichen Maßstab an die ungeheuren Fragen, die wir, wenn auch nicht lösen, doch in ihrer Lösung fördern werden. Wir können, wir dürfen nicht verfahren wie der Richter, der mit skrupulöser Prüfung aus den vorhandenen, für ihn unantastbaren Gesetzen sein Urtheil ableitet, sondern wir müssen mit staatsmännischem Sinne die Nothwendigkeiten erkennen, unsern Beruf erkennen, der vielleicht beispiellos dasteht, den Beruf, die Consequenzen einer nicht fertig gewordenen Revolution im friedlichen Wege der Gesetzgebung herbeizuführen. Halten wir das fest, so werden wir leicht den Umfang unsrer Rechte, oder besser, unsrer Pflichten erkennen. Es ist so viel die Rede von unsern Befugnissen, unsern Rechten. Sprechen wir endlich einmal auch von unsern Pflichten gegen das Volk, das aus tausend Wunden blutet". Der Redner ging nun die Mängel und Schäden des von der alten Regierung hinterlassnen Staates durch und fragte, ob dabei die Rede sein dürfe von ängstlichem Suchen nach der Form der Abhülfe. Die alten Organe der Regierung könnten dem Ministerium in vielen Fällen kein getreues Bild der Zustände geben, wohl aber könne dieß die Versammlung, die das eigentliche Volk vertrete. Der Ministerpräsident habe auszuführen versucht, daß die Ansicht der Regierung und die der Mehrheit der Nationalversammlung eigentlich auf Eins hinausliefen; er vermöge dieß nicht einzusehen. Am 9. August habe man einen Beschluß gefaßt, und derselbe sei nach zwei

Tagen dem Ministerium zugegangen. Letzteres habe es nicht für nöthig gehalten, darauf zu antworten. Wenn es wenigstens seine Bedenken ausgesprochen, sich darüber geäußert, daß es an der schroffen Form des von ihm verlangten Erlasses Anstoß nehme, und die Versammlung veranlaßt hätte, die Sache nochmals in Erwägung zu ziehen, die Form des Beschlusses milder zu gestalten, so würde die Lage der Sache eine ganz andere, eine glücklichere für die Versammlung und das Land geworden sein. Aber hiervon sei durchaus nichts geschehen. Die Nationalversammlung habe die Pflicht gehabt, das Ministerium darauf aufmerksam zu machen, daß es die Zustände und Bedürfnisse des Augenblicks nicht richtig würdige, und da es diesem Rathe nicht gefolgt sei, so müsse es von ihr beauftragt werden, den Beschluß auszuführen; denn eine constituirende Versammlung habe, so lange sie keinen Vollziehungsausschuß besitze, kein anderes Organ als das Ministerium. Was den Inhalt des Beschlusses betreffe, so könne von einer Aenderung nur die Rede sein, wenn die Umstände, welche denselben vor vier Wochen dictirt hätten, jetzt nicht mehr dieselben wären, dieß sei aber nicht der Fall. Der Finanzminister habe gesagt, man dürfe sich um die politische Gesinnung der Offiziere nicht bekümmern, da das Heer nur eine gehorchende Macht sei. Aber gerade deswegen dürfe es nicht geduldet werden, daß einzelne Führer des Heeres offen Tendenzen verfolgten, welche dem herrschenden Systeme zuwiderliefen und auf den Sturz desselben berechnet seien. Mit Hindeutung auf die Gefahr, die der Finanzminister in Aussicht gestellt hatte, schloß der Redner: „Ich verkenne die Schwüle des Augenblicks wahrlich nicht; aber Eins weiß ich — und das erkläre ich zugleich im Namen meiner Freunde — wir gehen unsrer Ueberzeugung getreu den geraden Weg und schrecken auch vor dem nicht zurück, was der Herr Minister

uns heute ahnen läßt; denn wir wissen, daß die Verantwortung, die furchtbar schwere Verantwortung nicht auf unsere Häupter fällt".

Im Abgeordnetenhause war Bucher für das Zustandekommen organisatorischer Gesetze in hervorragender Weise thätig. Eine wichtige Rolle spielte er als Referent über den Antrag Waldecks, das Ministerium zur Aufhebung des am 12. November 1848 über Berlin verhängten Belagerungszustandes zu veranlassen — einen Antrag der, als er angenommen worden, die Auflösung des Abgeordnetenhauses zur Folge hatte. Es fiel Bucher nicht schwer, die Ungesetzlichkeit des Belagerungszustandes nachzuweisen. Denn es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß sich die Berechtigung zur Verhängung desselben nicht aus dem Artikel 110 der erst drei Wochen später in Kraft getretnen Verfassung herleiten ließ, und zwar um so weniger, als dieser Artikel nur von der Aufhebung gewisser Grundrechte im Fall eines Krieges oder Aufruhrs handelte. Am 12. November hatte in Berlin weder Krieg noch Aufruhr stattgefunden, auch hatte das Ministerium nicht blos die Grundrechte suspendirt, sondern auch Militärgerichte für Bürger niedergesetzt, von denen der Artikel 110 nichts sagte, und über die als für solche Fälle zulässig auch ältere Gesetze keinerlei Bestimmung enthielten.

Die Folge des hierdurch veranlaßten Beschlusses war die Auflösung des Abgeordnetenhauses, welcher am 4. Februar 1850 der sogenannte Steuerverweigerungs-Prozeß folgte, der erst am 21. seinen Abschluß fand. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel hatte gegen einige vierzig Mitglieder der Nationalversammlung, die den am 15. November 1848 gefaßten Beschluß, daß die Regierung nicht berechtigt sei, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, so lange die Volksvertretung nicht ungestört ihre Berathungen in Berlin fortsetzen

könne, sowie eine Proclamation vom 18. November, welche diesem Beschlusse im Lande Nachachtung zu schaffen bestimmt war, verbreitet hatten, die Anklage wegen versuchten Aufruhrs erheben lassen. Der Prozeß war ein Stück Kabinetsjustiz. Daß das Kriminalgericht in Berlin nicht competent, war so sonnenklar, daß der Vorsitzende sich nicht anders als dadurch zu helfen wußte, daß er den Angeklagten und ihren Vertheidigern das Plaidiren über die Competenz verbot. Die besondere Verhaßtheit Buchers in den oberen Sphären, die bei diesem Prozesse zu Tage trat, hatte wohl in seinem soeben erwähnten Referat über die Ungesetzlichkeit des über Berlin verhängten Belagerungszustandes ihren Grund. Die Verhandlungen endigten mit der Freisprechung der meisten Angeklagten. Dagegen wurden Bucher, der Bürgermeister Plathe aus Leba, der Müller Kabus aus Schwademühl und der Hausbesitzer Nennstiel aus Peiskretscham für schuldig erklärt und Bucher sowie Plathe zu fünfzehnmonatlicher Gefängnißhaft und dem üblichen Zubehör von Verlust der Nationalkokarde, Amtsentsetzung u. dergl. verurtheilt.

Diese Verurtheilung veranlaßte Bucher, ins Ausland und zuletzt nach London zu gehen. Er wird sich klar darüber gewesen sein, daß man ihn nach Verbüßung der fünfzehn Monate Festung doch durch Polizeischerereien vertrieben hätte. In London lebte er in der ersten Zeit vorwiegend volkswirthschaftlichen und politischen Studien, der Beobachtung englischer Zustände und Eigenthümlichkeiten und der Betrachtung und Zergliederung der parlamentarischen Eigenthümlichkeiten und Charaktere Englands — einer Beschäftigung, bei der er an vielen Stellen hoch gepriesener und in Deutschland bewunderter Dinge und Menschen auf Heuchelei, Fäulniß und Täuschung stieß, welche ihn für alle Zeit mit Zorn, Widerwillen und

Verachtung erfüllten. Unter den Bekanntschaften, die er hier machte, war Urquhart, mit dem er später auseinander kam. Erst in den letzten Jahren seines Aufenthalts zu London lernte er durch gesellschaftliche englische Verbindungen andere politische Flüchtlinge von Namen, wie Mazzini, Ledru Rollin und Herzen kennen. Dieselben trugen weiter zu seiner Abklärung in Sachen der Politik bei, d. h. er erkannte, wie alle diese Herren vermittelst des Nationalitätsprinzips Riemen aus dem Felle des biedern und prinzipientreuen deutschen Bären schneiden wollten oder, um deutlicher zu sein, für ihre Nationalität auf ein Stück Deutschland, z. B. die Rheingrenze, den Höhenzug der Alpen oder das Polen von 1772 speculirten. Auch liberale deutsche Blätter beschäftigten sich aus Ehrfurcht vor dem „Prinzip", d. h. einer Vocabel, lebhaft damit, wie ein chemisch reines Deutschland zu construiren wäre. Die „Volkszeitung" zum Exempel verlangte, daß Posen „herausgegeben" werde, freilich, ohne zu sagen, an welchen Berechtigten. Gegen solchen faselnden Unfug regten sich in Bucher der gesunde Menschenverstand und die patriotische Ader, die bei ihm niemals zu schlagen aufgehört hatte.

Während seines Verweilens in England war Bucher für verschiedene deutsche Zeitungen thätig. Namentlich schrieb er für die „Nationalzeitung" jahrelang unter dem Zeichen □ gehaltreiche Berichte und gedankenvolle politische Betrachtungen, die durch tiefe und von der gewöhnlichen Heerstraße abweichende Auffassung der Dinge allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Unter Anderem lieferte er eine vortreffliche Schilderung der ersten Weltindustrie-Ausstellung in London, Mittheilungen über englische Hauseinrichtungen und Sitten, über Ventilation, türkische Bäder, die er auf einer Reise nach Konstantinopel kennen

gelernt, und über andere praktische Dinge. Ein ganz besonderes Verdienst aber erwarb er sich um die Aufklärung der liberalen deutschen Politiker durch seine Briefe über den englischen Parlamentarismus. Sie haben dem Aberglauben, daß man die deutschen Volksvertretungen in allen Stücken nach dem Muster der britischen aufzubauen und zu möbliren habe, mit zwingenden Beweisen ein Ende gemacht und überzeugend dargethan, daß die verfassungsmäßigen Einrichtungen und Bräuche keineswegs überall dieselben sein können, sondern dem Charakter, der geschichtlichen Entwickelung und den Hülfsquellen des jeweiligen Landes und Volkes angepaßt sein müssen. Eine fernere sehr dankenswerthe Folge dieser Parlamentsbriefe ist die seitdem fast allgemein gewordene Erkenntniß, daß die englische Regierungskunst nach außen eine reine Handelspolitik ohne große historische Gesichtspunkte und ohne irgendwelche ideale Antriebe und Zwecke ist. Auf Palmerston, Gladstone, den „doctor supernaturalis", Cobden und die ganze heuchlerische, egoistische Apostelschaft der englischen Freihändler fielen dabei Schlaglichter, die ihre Blößen wie bei elektrischem Lichte erkennen ließen. Es war eine Entlarvung, wie sie bisher kaum wo erlebt worden.

Diese und einige andere Arbeiten der glänzenden Feder Buchers stimmten bisweilen mit dem Credo des Blattes, in dem sie erschienen, nicht recht überein, und in Betreff des Evangeliums der Manchesterleute, die dort ihr Wesen trieben, sowie in Bezug auf die Lösung der deutschen Frage war der ☐ Correspondent entschieden ketzerisch gesinnt.

Des Schreibens für Zeitungen vermuthlich müde und überdrüssig geworden, dachte Bucher um das Jahr 1860 an eine gründliche Veränderung seiner Verhältnisse. Wie der Aufsatz „Nur ein Märchen" andeutet, und wie ich trotz aller Wunderlich-

keit des Planes für sicher zu halten Ursache habe, wollte er im tropischen Amerika unter Palmen und Mangrovebüschen sich eine neue Heimath gründen und — Kaffeepflanzer werden. Diese Phantasie mit praktischem, vielleicht auch unpraktischem Anflug scheint indeß bald verflogen zu sein — Gott sei Dank! dürfen wir, vermuthlich mit seiner Erlaubniß, hinzusetzen. Er gehörte noch weniger als nach England unter die Halbnigger von Costa Rica oder Venezuela. Er gehörte nach Deutschland zurück, und die Amnestie von 1860 öffnete ihm die Grenze zur Heimkehr.

Wieder in Berlin eingetroffen, erneuerte Bucher seine Freundschaft mit Rodbertus und wurde mit Lassalle bekannt, den er dann seinerseits mit jenem bekannt machte. Der socialistische Agitator, von dem wir wissen, daß er ganz anders geartet als seine Erben, die Liebknecht und Most, daß er ein guter Patriot, ein Mann von größter Fähigkeit, ein sehr bedeutender Gelehrter, aber zugleich ein von brennendem rücksichtslosestem Ehrgeiz erfüllter Geist war, stand damals am Scheidewege seines Lebens. Die Fortschrittspartei hatte ihn und seine Bemühungen, sie zu einer consequenteren und energischeren Opposition zu bewegen, zurückgewiesen. Er sann darauf, sie durch eine Arbeiterpartei, deren Haupt er werden wollte, beiseite zu drängen, und zu diesem Zwecke erstrebte er mit Eifer eine Verständigung mit Rodbertus, der den Zauber dieser genialen Natur allerdings empfand, aber, obwohl er das eherne Lohngesetz wie Lassalle unanfechtbar nannte, auf eine politische Agitation mit wirthschaftlich unhaltbaren Zielen nicht eingehen zu können erklärte. In dieser Zeit erging von Seiten des Leipziger Arbeitervereins an Lassalle, Rodbertus und Bucher die Bitte um Rath hinsichtlich der Mittel, wie die Lage der arbeitenden Klassen, die man auf einem

Arbeitercongresse zu besprechen vorhatte, zu verbessern sei, Lassalle antwortete auf Grund seines ehernen Lohngesetzes, nicht durch die von Schulze-Delitzsch empfohlene Selbsthülfe, sondern durch Staatscredit zur Errichtung von Productivgenossenschaften, zu dessen Erreichung sich die Arbeiter zu einer politischen Partei organisiren müßten. Rodbertus rieth von Letzterem ab. Bucher schrieb: „Ich verliere keine Zeit, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß die Lehre der Manchesterschule, der Staat habe nur für die persönliche Sicherheit zu sorgen und alles Andere gehen zu lassen, vor der Wissenschaft, vor der Geschichte und vor der Praxis nicht besteht“, hatte aber offenbar auch kein Vertrauen zu den praktischen Vorschlägen Lassalles, die übrigens diesem selbst, wie sein jetzt veröffentlichter Briefwechsel mit Rodbertus zeigt, so wenig ans Herz gewachsen waren, daß er sich mit Freuden bereit erklärte, diese Mittel „fahren zu lassen“, sobald Robertus ein anderes „ausspintisire“. Was Bucher betrifft, so hält er meines Wissens jene negative Ansicht noch heute fest, und ich kann ihm nur darin beipflichten.

Ferner fand Bucher in Berlin die Agitation für die „preußische Spitze“ vor. Aber die Herren, die sie betrieben, wollten keinen „Bruderkrieg“. „Moralisch“ sollte nach ihren Reden und Leitartikeln gekämpft, gesiegt und erobert werden, wie man sich — vielleicht mit einigem Kopfschütteln und Achselzucken — erinnern wird. Selbstverständlich wünschte auch Bucher eine festere Einigung der Deutschen gegenüber den Gelüsten der Fremden, er konnte sich aber nicht zu der Stärke des Glaubens durcharbeiten, welche erforderlich war, wenn man hoffen wollte, daß Oesterreich aus Deutschland hinausgesungen werden würde, oder wenn einem sich die Möglichkeit präsentiren sollte, die „Mittelreiche“ und Kleinstaaten durch

Turner- und Schützenfeste, Tinte, Druckerschwärze und Resolutionen von wohlgesinnten Volksversammlungen unter die besagte preußische Pickelhaubenspitze oder auch nur unter einen Hut zu bringen. Selbst das große Wort des Herrn von Beust: „Auch das Lied ist eine Macht“ konnte ihn nicht überzeugen, daß er sich im Irrthum befinde. Ohne Krieg, das sah er deutlich und sprach er ebenso deutlich in Wort und Schrift aus, waren nur drei Hüte denkbar, war mit andern Worten höchstens etwas Derartiges wie ein Trias zu erreichen, und der Vorwurf, Bucher habe durch Annahme einer Stellung unter Bismarck seine Ueberzeugung verleugnet, ist völlig grundlos. Es steht Leuten ganz ungemein übel zu Gesicht, die keinen Groschen bewilligen wollten, auch wenn die Kroaten vor Berlin stünden, und die sich für die augustenburgische Farce noch in der letzten Scene ihres Schlußactes begeistern konnten. Es ist überaus ergötzlich, die Liste der Herren durchzusehen, die im preußischen Abgeordnetenhause für den famosen Passus der Immediatadresse gestimmt haben, daß die preußische Politik unter diesem Ministerium nur die Folge haben könnte, daß die Herzogthümer wieder den Dänen überliefert würden.

Während des Redekampfs gegen Bismarck war Bucher schon in fruchtbarer Thätigkeit. Damals wurde er von vielen Leuten bedauert, daß er so falsch habe handeln können; jetzt wird er von vielen gehaßt, weil sie sich sagen müssen, daß er richtig gehandelt hat. Bei seinem Anschluß an die Politik des leitenden Ministers aber ging es folgendermaßen zu. Eine Zeit lang nach seiner Rückkehr nach Berlin war er noch für die „Nationalzeitung“ thätig. Dann löste sich das Verhältniß, wie er auch mit der Partei des Blattes in mehr als einem Punkte immer weniger übereinstimmte, und er arbeitete einige

Monate im Wolffschen Telegraphenbureau. Der sehr geringe Gehalt, den er hier für viel Arbeit bezog, und ohne Zweifel auch Abneigung gegen solche Beschäftigung ließen ihn daran denken, sich wieder der Jurisprudenz zuzuwenden und Advocat zu werden. Er sprach über diesen Plan mit einem Bekannten Bismarcks, der ihm davon abrieth. Bald darauf that der Minister, der ihn, vorurtheilsfrei, wie er ist, hatte zu sich kommen lassen, desgleichen, indem er ihm sagte, daß er ihm anderweit Gelegenheit geben könnte, sich nützlich zu machen. So trat Bucher 1864, erst diätarisch, dann als Legationsrath fest, in das Auswärtige Amt ein. Im Jahre darauf schon bekam er eine bedeutende Aufgabe zu lösen, die Verwaltung Lauenburgs, das nach der Convention von Gastein an Preußen gefallen war, und welches Bucher unter seinem Chef bis 1867 zu säubern und zu ordnen hatte. Das kleine Herzogthum war eine juristische Curiosität, im Vergleich mit andern Staaten eine Monstrosität, es repräsentirte den Rechtszustand des siebzehnten Jahrhunderts in Versteinerung, es gehörte ins Germanische Museum. Das Ländchen besaß gar keine codificirte Gesetzgebung, und es galt in ihm nur gemeines Recht. In den letzten Jahren vor 1865 hatte es erst unter der Verwaltung des deutschen Bundes, dann unter der von preußisch-österreichischen Commissarien gestanden. Die Tagesordnung war die Ausnutzung der zahlreichen fetten Beamtenstellen durch einige „schöne Familien", welche auch die ungeheuren Domänen unter sich zu verpachten pflegten. Bucher hatte das Alles aus dem Groben herauszuarbeiten und in hundert Beziehungen Mißbräuche abzustellen und der Billigkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, glücklicherweise unter der Leitung des Ministers, der indeß gerade in dieser Periode längere Zeit schwer krank in Putbus auf Rügen verweilte, sodaß sein Rath

in die Verlegenheit kam, regieren zu sollen und doch keine Vollmacht zu haben.

Ueber die weitere Thätigkeit Buchers muß ich mich kurz fassen. Meist in der unmittelbaren Umgebung des Kanzlers, wurde er von demselben wiederholt zur Vorbereitung und Bearbeitung der wichtigsten Angelegenheiten verwendet, und man darf annehmen, daß er die ihm gewordenen Aufträge in allen Fällen sachkundig und formgewandt erledigt hat, und daß sein Chef an den Arbeiten, die er ihm aufgegeben, selten etwas von dem, was er gemeint und gewollt, vermißt oder anders gewünscht hat. Bucher hatte ihn eben von Anfang an verstanden und sich rasch in seine Weise, die Dinge zu nehmen und zu behandeln, hineingelebt. 1869 und im Frühling des Jahres 1870 war er mit dem Minister mehrere Monate in Varzin, wo er den Verkehr der Bundesbehörden und der preußischen mit ihrem Chef vermittelte. Während des französischen Krieges wurde er, wie oben berichtet, in der letzten Woche des September in das Große Hauptquartier berufen, bei dem er mit dem Kanzler bis zum Ende des Feldzugs verblieb. 1871 war er mit bei den Friedensverhandlungen in Frankfurt. Auch in den nächsten Jahren folgte er dem Fürsten, wenn er sich nach seiner pommerschen Herrschaft zurückzog, als unentbehrlich nach. Die Hofluft scheint er zu scheuen.

Ich füge noch hinzu, daß Bucher unverheirathet geblieben ist, und daß er meines Wissens im Vergleich mit Andern in seiner Stellung wenig Umgang hat. Sein Wesen macht den Eindruck eines schweigsamen, nüchternen, bedächtigen Mannes, dem es aber nicht an gewissen poetischen Zügen und ebenso wenig an gesundem Humor fehlt. Seine Gedanken, seine Sympathien und Antipathien reden eine leise Sprache, ohne

darum der Energie zu ermangeln. Ein kalter Kopf und darunter ein warmes Herz, ein stilles Wasser, aber tief.

Ich bin fertig mit meinem Bilde, und wenn ich's jetzt überblicke, kommt mir's vor, als hätte ich trotz hoher Achtung vor dem Originale nicht gerade mit couleur de rose gemalt, sondern mit den ehrlichen Farben der Wahrheit. Und wenn ich ihm jetzt ein großes Lob zur Unterschrift gebe, so kommt es aus anderm Munde. „Eine wahre Perle“! sagte der Reichskanzler von Bucher, als ich mich 1873 von ihm verabschiedete.

Wenn Lothar Bucher vom Kanzler zu seinem Mitarbeiter gewählt worden war, so war der Geheimrath Abeken von ihm geerbt worden. Heinrich Abeken war in jeder Hinsicht ein Beamter der alten Schule. Er gehörte mit seinem ganzen Wesen in die Epoche unsrer Geschichte, die man die literarisch-ästhetische nennen kann, in die Zeit, wo das politische Interesse vor der Beschäftigung mit Poesie und Philosophie, mit philologischen und andern wissenschaftlichen Fragen zurücktrat. Er befand sich am Wohlsten im Kreise der Ideen, die vor der neuen Aera in den Sphären des Hofes und des höheren Beamtenthums die herrschenden waren. Er ist nie in der Politik aufgegangen, im Gegentheil, ein Gegenstand der Aesthetik schien ihm häufig schwerer zu wiegen als eine wichtige Action auf staatlichem Gebiete, und nicht selten kam es vor, daß ihm, während Andere sich um den Ausgang einer Entscheidungsstunde in dem oder jenem bedeutungsvollen Processe sorgten, der oder jener Vers irgend eines alten oder neuen Dichters durch den Kopf und dann gewöhnlich mit Pathos über die Lippen ging, ohne daß diese poetische Leistung im Zusammenhange mit der Situation gestanden hätte.

Abeken stammte aus Osnabrück und war 1809 geboren. Seine Ausbildung für die Universität leitete ein Oheim, der Philolog und Aesthetiker Ludwig Abeken, der zur Zeit Schillers in den Weimarischen Kreisen verkehrt und die dortige Weise zu empfinden sich angeeignet hatte. Der Neffe studirte dann Theologie und wurde in den dreißiger Jahren unter Bunsen Gesandtschaftsprediger in Rom, wo er sich mit einer Engländerin verheirathete, die ihm indeß nach wenigen Monaten schon durch den Tod entrissen wurde. Befreundet mit Bunsen, dessen Anschauungen und Bestrebungen auf religiösem Gebiet er theilte, wendete er sich um das Jahr 1841 diplomatischen Geschäften zu, indem er zuerst eine Denkschrift über die Gründung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem verfaßte — eine Idee beiläufig, an die heutzutage schwerlich jemand in Berlin denken würde. Später finden wir ihn mit Lepsius in Aegypten wieder, von wo aus er dann das heilige Land bereiste. Unter Heinrich Arnim trat er in das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten ein, in dem er bis zu seinem Ableben im Herbst 1872 verblieb, obwohl sich in der Zwischenzeit dort sehr wesentliche Wandlungen vollzogen.

Man kann darin mit dem Legationsrath Meier, der ihm in der „Allgemeinen Zeitung" ein Denkmal der Freundschaft gesetzt hat, „die stille Tugend pflichtmäßig und gewissenhaft fortgesetzer Diensttreue und Dienstfertigkeit" erblicken, aber auch einen Beweis dafür, daß ihm die Politik niemals Herzenssache, wenigstens nicht in dem Maße Herzens- und Gewissenssache gewesen ist wie andere Dinge. Auch noch Anderes werden wir daraus schließen dürfen, und sein ebengenannter Biograph steht nicht an, diesen Schluß zu ziehen. Abeken, so beginnt er ungefähr, zeigte eine theils angeborne, theils anempfundene Aehn-

lichkeit mit Bunsen, dessen Jünger er war, und dessen Leben er geschrieben hat; er war ein bewegliches Gemüth und ein vielseitiger Geist. Dagegen war er kein selbständiger, kein schöpferischer Charakter. Dadurch „entging er", so heißt es weiter, „der Gefahr, daß er im Verfolgen einer neuen kühnen Idee, einer Ueberzeugung mit dem Strudel der Zeitverhältnisse, dem hergebrachten Gange der Staatsmaschine in Kampf gerathen und an den Strand geworfen worden wäre, und vermochte in seiner leichteren, weniger selbständigen politischen Beweglichkeit vierundzwanzig Jahre lang, unter sieben verschiedenen Ministerien und Systemen immer ohne Anstoß — inneren wie äußeren — sein Fahrwasser zu behaupten. Und wollte man deshalb unserm Freunde einen Vorwurf machen und seine lavirende Zähigkeit, sein dem Wind und Wetter unwillkürlich sich anschmiegendes Festhalten an Amt und Stellung als unmännlich tadeln, so würde ein solcher stoischer Tadel jedenfalls weniger die einzelne Handlungs- und Gesinnungsweise treffen als des Verstorbenen ganzes Wesen und Wirken, das mit derselben untrennbar zusammenhing". Lesen wir zwischen den Zeilen und denken wir uns das Eine und das Andere ein wenig unverblümter und conciser ausgedrückt, so werden wir dem seligen Geheimrath nicht Unrecht thun, wenn wir dieses Urtheil unterschreiben.

Ueber seine Brauchbarkeit in Geschäften und die Grenzen dieser Brauchbarkeit ist oben gesprochen worden. Ebenso über die ungewöhnlich starke Anziehungskraft, die alles, was mit dem Hofe zusammenhängt, auf ihn ausübte. Wie hierin das Gegentheil von Bucher, so war er es auch darin, daß er ungemein gesellig und gesprächig war. Seinem Bedürfniß nach Verkehr mit vornehmen Leuten genügte er u. A. dadurch, daß er sich häufig in den Kreisen bewegte, die sich im Radziwillschen

Palais versammelten — Besuche, die er auch dann, als in diesen Kreisen die ultramontane Opposition gegen die kirchliche Politik des Reichskanzlers sich verkörperte, nicht einzustellen vermochte. Sehen wir von diesem und andern vornehmen Cirkeln ab, so wird er sich am Glücklichsten in den Wochenzusammenkünften der „Graeca", einer meist aus ehemaligen „Römern" zusammengesetzten Gesellschaft befunden haben, die statutenmäßig alle politischen Gespräche ausschloß und außer geselligen nur philologische und ästhetische Zwecke verfolgte. Hier war er in seinem eigentlichen Elemente. „Aber auch mitten unter amtlichen Arbeiten", so berichtet Meier, und so könnte ich ebenfalls erzählen, „selbst auf seinem Ministerium wußte er für ästhetisch-philologische Intermezzos noch Raum zu finden und seine von Hessen oder Schleswig-Holstein ermüdeten Collegen bald mit einigen seiner römischen oder morgenländischen Erinnerungen zu unterhalten, bald mit einem Citatenstrom aus deutschen und fremden Dichtern, Goethe und Sophokles, Heinrich Kleist, Shakespeare und Dante, in Erstaunen zu versetzen" — häufiger vielleicht aber, so gestatte ich mir hinzuzufügen, andere Empfindungen zu erwecken. Wie weit das ging, mag uns eine Anekdote zeigen, die Meier, ohne zu fühlen, welche Farce er uns vorsetzt, uns von seinem Freunde berichtet.

„Als Abeken im November 1850, wie er oft erzählte, seinen damaligen Chef von Berlin nach Olmütz begleitete — zum Abschluß jenes unglücklichen Uebereinkommens, in dem er freilich immer nur eine glückliche diplomatische Rettung Preußens erkennen wollte — da sahen sie beide auf ihrer nächtlichen Fahrt plötzlich die winterliche Morgensonne neben sich aufgehen, und begrüßten sie, der Minister zuerst, mit dem ihnen beiden

geläufigen Chorgesang aus der Antigone: „Ἀκτὶς Ἀελίου! Strahl des Helios, Du!"

Ich denke, das bedarf keines Kommentars, und so sage ich nur: Ein Glück für Abeken, daß der Minister, welcher diesem vermuthlich nicht zuerst von ihm ausgegangenen, in doppeltem Sinne unnatürlichen Gefühlsausbruche beiwohnte, von Manteuffel und nicht von Bismarck hieß. Ich hätte dessen Zorn sehen mögen, wenn der selige Mann vor ihm seinen Chorgesang an die aufgehende Sonne angestimmt hätte, wo die Sonne Preußens auf Jahre unterging.

Feb. 21 – 27th 1879.



Jan. 28. 1879.

Druck von Carl Marquart in Leipzig.

verhältnissen, es unterrichtet uns über Scharfrichterwesen und die Stellung dieser Klasse zur Gesellschaft, über das Studententhum, die Lehrer, Geistlichkeit, Philantropen, Mediciner, Landleute, Landwirthschaft, Soldatenthum, humanitäre Geheimbünde, Fürsten und Fürstenhöfe, Juden &c. Wie man sieht, ein großer Reichthum an interessanten Gestalten, welche als Typen damaliger Zeit gelten können, und dabei ist stets das, was Busch bringt, nicht bloß dem Stoff nach interessant, der Autor versteht es wie Wenige, frisch zu beleben und anziehend zu schildern. Das Werk ist lehrreich und unterhaltend zugleich.

Ueber Land und Meer.

Aus unserer patriotisch-volksthümlichen Literatur nennen wir ein hervorragendes Werk: „Die gute alte Zeit" von Moritz Busch. Unser fleißiger Uebersetzer und Compilator, vielleicht der fleißigste und erfolgreichste in deutschen Landen, beschenkt uns hier mit einer Sammlung von Aufsätzen, die uns schon als Artikel in der „Gartenlaube" und im „Daheim" manche Belehrung und Ergötzlichkeit verschafft haben. Das neue Buch verdient insofern erhöhte Theilnahme, als es ausdrücklich auf eine Vergleichung unserer oft geschmähten neuen Zeit mit der eben so oft gelobten alten hinleitet, und zwar entschieden zum Nachtheil der letzteren. Indessen werden die Schilderungen aus der „guten alten Zeit" manchem deutschen Gemüthe wohlthun.

Illustrirte Frauenzeitung.

